

# In den Händen der Bolschewiken



von

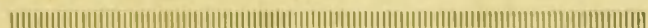
Alexander von Stryk

In den Händen  
der Bolschewiken

Erinnerungen aus dem Jahre  
1918

von

**Alexander von Stryk**



Im Xenien Verlag zu Leipzig

Gedruckt bei C. Klingelstein, Koda S. A.

# Inhaltsverzeichnis.

---

## Vorwort.

1. Die baltischen Deutschen während des Weltkrieges . . . . .	11
2. Der erste Raubüberfall . . . . .	24
3. Die Verhaftung . . . . .	33
4. Im Spritzenhause . . . . .	39
5. Im Lazarett . . . . .	48
6. Der Ausbruch von Dorpat . . . . .	73
7. Die Reise bis Gatschina . . . . .	90
8. Von Gatschina nach Wjatka . . . . .	106
9. Von Wjatka nach Nowo-Nikolajewsk . . . . .	123
10. Raubüberfälle . . . . .	151
11. Die Ankunft in Kraßnojarsk . . . . .	171
12. Der Aufenthalt im Gefängnis: die erste Woche . . . . .	193
13. " " " " die zweite Woche . . . . .	216
14. " " " " die dritte Woche . . . . .	240
15. Der Ausbruch von Kraßnojarsk . . . . .	257
16. Die Rückreise bis Perm . . . . .	274
17. Von Perm bis Moskau . . . . .	290
18. Von Moskau bis Orscha . . . . .	305
19. Unter deutschem Schuß . . . . .	320
20. Die Heimkehr . . . . .	335
21. Schluß . . . . .	356
22. Nachwort . . . . .	361



## Vorwort.

Ueber die Verschleppung von mehr als 500 Balten durch die Bolschewisten im Februar d. J. ist viel geschrieben worden, auch haben mehrere Beteiligte ihre Erinnerungen bereits veröffentlicht.\* Wenn ich trotzdem auch mit meinen Erinnerungen vor die Oeffentlichkeit trete, so geschieht das aus mehreren Gründen.

Von den genannten Schriften beschäftigen sich die beiden letzteren mit den Schicksalen anderer Gruppen von Verschleppten, mit denen wir nur zumteil Gemeinsames erlebt haben. Die Schilderung von E. Seraphim, mit dem ich den größten Teil der Hinreise und die ganze Rückreise im gleichen Wagen zurückgelegt habe, zeigt die Vorgänge in einer sehr allgemeinen Beleuchtung, so daß mir und auch vielen meiner Gefährten seine Darstellung nicht vollkommen genügt. Es fehlt hier das Persönliche, es fehlen all die vielen kleinen Leiden, denen wir die ganze Zeit hindurch ausgesetzt waren, es fehlen die quälenden Gerüche, die bei uns Eingang fanden, die kleinen Reibungen, die zwischen uns vorkamen, und all das Andere, das an sich ziemlich belanglos, im ganzen Zusammenhang der Ereignisse aber doch zum Bilde dieser Zeit gehört.

Tägliche Aufzeichnungen, die ich mir während der längsten Zeit unserer Verschleppung gemacht,

---

\* E. Seraphim: Nach Sibirien verschleppt, Verlag von Krüger in Dorpat. K. von zur Mühlen: In Gottes Hand, Verlag von Franz Kluge in Reval. L. Görk und Bergmann: Verschleppt, Verlag von Jonck und Poliewsky in Riga.

haben, unterstützt durch ein gutes Gedächtniß, mich in die Lage versetzt, ausführliche Erinnerungen niederzuschreiben. Durch Gespräche mit vielen Genossen habe ich dann das nicht tagebuchmäßig aufgezeichnete zurechtstellen und ergänzen können. Endlich habe ich vor der Drucklegung das ganze Werk einigen Leidensgefährten zu lesen gegeben, die sich mit seinem Inhalte vollkommen einverstanden erklärten.

Die Wiederholung vielfach einander ähnlicher Gerüchte und Gespräche konnte nicht vermieden werden, obgleich sie vielleicht manchem Leser lästig fallen könnte. Denn gerade die Wiederkehr immer der gleichen Gedanken, war ein wesentlicher Teil unserer geistigen Beschäftigung und wirkte im höchsten Grade ermüdend und entnervend auf uns. Wenn all das fortgelassen oder nur andeutungsweise in allgemeinen Umrissen erwähnt würde, wäre das Bild nicht vollständig, gäbe es nicht das wieder, was wir erlebten. Denn nicht nur die vollkommene Ungewißheit über unser und der Unseren Schicksal und das Bewußtsein dessen, daß wir gänzlich der Willkür unserer Peiniger überantwortet wären, lastete auf uns, nein, auch der Zustand, in den wir durch die Verhältnisse gebracht waren, die Enge und Einförmigkeit unseres Lebens, trugen ihr Teil dazu bei, die Qualen dieser Wochen zu erhöhen. Wenn also die Schilderung der Erlebnisse dieser 70 Tage der Wirklichkeit entsprechen sollte, konnten die Längen nicht vermieden werden.

Doch noch ein Anderes scheint mir aus dem Bericht von Seraphim nicht genügend klar hervorzutreten. Das ist die Enttäuschung die wir alle erlebten, nachdem wir voll freudiger Hoffnung, ja Zuversicht das von dem deutschen Heere besetzte

Gebiet betreten hatten. Was uns damals widerfuhr ist in den Verhältnissen begründet, und wohl zum Teil unvermeidlich gewesen, auf uns und unsere Stimmung wirkte es dennoch und die starke Niedergedrückttheit, der wir während des letzten Theils unserer Rückfahrt unterworfen waren, durfte nicht verschwiegen werden, wenn das Bild vollkommen sein sollte.

Wenn ich die im zweiten Kapitel geschilderten Vorgänge des 7., 8. und 9. Februar auch mit in diese Veröffentlichung aufgenommen habe, wiewohl sie rein persönlich sind und mit der Verschleppung nichts zu tun haben, tat ich das, weil sie an einem deutlichen Beispiele zeigen, wie die Zustände damals bei uns waren, wem man auch vor dem Manifest von Anwelt ausgesetzt war und endlich, wie niedrig der Kulturzustand der Bolschewiken ist, die eine wertvolle Sammlung raubten, um sie der Vernichtung preiszugeben.

Endlich sei es mir an dieser Stelle gestattet, allen, die zur Verbesserung unseres Loses beigetragen und die uns zur Freiheit verholfen haben auf das Wärmste zu danken; allen Weggenossen aber einen herzlichen Gruß zuzurufen.

D o r p a t, September 1918.

Alexander von Struß.

Die Drucklegung dieser Erinnerungen hat sich verzögert. Wie haben die Zeiten sich geändert, seitdem ich sie niederschrieb. Das Deutsche Reich, das damals so stark war, daß auf sein Gebot sich unsere Kerkertüren im tiefsten Inneren Sibiriens öffneten, kann heute nicht einmal mehr sich selbst, geschweige, denn uns Deutsche in der Ostmark, schützen. Verschleppt werden wir von den von

Osten anrückenden Bolschewiken nicht noch ein Mal, jetzt werden sie es wohl kürzer machen, wenn sie uns überhaupt lebend in ihre Hände bekommen. Wer von uns wird aber diese Zeit lebend überdauern? Vor einem Jahre hatten wir bei all dem unendlich Schwestern, das wir durchlebt, die Hoffnung auf die heranrückende deutsche Wehrmacht und heute?

Eines aber bleibt uns, ob wir leben oder sterben, wir stehen alle in Gottes Hand.

Den 9. Dezember 1918.

Der Obige.

## I. Die baltischen Deutschen während des Weltkrieges.

Die alte deutsche Kolonie am Gestade der Ostsee hat im Verlaufe der Jahrhunderte ein wechselvolles Schicksal gehabt. Äußere Kriege und innere Kämpfe haben viel von dem, was in ruhiger Friedensarbeit geschaffen wurde, zerstört. Die sie umgebenden, nach einander emporblühenden, aber stets nach einer kurzen Zeit der Macht wiederum zerfallenden Staaten haben alle nach ihrem Besitze gestrebt und sie nacheinander, teilweise wenigstens, auch beseßen. Polen, Schweden und Russen haben die Deutschen in der Ostmark ihre harte Faust fühlen lassen in den 350 Jahren, seit das Heilige Römische Reich Deutscher Nation in einer Zeit der Schwäche dem deutschen Orden seine Hilfe bei der Verteidigung dieses Landes hatte versagen müssen.

Aber weder politische Maßnahmen, noch kirchliche Unterdrückungen, weder die Einziehung des Grundbesitzes durch den Staat, noch auch Zerstörung und Vernichtung alles Vorhandenen, ja nicht einmal die Verschleppung der Landeseinwohner in die unwirtlichen Gebiete Nord- und Ostpreußens hatte die deutschen Balten dazu vermocht, ihre völkische Eigenart aufzugeben. Immer wieder erblühten die Lande aufs neue. Immer neues Leben entstand in den Städten. Wenn auch manch lebensvolles Gemeinwesen unter der harten Geißel des Krieges in Schutt und Asche versank, um nie

mehr zu erstehen oder um als kleiner, bedeutungsloser Flecken ein kümmerliches Dasein zu fristen, das Land und die Mehrzahl der Städte blühte wieder auf, neues Leben erstand. Polen, Schweden, Russen und zu Anfang livländischer Geschichte und jetzt wieder Esten und Letten, sie alle haben es in dieser alten deutschen Ostmark erfahren: Deutsche Art läßt sich nicht unterdrücken.

Nachdem Livland sich gegen die polnisch-jesuitische kirchliche Vergewaltigung aufgelehnt und beim glaubensverwandten Schweden Hilfe und Schutz gefunden, fühlte sich dieser Staat, dessen Großmachtstellung, die ihm bedeutende Herrscher erkämpft, unter minder hervorragenden Nachfolgern, scheinbar infolge Geldmangels, schwankend zu werden begann, berechtigt, ohne die gewährleistete Sonderstellung der Ostseeprovinzen zu achten, sich auch am Grundbesitz des deutschen baltischen Adels schadlos zu halten.

Das führte zur Unterwerfung des Liv-Estländischen Adels unter die Herrschaft des damals mächtig emporblühenden Rußland. Peter der Große, auf dessen namentlichen und wiederholten Befehl das Land so verwüstet war, daß der Erfüller seiner Anordnungen, Scheremetjew, berichten konnte: „Es gibt nichts mehr zu verwüsten;“ derselbe Peter freute sich, in den Provinzen westeuropäische, deutsche Untertanen gewonnen zu haben und sagte ihnen für sich und seine Nachfolger die Wahrung deutsch-evangelischer Art in Sprache, Kirche, Gericht, Schule und Verwaltung zu.

Wenig über 50 Jahre wurde sein Versprechen von seinen Nachfolgern auf dem Jarenthron gehalten. Katharina die Große, die deutsche Prinzessin von Anhalt-Berbst war die Erbe, die an den Rechten der baltischen Mitterschaften rüttelte.

Wenn auch ihr Sohn Paul, der glühende Verehrer preußischen Wesens, ihre Uebergriffe alsbald nachdem er den Thron bestiegen, abstellte und Alexander I. sich weiterer Rechtsbrüche nicht schuldig machte, so haben doch nach ihm alle russischen Herrscher sich für berechtigt gehalten, dem Zeitgeist folgend, der immer mehr zum Allslaventum drängte, Stück für Stück den Grundlagen deutscher Eigenheit an den Gestaden des baltischen Meeres den Boden abzugraben.

Aber sie haben sich alle getäuscht. Jede Maßregel, die dazu beitragen sollte, das Deutschtum zu zerstören, hat es gerade gestärkt und hat endlich dazu geführt, daß wir so völkisch bewußte Deutsche sind, wie vielleicht nicht alle jenseits der ehemaligen russisch-deutschen Grenzpfähle.

Alexander III. begann mit dem Aufräumen aller alt überkommenen Einrichtungen im Lande, und mancher, dem unsere Stellung dem „gewaltigen“ Rußland gegenüber ausichtslos schien, wandte dem Lande seiner Väter den Rücken und siedelte in die Heimat seiner Vorfahren, ins Deutsche Reich über. Doch das waren Ausnahmen. Die große Menge blieb und kämpfte weiter, diesen schier hoffnungslosen Kampf gegen einen übermächtigen Gegner, dessen Politik selbst Bismarck nicht verurteilen mochte.

Was Alexander begonnen setzte Nikolai II. fort, Wenn die Staatsgewalt sich auch mit äußeren Formen russischen Wesens begnügen mußte, sie beachtete doch und es ließ sie nicht ruhen, daß wir noch weit davon entfernt wären unserem Empfinden nach „wahrhaft russische Männer“ zu sein.

Da kam die Revolution von 1905. Anfangs war man in Petersburg froh, daß den baltischen „Baronen“ mit Arbeitsverweigerung, Brandstif-

tung, Raub und Mord tüchtig zugesetzt wurde und nannte die Bewegung mit gelassnem Mute „Agrarunruhen“. Doch dann besann man sich und gelangte zur Einsicht, daß diese „verfluchten Deutschen“ jedenfalls ein staatsverhaltendes Element seien, daß der Krieg nicht den Deutschen, sondern den Besitzenden erklärt sei, daß in den Zusammenbruch des deutschen Adels und des deutschen Bürgertums, auch der russische Adel, ja der Thron mit hineingezogen werden würden. Und man entschloß sich, auch in den Ostseeprovinzen der Revolution auf das Entschiedenste entgegen zu treten.

Bis dies geschah, hatten aber alle Deutschen in Stadt und Land sich zu Selbstschutz und Bürgerwehr zusammen geschlossen, mit fast übermenschlicher Kraftanstrengung versucht zu retten, was zu retten war. Die Hilfe, die ihnen nachher von der Regierung ward, ermöglichte dann in kurzer Zeit der Bewegung Herr zu werden, und bald erstanden aus den Trümmern der alten Edelhöfe neue, in denen ein schaffensfreudiger Geist lebte.

Die von der Revolution erzwungene freiheitliche Gesetzgebung kam auch den Deutschen zu statten. Deutsche Schulen durfte es wieder geben, deutsche Vereine entstanden und gelangten in kürzester Frist zu nie geahntem Erfolge. Sie unterhielten Schulen, Lehrlingsheime, Vesehallen und betätigten sich an jeder geeignet erscheinenden Stätte im Sinne geistiger, kultureller und wirtschaftlicher Hebung und Stärkung des Deutschtums. Wie nie zuvor, besann man sich jetzt nach den Greulen der Revolution auf sein Deutschtum und völkischer Geist erfüllte alle.

So ging das bis zum Beginn des Krieges im Sommer 1914. Wenn wir auch im Herzen deutsch waren, äußerlich, politisch gehörten wir zu Ruß-

land und das gab uns von vorn herein die Richtung für unser Tun. Es dürfte kaum eine Familie hier geben, die nicht einen nahen Angehörigen hat ins Feld ziehen sehn; und mancher kam nicht wieder. Er besiegelte durch seinen Tod die Treue, die wir geschworen und die wohl im Menschen den schärfsten Konflikt hervorzurufen vermag, den zwischen Herz und Pflicht.

Nicht nur das. Trotz allen völkerrechtswidrigen Benehmens deutschen und österreichischen Staatsangehörigen gegenüber, dessen Zeugen wir von den ersten Tagen des Krieges an sein mußten, bei denen diese auf das Empfindlichste gemäßregelt, der Freiheit beraubt wurden und zum großen Teil auch ihr Vermögen verloren, fühlten viele, sehr viele von uns die Pflicht, ihre Arbeitskraft und ihr Geld dem russischen Roten Kreuz zur Verfügung zu stellen. Während wir aus eigenen Mitteln die Not der zivilen Kriegsgefangenen zu lindern bestrebt waren, wurden Tausende an Geld und an Arbeitswerten dem russischen Hilfsdienst geopfert, bis die meisten freilich, als ihnen der Mißbrauch des Roten-Kreuzes durch die Russen bekannt wurde, sich zurückzogen. Doch bis dahin hatte es noch lange Weile und manches ernste Wort mußte gesprochen werden um die Pflichttreuen zu überzeugen, daß sie ihre Pflicht falsch verstanden.

Von Beginn des Krieges an hatten die Russen und alle die Vielen, die aus Vortheil oder aus Ueberzeugung zu ihnen hielten, darauf hingewiesen, daß wir deutschen Balten Volksgenossen des Reichsfeindes seien. Zwar war anfangs von wohlgesinnter Seite anerkannt worden, daß wir gleichtreue Untertanen seien wie alle anderen, doch das verding nicht. Schon bald begann man mit

den schärfsten Mitteln gegen uns baltische Deutsche und gegen alle Deutschen im Reich vorzugehen.

Wenige Tage nachdem eine große Spende zum Besten des Roten Kreuzes vom Deutschen Verein dem livländischen Gouverneur übergeben und von ihm, einem uns durchaus wohlgesinnten Manne, mit vielem Danke empfangen worden war, wurden die Schulen dieses Vereins geschlossen, bald darauf auch der Verein selbst. Dem freundlichen Entgegenkommen des livländischen und kurländischen Gouverneurs verdankten wir es, daß das Vermögen der Vereine nicht beschlagnahmt wurde. Später wurde dann die deutsche Sprache an allen öffentlichen Orten verboten und Zuwiderhandelnde mit den empfindlichsten Geldstrafen belegt. Auch Freiheitsstrafen kamen vor. Es mußten alle deutschen Aufschriften an öffentlichen Stellen entfernt werden. Sogar der über dem Tor des Dorpater Kirchhofs angebrachte Bibelpruch mußte fort. In den südrussischen Kolonien wurde die deutsche Predigt verboten. Allmählig wurde eine deutsche Zeitung nach der andern geschlossen, auch die bereits seit über 175 Jahren bestehende „St. Petersburger Zeitung“, die ihrer Zeit von der Staatsregierung ins Leben gerufen worden war; die älteste Zeitung Rußlands. Die Post durfte Deutsches weder gedruckt noch geschrieben befördern, Buchhandlungen in ihren Auslagen kein deutsches Wort dem russischen Auge darbieten. Alle deutschen Klubs, Gesellschaften und ähnliches wurde geschlossen.

Gleichzeitig mit diesen Verboten und den dadurch hervorgerufenen Strafen, wurde die treue Gesinnung der Deutschen in Zweifel gezogen. Russische, estnische und lettische Zeitungen wetteiferten in Schmähs- und Hekartikeln. Als er-

wünschten Vorwand glaubte man überall Spione zu finden. Landkarten im Hause zu haben war bedenklich, deutschfreundliche Gesinnung galt als Verbrechen. Allerorten fanden Hausdurchsuchungen statt, bei denen nichts gefunden wurde, als Briefschaften, die zur Durchsicht mitgenommen werden mußten, Landkarten und Bücher, wie Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“. Niemand war sicher, alles konnte gegen ihn benutzt werden. Eines Tages wurden allen deutschen Einwohnern des Landes die Waffen abgenommen. Alle Büchsen, Revolver, Brownings und ähnliche Waffen mußten abgeliefert werden, während die lettische und estnische Bevölkerung ihre Waffen behielt. Es war klar, man wollte unter dem Vorwande, wir Deutschen würden gegebenen Falles die Waffen gegen das Militär benutzen, uns für alle Fälle wehrlos den feindlichen Angriffen der Esten und Letten überantworten.

Und gegen die „Verdächtigen“ wurde auf das Entschiedenste vorgegangen. Ohne Richterspruch, nur auf meist namenlose Anzeige, wurden die Opfer zarischer Willkürherrschaft von Gendarmen aufgegriffen, meist mitten in der Nacht, erst zu Wochen, ja zu Monaten und halben Jahren im Gefängnis gehalten, wo ihnen jeglicher Verkehr mit der Außenwelt versagt war, und dann wiederum, ohne irgendwie angeklagt zu sein, ohne daß sie in der Lage gewesen wären sich zu rechtfertigen, ohne überhaupt den eigentlichen Grund ihrer Verhaftung zu erfahren, entweder nach Sibirien verbannt, oder aus der Kriegszone ausgewiesen. Wen dieses Los traf, der konnte sich im Reiche zwar seinen Aufenthaltsort wählen, mußte aber gewärtig sein, daß ihm infolge einer entsprechenden Eintragung in seinen Paß das Verweilen an dem

gewählten Ort von der dortigen Obrigkeit untersagt wurde. So ist mancher durch lange Zeit im Reiche hin und her gewandert, ohne irgend wo zur Ruhe kommen zu können. Der Russe, der die Pflicht nur als eine äußere Forderung kennt, konnte sich in uns Deutsche nicht hineindenken. Es war ihm unmöglich, zu glauben, daß wir, wiewohl wir Deutsche sind, doch treue Untertanen des Zaren waren, daß wir, wiewohl wir mit unserem Herzen, wie ihm bekannt war, uns zu Deutschland hingezogen fühlten, doch niemals an Landesberrat gedacht haben. Wie er selbst jeder Zeit bereit war seinen Eid zu brechen, so traute er uns dasselbe zu und darum witterte er in jedem von uns von vornherein einen Landesverräter und Spion.

Unterdessen waren im Baltenlande alle in steter Gefahr vor den „Haussuchungen“. Niemand wußte was ihm drohte, ob er nicht in der Nacht aufgehoben und ins Gefängnis geworfen wurde. Insbesondere gefährdet waren natürlich alle, die sei es vor dem Kriege sich für die Sache des deutschen Volkstums betätigt hatten, sei es seit Beginn des Krieges sich der Kriegsgefangenen, besonders der von hier verschickten Zivilpersonen deutscher oder österreichischer Staatszugehörigkeit angenommen hatten. Doch die Gefahr hinderte sie nicht, ihre Pflicht im Sinne ihres Volkstums und christlicher Nächstenliebe zu erfüllen.

Da kam mit der Märzrevolution 1917 ein Umschwung. Die unter dem Einfluß zarischer Willkür Verschickten und Ausgewiesenen durften allmählig in ihre Heimat, nicht aber in die Nähe der Front zurückkehren. Darum wurde gerade Dorspat von vielen von ihnen als Wohnsitz gewählt. Auch sonst wurde manche Freiheit gewährt. Das

Verbot der deutschen Sprache in Wort und Schrift wurde aufgehoben, allerdings vom Armeekommando nach kurzer Frist inbezug auf die Post für die Frontzone und damit für Liv- und Estland wieder eingeführt. War auch das Deutschsprechen auf der Straße wieder erlaubt, so mußte man doch vorsichtig sein, da man gewärtigen konnte, sonst von Vorübergehenden belästigt, ja tötlich angegriffen zu werden. Auch in den Schulen konnte allmählig wieder die deutsche Sprache eingeführt werden, doch war das mit großen Schwierigkeiten verbunden, da die nötigen Schulbücher nicht zu beschaffen waren.

Auch einige deutsche Zeitungen entstanden in Riga wieder, mußten aber doch ihr Erscheinen bald einstellen, da die Militärverwaltung mit dieser Lockerung des völkischen Zwanges nicht einverstanden war. Erst viel später, im Spätherbst, glückte es, allerdings mit immer wiederkehrenden Unterbrechungen erst eine, hernach gar noch eine zweite deutsche Zeitung in Dorpat herauszugeben.

Im August wurde in Dorpat und in anderen Städten in Voraussicht von Plünderungen durch die aufgelösten, von der Front zurückziehenden Truppen von der deutschen und wohlgesinnten Teilen der estnischen Bevölkerung ein Selbstschutz gebildet, der sich an die, die Rolle der Polizei spielende, Miliz angeschlossen und darum den Namen einer Reserve-Miliz erhielt. Dieser Selbstschutz erlangte obrigkeitliche Bestätigung. Auch Letten, Russen, Juden und all die anderen vielen durch die Flucht aus Littauen, Kurland und anderen von den Deutschen besetzten Landesteilen hierher gekommenen Völker waren in diesem Selbstschutz vertreten. Mit der Militärverwaltung arbeitete er in Uebereinstimmung, ja es war sogar Aussicht

dafür vorhanden, daß ihm Waffen in größerer Menge übergeben werden sollten.

So lagen die Verhältnisse, als Mitte November in Petersburg sich der Umsturz der liberalen Regierung durch die radikale Sozialdemokratie die Maximalisten oder Bolschewiken vollzog.\*

In kürzester Frist wurde im ganzen Lande, mit wenigen Ausnahmen, eine entsprechende Umwälzung alles Bestehenden durchgeführt. Mit das Erste war in den baltischen Landen die Schließung des Selbstschutzes. Die Regierungen der Arbeiter- und Soldatenräte waren in die Hände der Bolschewiken übergegangen und diese zeigten ihre Macht alsbald.

Die Bolschewiken sind programmgemäß international, hielten aber streng an der Unteilbarkeit Rußlands, da nur auf diese Weise für sie eine Verwirklichung ihrer Wünsche zu erhoffen war. Wohl traten sie für das Selbstbestimmungsrecht der Völker ein, tatsächlich aber hinderten sie jede völkische Regung, die vom großen russischen Vaterlande abstreckte. So hatte im Anfang Dezember eine Gruppe estnischer bürgerlicher Träumer den Versuch gemacht, einen selbständigen estnischen Staat zu begründen. Die Verkündigung des neuen Staates erfolgte auf dem Marktplatz in Dorpat durch den Oberst der estnischen Bataillone, die, soweit sie nicht bolschewistisch waren, mit Waffen an dem Aufzug teilnahmen. Die Antwort der Bolschewiken

\* Die Namen Maximalisten und Minimalisten sind dadurch entstanden, daß auf einer Tagung der russischen Sozialdemokratie in ihr eine Spaltung entstand, weil sie sich über das zu erstrebende Ziel nicht einigen konnten. Die einen, die für das Erfurter Programm und die Marx'schen Theorien in ihrem vollsten Umfange, ja wenn möglich noch darüber hinaus, eintraten, bildeten die Mehrzahl und wurden darum die Maximalisten, russisch Bolschewiki, genannt, die gemäßigte Minderheit hieß dementsprechend Minimalisten oder Menschewiki.

war ein herausforderndes Vorüberfahren mit einem schwerbewaffneten Panzerauto und am Nachmittag die Gefangennahme einer Anzahl estnischer Offiziere. Hiermit war der Traum estnischer Selbstherrlichkeit damals in das Nichts versunken.

Auch wir Deutschen hatten natürlich unter den Bolschewiken zu leiden, doch jetzt nicht um unseres Volkstums wegen, sondern als Angehörige der besitzenden Klasse, als sogenannte „Brüdnis“. Die Aufmerksamkeit und den Haß, den wir auf uns lenkten, teilten wir mit den Angehörigen anderer Völkerschaften, doch verstanden es diese zumeist, uns in den Brennpunkt der feindlichen Angriffe zu stellen, hofften sie doch, zumal Esten und Letten, sich unserer auf diese Weise entledigen zu können. Es erfolgten wieder Verhaftungen, meist in einem oft irrtümlichen Zusammenhang mit Vorgängen aus dem Jahre 1905. Unter dem Vorwande von Hanssuhungen wurden Raubüberfälle ausgeführt und außerdem der gesamte Großgrundbesitz beschlagnahmt, dessen Verwaltung unter der Oberleitung des Soldaten- und Arbeiterrates örtlichen Ausschüssen übergeben wurde.

Gerade diese Maßregel, die den Bauern noch schonte, zeigte deutlich den nationalen Beigeschmack, den die bolschewistische Bewegung im Baltischen Lande angenommen hatte, war doch nur ein verschwindend kleiner Teil des Großgrundbesitzes in anderen als deutschen Händen.

Wohl begann der Selbstschutz, als Zusammenschluß deutscher Kreise, wieder aufzuleben, zur Bildung einer ziffermäßig viel größeren „Weißen Garde“ als Vereinigung der bürgerlichen estnischen Gesellschaft kam es nicht sobald. Scheinbar hielt sie die Furcht vor der Rache der Bolschewiken davor zurück, in der Tat aber mag auch die Hoff-

nung auf eine mehr oder weniger vollkommene Vernichtung der Deutschen hier, bei manchem von ihnen ausschlaggebend gewesen sein.

So kam der Januar heran. Die Verhältnisse spitzten sich zu, die Hausfuchungen mehrten sich, zum Vorwand diente die notwendige Ermittlung geheimgehaltener Lebensmittel und versteckter Waffen. Hier sei eingefügt, daß der Besitz von Waffen ohne Waffenschein verboten war, Waffenscheine aber nicht ausgereicht wurden. Wenn solch eine Durchsuchung auch erfolglos verlaufen war, wurde doch nachher im Hause meist dies und jenes an Wertsachen vermißt. Kein Wunder, waren doch die Roten Gardisten, in deren Hand die Hausfuchungen lagen, zum größten Teil mehr oder weniger erfahrene Verbrecher.

Gleichzeitig waren, seit dem Dezember 1917, gerade die Deutschen auf das Empfindlichste betroffen worden durch die Sperrung der Banken. Bezeichnend war es, daß diese Sperrung, die einen Höchstbetrag, der monatlich zur Auszahlung gelangen durfte, vorsah, für eine Weile wenigstens, dem Adel das Ziehen von Geld aus seinem Guthaben völlig untersagte. Seit dem 1. Januar 1918 durften außerdem keine Coupons mehr ausgezahlt werden, so daß schon eine große Geldknappheit eingetreten war.

Die Vorgänge in Brest waren auch nicht gerade dazu angetan, unseren Mut zu heben. Die dort von deutscher Seite verlangte Grenzlinie, von Werder nach Dünaburg, schloß uns aus und es gehörte ein festes Zutraun in die ausgleichende Gerechtigkeit der Weltgeschichte, ein unerschütterlicher Glaube an die innere Kraft des deutschen Volkes dazu,

nicht zu verzweifeln, von der Zukunft alles zu erhoffen. In den ersten Tagen des Februar kam aus Reval die Nachricht von der Verhaftung des estländischen Ritterschaftshauptmannes Baron Dellingshausen und einer Anzahl anderer Herren, die in Stadt und Land meist zu den angesehensten gehörten.

Es war eine Lage, in der wir alle uns befanden, die man schwer schildern kann, und doch hatten die Ereignisse ihren Höhepunkt noch nicht erreicht.

## 2. Der erste Raubüberfall.

Die Wände meines Vorzimmers schmückte eine schöne Sammlung alter Waffen. Da waren Flinten der ältesten Formen, Wallbüchsen und andere Rad- schloßgewehre, europäische und morgenländische Flinten, Schwerter und Säbel, kurz die verschiedensten Waffen, nur moderne Hinterlader und Magazingewehre fehlten gänzlich.

Diese Sammlung war von meinem Großvater zusammengebracht, von meinem Vater und mir noch um manch schönes Stück vermehrt worden. Sie bestand aus etwa 80 Stücken. Weit über den Kreis meiner Freunde und Bekannten hinaus wußte man von ihr in Stadt und Land und manchmal geschah es, daß man mich aufsuchte, nur um meine Sammlung zu besehen. Manche Schwierigkeiten und auch unerwünschte Besuche veranlaßte mir freilich die Sammlung in der Kriegszeit und während der durch sie hervorgerufenen „Spionensuche“. In der Zeit der Revolution 1905—06 hatte ich sie, um sie nicht in die Hände der Auf- rührerbanden kommen zu lassen, wohlverpackt und versiegelt auf der Polizei untergebracht. Ähnliches war jetzt, anfangs wenigstens nicht notwendig, da ich von der Gouvernementsregierung eine Erlaubnis für meine Waffen erhalten hatte.

Im Dezember 1916 erschien die Polizei bei mir, veranlaßt durch einen ungenannten Angeber, um

ein geheimes Waffenlager aufzufinden. Der Vertreter der öffentlichen Gewalt entfernte sich jedoch bald wieder, nachdem er in seinem Protokoll hatte vermerken können, daß er bei mir kein „geheimen Waffenlager“ gefunden habe, wohl aber eine schöne Sammlung alter Waffen, die die Wände meines Vorzimmer offen und allen sichtbar ziere.

Als nach dem Sturze der Zarenherrschaft die bürgerliche Polizei unter dem Namen der „Miliz“ errichtet worden war, befand sich diese in den ersten Wochen in Dorpat in den Händen russischer, jüdischer und ähnlicher Studenten. Auch diese hat durch einen namenlosen Angeber durch den Fernsprecher von meinem „Waffenlager“ unterrichtet, es für nötig befunden mich aufzusuchen. Doch auch dieser Vertreter der öffentlichen Gewalt erkannte die Harmlosigkeit einer Sammlung alter Feuersteinflinten und ich blieb von da an unbehelligt.

Wohl war mir inzwischen oft geraten worden, meine Sammlung von dieser so sichtbaren Stelle im Vorzimmer zu entfernen und sie irgend wie zu verbergen, doch scheute ich mich, das zu tun, um nicht erst recht die Aufmerksamkeit auf sie zu lenken. Sie war zu bekannt, auch gingen bei mir zu viel Leute aus und ein, als daß ihr Fehlen nicht bemerkt worden wäre, und das hätte gerade Verdacht erweckt. Ich ließ es leider auf gutes Glück ankommen, wohl aber hatte ich Säbel und Pistolen, die noch am ehesten gebrauchsfähig waren, unbenutzt auf den Boden des Hauses gebracht. Auf diese Waffen war die Rote Garde besonders aus, da sie sie zum Teil gebrauchen zu können hoffte. Hier sei übrigens bemerkt, daß auch Offiziere, die auf Urlaub sich in Dorpat befanden, unweigerlich Säbel und Revolver abgenommen wurden, wenn man sie bei ihnen fand und die Be-

treffenden nicht einen Erlaubnißschein des hiesigen Soldaten- und Arbeiterrates vorweisen konnten, was übrigens niemals der Fall war, da ihnen solche Scheine nicht ausgereicht wurden.

Am Donnerstag, den 7. Februar waren während meiner Abwesenheit von Hause Soldaten in das Haus gekommen, in dem ich lebe, und zwar um in einer Wohnung, zwei Stockwerke über der meinen nach Lebensmitteln zu suchen, die dort versteckt sein sollten. Bei dieser Gelegenheit verlangte ihr Führer auch den Boden in Augenschein zu nehmen. Nun gehörte zu dieser Wohnung kein Bodenraum, doch befand sich der meinige neben der Wohnung. Er verlangte Eintritt in diesen Raum und sah die dort abgelegten Waffen, was ihn weiter dazu veranlaßte, auch meine Wohnung zu besichtigen.

Da hatte er dann natürlich sofort die Waffen gefunden, sehr entrüstet getan, daß die Vorschriften des Soldaten- und Arbeiterrats, die den Besitz von Waffen untersagten, nicht erfüllt seien, die Waffen überzählt, bei der Gelegenheit auch einen alten Feldherrnstab eines meiner Vorfahren für eine Waffe gehalten und mitgezählt und meinem Sohne, einem Schüler von 17 Jahren, der allein zu Hause war, eröffnet, daß die Waffen am Abend abgeholt werden würden, bis dahin aber nicht fortgenommen werden dürften.

Mein Sohn setzte mich sogleich von allem Vorgefallenen in Kenntnis und ich tat, was in meinen Kräften stand, um ein Verschleppen der Waffen zu verhindern oder wenigstens hinauszuschieben: denn Zeit gewonnen, viel gewonnen. Im Ausführenden Ausschuß des Soldaten- und Arbeiterrates wußte man nichts von dieser Angelegenheit.

Bei dieser Veranlassung betrat ich zum ersten mal wieder die Räume der Bürgermuße. Die Bürgermuße in Dorpat ist ein Verein, dem hauptsächlich deutsche Kaufleute und Handwerker angehören. Dieser Verein besitzt ein großes Grundstück mit Garten und einem Hause, in dem sich der große Vereinsaal und andere Räume befinden, die zum Teil zu allerhand Veranstaltungen, Konzerten, Theateraufführungen, Bällen und ähnlichem vermietet werden. Nun war der Verein, wie alle anderen deutschen Gesellschaften schon unter zarischer Herrschaft geschlossen und das Gebäude dann seit der Räumung Rigas vom livländischen Bezirksgericht benutzt worden, bis es im Januar, wenige Wochen vor den zu schildernden Vorgängen, nach Aufhebung der Gerichte, vom Soldaten- und Arbeiterrat für dessen Gerichtshof und für den ausführenden Ausschuß besetzt wurde.

Die Räume waren kaum mehr zu erkennen, so war alles beschmutzt. Rote Gardisten und Soldaten fühlten sich jetzt hier zu Hause, lümmelten sich auf den Bänken und spielten die Herren. Von ihnen wurde ich an die Miliz, d. h. die revolutionäre Polizei gewiesen, und zwar an die Abteilung: „zur Unterdrückung der Gegenrevolution“. Dort traf ich niemanden bis auf einen Schreiber, der nichts wußte und mir nur sagte, ich solle um 6 Uhr wiederkommen, dann werde der Geschäftsführer zu sprechen sein. Es war unterdessen bereits über 1 Uhr mittags geworden und ich ging nach Hause in dem lähmenden Bewußtsein, zunächst nichts tun zu können. Ob ein Versuch um 6 Uhr nicht schon zu spät war, konnte ich nicht wissen, da die Anmeldung ihrer Wiederkehr „am Abend“ doch nur sehr unbestimmt war. Wie ich nach Hause kam, grüßten mich die alten, schönen Waffen von

ihren gewohnten Plätzen. Wie lange werden sie dort noch hängen?

Um 6 Uhr machte ich mich auf, um wieder zur Polizei zu gehn, doch wie ich ins Vorzimmer trete, kommen durch die Außentüre, vom Mädchen eingelassen, die Soldaten herein, um die Sammlung abzuholen. Ich frage sie nach ihrem Ausweise und einer reicht mir ein Papier ohne Vordruck und Stempel, das vom Ausführenden Ausschuß ausgestellt, ihn ermächtigt in dem von mir bewohnten Hause im obersten Stockwerk nach Lebensmitteln zu suchen. Wie ich ihn darauf aufmerksam mache, daß sich das doch nicht auf meine Sammlung beziehe, entgegnete er, Waffen dürften und müßten sie überall fortnehmen, wo sie sie auch fänden. Als ich hierauf versetzte, das seien wohl einst Waffen gewesen, jetzt wären sie es aber nicht mehr, antwortete er, das sei vollkommen gleichgiltig, auch von Feuerstein-Gewehren könne man gegen die Regierung Gebrauch machen, und Schwerter, Säbel und Dolche blieben immer Waffen.

Und nun begann das Abräumen der einzelnen Stücke von den Wänden. Besonders die kalten Waffen, unter denen sich schöne türkische Säbel und Dolche, mit Silber beschlagener Scheide und Elfenbein-Griff befanden, erregten die Aufmerksamkeit der Soldaten. Sie sprachen sich offen darüber aus, daß sie dies oder jenes Stück selbst behalten würden, ihre Augen funkelten vor Begierde und immer wieder wurden mir einzelne Stücke vorgehalten mit der vorturfsvollen Frage: „Ist das keine Waffe?“

Die Arbeit war bald getan, nur einige Harnische und Helme, auch der Feldherrnstab blieben an den Wänden zurück, und in unordentlichem

Haufen lagen die Flinten, Pistolen und Säbel auf dem Fußboden. Dann wurden sie überzählt und armvollweise hinausgetragen: von draußen hörte man, wie sie klirrend und krachend auf den Schlitten geworfen wurden. Viele der Waffen waren äußerst zerbrechlich, das alte Holz war mürbe, manche waren schon nicht mehr ganz heil. Bei dieser Behandlung müssen sie sehr gelitten haben, zumal alle die, deren Holzwerk mit Auslegearbeiten in Metall oder auch Perlmutter und Elfenbein geziert war. Es war manch seltenes Stück darunter, das ein Schmuck jeder Sammlung gewesen wäre.

Unterdessen wurde mir auf einem abgerissenen Fegen vom Führer der Soldaten eine Quittung folgenden Wortlautes übergeben: „Am 25. 1. 18 beschlagnahmte auf Befehl des Glieds der Miliz des Soldaten- und Arbeiterrates von Herrn Strhl, Sternstraße N. 25, Wohnung 1 altertümliche Waffen: 32 altertümliche französische (?) Flinten, 13 Pistolen, 22 altertümliche Säbel und 3 altertümliche Dolche. Das Glied der Miliz des Soldaten- und Arbeiterrates Krjutschlow.“ — Dann entfernten sich die Leute.

Den nächsten Tag, den 8. Februar (26. Januar a. St.) war ich den ganzen Tag mit dem Unterbringen deutscher und österreichischer Kriegsgefangener, die hierher geflohen waren, und die weder Wohnung noch Nahrung hatten, beschäftigt. Ich hatte als Quartiermeister übernommen, für ihre Unterkunft zu sorgen: das nahm den ganzen nächsten Tag in Anspruch. Diese Kriegsgefangenen, Soldaten und auch Offiziere, wurden dann, wenn sich Gelegenheit dazu bot, und sie mit russischen Uniformstücken hatten ausgestattet werden können,

an die Front geschickt, von wo sie den Weg bis zu den deutschen Vorposten fanden. Uns lag sehr daran, russische Uniformen und Mäntel zu erhalten, was nicht schwer war, da sie von rückkehrenden Soldaten gerne verkauft wurden. Doch das kostete jedes Mal Geld und davon hatten wir nicht allzu viel. Um so froher war ich, als ich nach dem Fortgang der Leute, die mir meine Sammlung geraubt hatten im Vorzimmer einen von ihnen zurückgelassenen Soldatenmantel fand. Er wurde sofort seiner neuen Verwendung zugeführt und ich hoffe, daß er schon nach wenigen Tagen gute Dienste geleistet haben mag.

Mit dieser Beschäftigung ging der 8. hin, ohne daß ich zur Wiedererlangung meiner Sammlung irgend welche Schritte hatte tun können. Den nächsten Vormittag mußte ich mich wieder meinem Berufe widmen, dem ich mich schon anderthalb Tage entzogen hatte. Dann aber versuchte ich, was ich tun könne. Ich trat zuerst mit dem Leiter des hiesigen estnischen Museums Dr. Kallas in Verbindung, dem ich das Besitzrecht an der Sammlung für das Museum übertragen wollte, um auf diese Weise wenigstens die Sammlung selbst vor der Zerstörung oder dem Fortbringen zu retten. In ruhigeren Zeiten hätte ich sie dann vom Museum zurückerhalten können.

Ehe ich mich aber dazu entschloß, die Sammlung in andere Hände übergehen zu lassen, versuchte ich noch einen anderen Weg. Mir war als nicht übermäßig überzeugter Bolschewik ein Mann genannt worden, der sich in Dorpat als Rechtsbeistand eines Soldatenrates befand. Er war wohlhabend und von Beruf Rechtsanwalt in Moskau und stand jetzt im Militärdienst. Er hatte, hieß es, sich den Bolschewiken zugesellt, um sicher zu

sein und Rolle zu spielen. Bei Gelegenheit hatte er sich erboten, bei Vergewaltigungen durch die Räte Hilfe zu leisten.

An diesen Herrn Meitschid wandte ich mich nun, erzählte ihm alles und fragte ihn um Rat, was ich tun sollte. Er war durchaus entgegenkommend, verurteilte das Vorgehen der Miliz aufs Schärfste und versprach seine Hilfe. Er setzte mir die Klageschrift, die ich im Soldaten- und Arbeiterrat einreichen sollte, auf und bat um eine Vollmacht, die Sache dort zu vertreten. Ich bestellte sofort beim Notar die Vollmacht und wollte am übernächsten Tage, am Montag, die Klage einreichen. Später habe ich übrigens erfahren, daß Herr Meitschid, an den man sich nach unserer Verhaftung auch gewandt hat, gänzlich versagte, und aller Wahrscheinlichkeit nach ein ebenso eifriger Bolschewik gewesen ist, wie die anderen.

Unterdessen war es Abend geworden. Den ganzen Nachmittag war ich in der inneren Stadt beschäftigt gewesen, ohne in meine etwas aus der Mitte gelegene Wohnung zu kommen. Auch zum Abendessen blieb ich fort, und besuchte meine Mutter, ohne zu ahnen, daß ich sie 10 Wochen nicht mehr sehen sollte. Dann ging ich zum Dozenten-Abend, eine alle 2 Wochen wiederkehrende Versammlung von deutschen Dozenten der Universität und auch anderen Herren, auf dem ein wissenschaftlicher Vortrag gehalten wird, an den sich dann nach einer Diskussion über diesen ein geselliges Beisammensein schließt.

Heute sprach Direktor Walter über mylänische Kultur. Vor Beginn des Vortrages schon erschien ein Mitglied des Vereins nur auf kurze Zeit, um uns die Mitteilung zu machen, daß er aus sicherer Quelle wüßte, daß heute Nacht in der ganzen Stadt

in allen Häusern nach Lebensmitteln und Waffen gesucht werden solle. Meine Müdigkeit und diese Nachricht veranlaßten mich, die Gesellschaft schon um 12 Uhr zu verlassen. Auf dem ziemlich weiten Wege nach Hause sah ich Soldaten mit Gewehren vor mehreren Häusern stehen und an den Häusern hell erleuchtete Fenster, Zeichen dafür, daß dort Hausdurchsuchungen stattfanden. Sonst war es ruhig auf den Straßen. Patrouillen begegneten mir nicht. Unangefochten kam ich nach Hause. Ich war darin glücklicher, als einige andere, die nur etwa eine Viertelstunde nach mir den Dozenten-Abend verließen, und denen ich mich hatte anschließen wollen, wenn nicht meine Müdigkeit mich veranlaßt hätte, früher aufzubrechen.

Ich kam also wie gesagt, glücklich nach Hause, suchte, ohne jemanden von den Meinigen zu sehen, mein Bett auf. Ich schlief allein, als einziger in einem Zimmer, das zur Straße gelegen war. Vor dem Einschlafen las ich noch ein Weilchen, dann drehte ich um etwa 2 Uhr das Licht aus und war bald eingeschlafen.

### 3. Die Verhaftung.

Sonntag, den 10. Februar, werde ich um 1 $\frac{1}{2}$  Uhr durch Lärm geweckt, es wird irgendwo in der Nachbarschaft, oder vielleicht auch bei mir heftig an die Fensterläden geschlagen. „Mögen sie klopfen“, denke ich, „fällt mir nicht ein zu öffnen.“ Ich lege mich auf die andere Seite und bin bald wieder eingeschlafen.

Um 1 $\frac{1}{2}$ 6 Uhr erwache ich wieder von heftigem Boltern. Jetzt ist es näher. Dennoch bleibe ich liegen, es ist immer noch Zeit genug zu öffnen. Der Lärm wird heftiger. Der Hund hört ihn auch und beginnt zu bellen. Schließlich bleibt mir doch nichts anderes übrig, als mich zu erheben. Ich bekleide mich notdürftig, gehe ins Vorzimmer und hinaus auf den Treppenschlur. Ich höre Stimmen hinter der Tür und erneuerte Schläge. „Wer da?“ frage ich und eine grobe Stimme antwortet mir: „Ein Glied des Ausführenden Ausschusses.“

Jetzt öffne ich und herein drängen sich etwa 8 Soldaten, von denen einer im barschen Ton mich anfährt: „Warum haben Sie uns so lange warten lassen?“ Wie ich später erfuhr, hat dieses Ausschussglied sich überall mit denselben Worten eingeführt.

Nun kommen sie ins Vorzimmer. Der Sprecher, ein plumper, ungeschlachter Kerl, übrigens ein ehemaliger herrschaftlicher Diener, überreicht mir ein Papier, aus dem hervorgeht, daß er,

Pillau, Glied des Ausführenden Ausschusses, ermächtigt sei, in einer großen Anzahl namentlich genannter Häuser der Stern-Straße, unter denen sich auch das von mir bewohnte befindet, Haus-suchungen vorzunehmen und Verhaftungen auszuführen. In dem Schreiben, das ganz allgemein gehalten ist, wird meiner Person nicht Erwähnung getan.

Nachdem ich das Schreiben gelesen und er es wieder an sich genommen hat, fragt er mich nach meinem Namen und darnach, wer in dem Hause sonst noch lebe. Ich nenne meinen Namen und mache dann, als ob ich seine zweite Frage nicht verstanden habe; hierauf fragt er nochmals; „Eine Treppe hoch wohnt doch ein Professor Dettingen?“ Ich stelle das in Abrede und sage ihm, daß es in Dorpat überhaupt keinen Professor Dettingen gebe.

Jetzt verlangt er zu wissen, wie der Professor hieße, der über mir lebt. Ich kann nun nicht anders, als den Namen des Professor Seefemann nennen. „Und zwei Treppen hoch wohnt Baron Tiefenhausen?“ fragt er weiter. Ich muß bejahen.

„Ziehen Sie sich an“, sagt er dann in befehlendem Tone zu mir und spricht ein paar Worte mit seinen Leuten. Zwei von diesen bleiben in meinem Vorzimmer zurück, während er mit den Uebrigen polternd die Treppe hinaufsteigt.

Ich gehe dann in mein Schlafzimmer, um mich vollends anzukleiden. Der Eine der Soldaten folgt mir und stellt sich mit aufgepflanztem Seitengewehr zwei Schritte vor meinem Bette hin.

Nachdem ich mich vollends angekleidet habe, be-gebe ich mich zurück ins Vorzimmer, immer gefolgt von meiner Leibwache.

Unterdessen sind auch die Meinigen erwacht, die auf der Hinterseite des Hauses schliefen und zum Teil ins Vorzimmer gekommen.

Die beiden Soldaten hatten sich jetzt in der Nähe der Außentür aufgestellt, so daß es mir möglich war mit meinem ältesten Sohne unbemerkt einige Worte zu sprechen, da er sich im Durchgang der vom Vorzimmer in die hinteren Räume führte, in der Nähe der Türe aufhielt.

Da ich der Ueberzeugung war, daß eine gründliche Haussuchung nach Lebensmitteln und Waffen vorgenommen werden würde, riet ich ihm, meine Jagdflinte, obgleich sie versteckt war, doch durch das Fenster in den Schnee zu werfen. Größere Mengen von Lebensmitteln waren nicht mehr vorhanden, die waren schon früher fortgeschafft und gut versteckt worden.

Unterdessen sorgte meine Frau für Kaffee und etwas zu essen, dann fülle ich mir meine Papyros- tasche reichlich; meine Frau steckt mir noch ein großes Stück Brot in die Pelztasche und so bin ich dann fertig.

Jetzt kommen auch die Soldaten mit meinen beiden Hausgenossen die Treppe herab und treten bei uns ein. Wir begrüßen uns kurz, wechseln einige Worte, dann erhalten wir Befehl fort zu gehen.

Drei Soldaten werden uns als Begleitung mitgegeben, rechts und links von uns je einer und einer hinterdrein, so marschieren wir ab; wohin? das weiß keiner von uns.

Wie wir fortgebracht wurden, nahmen wir an, daß wir zur Erledigung irgend welcher Förmlichkeiten vor den Soldaten- und Arbeiterrat oder dessen ausführenden Ausschuß gebracht würden. Jedenfalls glaubten wir, daß wir in einigen Stun-

den nach Hause würden zurückkehren können.

Während meiner Anwesenheit im Hause hatte eine Durchsuchung nicht stattgefunden, ich vermutete daher, daß die zurückgebliebenen etwa 5 Soldaten diese vornehmen würden. Die mit mir gefangenen Herren sagten mir, daß bei ihnen eine nur oberflächliche Durchsuchung erfolgt sei. Beim Professor Seesemann hatten sie zuerst silberne Löffel fortgenommen, sie aber vor dem Weggang zurück gegeben.

Nach einigen Stunden erzählte mir ein gleichfalls verhafteter Herr, der uns gegenüber wohnte und nach unserem Fortgang noch bei den Meinigen gewesen war, daß wir von einer Hausdurchsuchung verschont geblieben waren.

Unterdessen werden wir durch die nächtlich stillen Straßen geführt. Es mag etwas über 6 Uhr morgens sein. Die Hauswächter sind schon an der Arbeit, die Straßen zu säubern. Erst geht es zur Bürgermuße, in der der Ausschuß seinen Sitz hat. Vor der Türe machen wir mitten auf der Straße halt. Das große Gebäude ist hell erleuchtet, man sieht Menschen aus- und eingehen, Kraftwagen fahren vor und wieder fort. Trotz der nächtlichen Stunde ein belebtes Bild.

Nach kurzem Warten erhalten wir die Weisung: „Zum Spritzenhause“. Es ist nur eine kurze Wegstrecke bis dorthin. Als wir uns diesem schönen, neuen Gebäude nähern, strahlte uns helles Licht aus den Fenstern des Saales entgegen.\*)

---

\*) Das Spritzenhaus ist ein erst kurz vor Beginn des Krieges errichtetes Gebäude nicht fern vom Ufer des Embach und enthält im Unterstod Räume zum Unterbringen der Kraftwagen- und Dampfspritzen und aller sonstigen Geräte der Dorpater Freiwilligen Feuerwehr. Im Oberstod befindet sich der große Versammlungs-saal und eine Anzahl Nebenräume. Dieses Obergeschoß war seit dem Beginn der Revolution vom Soldaten- und Arbeiter-

Aus der Vorhalle werden wir in ein Seitengemach gebracht.

Dort sitzen an einem Tisch mehrere schmierige, meist sehr jugendliche Burschen, Glieder der „Regierung“. Diesen müssen wir unsere Namen nennen, dann wird der Inhalt unserer Taschen untersucht.

Nach einer, am Morgen des gestrigen Tages, also vor noch nicht 24 Stunden, veröffentlichten Verordnung, durfte niemand bei Strafe der Beschlagnahme, mehr als 1000 Rubel bei sich oder im Hause haben. Da ich nur ungefähr 800 Rubel hatte, und auch sonst nichts verdächtiges gefunden wurde, werde ich hier entlassen und durch die Vorhalle in den Saal geführt.

Bezeichnend ist, daß einer der Leute mir mein Taschenmesser fortnehmen wollte, doch winkte ein anderer ab, so daß es in meinem Besitz blieb.

Schon bei der Untersuchung treffe ich mit verschiedenen Bekannten zusammen, die aus allen Teilen der Stadt ins Spritzenhaus zusammengeschleppt worden sind.

Die Verhaftungen und Hausdurchsuchungen hatten schon am Abend um etwa  $\frac{1}{2}$  11 Uhr begonnen und es scheint, als ob man anfangs schärfer vorgegangen sei, jedenfalls dauerten die in den ersten Nachtstunden begonnenen Hausdurchsuchungen länger, bis zu 6 Stunden, als die, die erst gegen Morgen angefangen wurden. Auch sind die verschiedenen Führer der Abteilungen verschieden vorgegangen.

In vielen Häusern ist die Durchsuchung auf das Gründlichste ausgeführt worden. Alles, was an Wertgegenständen, Silber und Gold gefunden ward

rat für keine Geschäftsräume eingenommen wurden, bis dann später ein Teil ihrer Kanzleien in die Bürgermuße übergeführt wurde.

wurde fortgebracht. Es ist mehrfach vorgekommen, daß, wenn Ringe sich von den Fingern nicht abstreifen ließen, die Finger mit Seife eingerieben wurden, um etwa den Trauring nicht dem Besitzer lassen zu müssen.

Auch Geld und Wertpapiere wurden aus den Häusern geraubt. Vielen wurde ihr ganzes Vermögen genommen. Ein Fall ist mir bekannt, daß einem Herrn über 200 000 Rbl., meist fremdes Eigentum, das er in Verwahr und Verwaltung hatte, abgenommen wurde. Bei zwei anderen wurden über 100 000 gefunden und beschlagnahmt. Einer von diesen, ein alter Mann, verlor auf diese Weise alles, was er in einem langen Leben erarbeitet hatte, ein anderer, ein russischer Professor, verlor darüber für eine Weile wenigstens, den Verstand und benahm sich so, daß man, solange er bei uns war, stets einen peinlichen Auftritt gewärtigen mußte.

Mehrere waren in später Abendstunde bei der Rückkehr nach Hause verhaftet worden und sorgten sich nun um das Schicksal ihrer Angehörigen und ihres Heimes. So waren 6 Herren, die bald nach 12 Uhr von dem Dozenten-Abend kamen, auf dem Großen Markt von Soldaten angehalten, erst in die Bürgermuße und dann ins Spritzenhaus gebracht worden.

Anfangs hatte man auch Damen gefangen genommen und diese in die Bürgermuße gebracht. Doch hatte man dieses Verfahren später aufgegeben und die Damen nach einigen Stunden wieder entlassen. Einige wenige Damen wurden auch im Spritzenhaus gefangen gehalten.

#### 4. Im Spritzenhause.

Als ich den großen Saal des Spritzenhauses betrat, fand ich dort schon eine Menge Verhafteter beisammen. Es waren meist Deutsche und zwar Männer jeden Standes, wenn auch der Adel vorherrschte.

Da waren Universitätsprofessoren, Aerzte und Apotheker, Rechtsanwälte, Pastoren, Lehrer, Staats- und kommunale Beamte, Kaufleute, Handwerker, Studenten, Schüler, Armee- und Marineoffiziere, Gutsbesitzer, Verwalter und Förster. Einheimische und Flüchtlinge, die von den Russen aus den Gebieten vertrieben waren, die diese hatten räumen müssen, oder in denen die kriegerischen Operationen vor sich gingen, zurückgekehrte Ungewiesene, Balten, Petersburger und Kolonisten aus Südrußland, alles drängte sich zusammen, saß auf den wenigen Stühlen und Bänken, lag auf der Diele oder wandelte langsam hin und her. Pelze und Ueberschuhe hatte man nicht abgelegt, es war kein Raum für sie vorhanden, auch glaubte man doch wieder sehr bald entlassen zu werden.

Aber auch verschiedene Esten, so das ehemalige Stadthaupt aus der Kerenskischen Zeit, und mehrere bekanntere Kaufleute, Polen, Bittauer u. a. waren hier zusammengebracht worden. Das alles schob sich wirt durcheinander. Dabei herrschte im Saale ein dumpfes Gemurmel von all den vielen

Stimmen. Es nahm Zeit, bis Auge und Ohr sich gewöhnten und ich das Einzelne erkennen konnte.

Bald erwies es sich, daß der größte Teil der Anwesenden mir persönlich gut bekannt war. Die meisten meiner Verwandten, die sich in Dorpat aufhielten, waren hier und bald begann ich unwillkürlich, diesen und jenen zu vermessen, der doch eigentlich auch in diese Gesellschaft gehört hätte.

Nun mancher dieser Vermissten kam dann noch im Laufe der nächsten Stunden, einzelne auch noch später am Tage, ja während der ganzen 11 Tage, die wir in Dorpat im Gewahrsam verbrachten, ist doch noch so mancher nachgeliefert worden.

Immerhin aber war die Zahl derer, die eigentlich durch nichts sich von uns unterschieden, dennoch aber in Freiheit blieben, in Dorpat unverhältnismäßig größer, als in den anderen Städten. Viele haben sich verborgen halten können; anderen ist aus unbekanntem Gründen nichts geschehen. Auch scheint es, als ob anfangs wenigstens einzelne Straßen von den Verhaftungen verschont geblieben seien; jedenfalls ist man bei den Verhaftungen ziemlich willkürlich vorgegangen.

Wer auf freiem Fuß blieb, hatte übrigens die nächsten 11—12 Tage ein recht bitteres Leben. Denn die ganze Zeit über wurde nach vielen gefahndet und niemand wußte, ob es ihm galt oder nicht. Man schlief meist nicht zu Hause, wechselte seinen Aufenthaltsort so oft als es anging, zeigte sich nur in Verkleidung auf den Straßen, kurz man suchte nach Möglichkeit seine Spur zu verwischen um seine Freiheit zu retten.

Den meisten gelang dieses auch, doch die Tage müssen ihnen bitter schwer geworden sein, bangten sie doch gleichzeitig mehr noch als wir, die wir doch nicht von Allem so ganz unterrichtet waren, um

das Leben der Ihrigen und um ihr Hab und Gut.

Denn es war in der Stadt bekannt, daß eine Bartholomäus-Nacht mit Morden und Brennen bevorstünde, der wohl kaum jemand entrinnen konnte, wenn es dazu gekommen wäre. Gott sei Dank, der uns alle davor geschützt hat.

Als ich mich nun einigermaßen an das Geräusch und das Durcheinander gewöhnt und diesen und jenen Bekannten begrüßt hatte, kam man unwillkürlich auf die Vorgänge bei der Verhaftung und auf die Ursache derselben zu sprechen. Niemand wußte, warum wir hier zusammengeschleppt seien und wie lange wir hier festgehalten werden würden. Ich hörte, daß die Damen in der Bürgermuße saßen und war in Sorgen um meine Frau, die ja auch nach meinem Fortgang noch hatte verhaftet werden können, bis ich nach einigen Stunden erfuhr, daß bei mir später nichts mehr erfolgt sei, und dann später, daß alle Damen aus der Bürgermuße entlassen wären.

Man nahm an, daß wir um 11 oder 12 Uhr würden fortgehen können oder daß wir dann vor den Gerichtshof des Soldaten- und Arbeiterrates gestellt werden würden. Im allgemeinen machten wir uns um unser Schicksal wenig Sorge und glaubten, daß allenfalls diejenigen Wenigen unter uns, bei denen Waffen gefunden worden waren, zurückgehalten werden würden, während die anderen jedenfalls im Laufe des Tages die Freiheit wieder erhielten.

Aber Stunde auf Stunde verrann, ohne daß sich etwas änderte. Immer neue Ankömmlinge wurden eingeliefert, die Zahl betrug schließlich etwa 230. Auch einige Damen waren unter uns. Eine war an Stelle ihres nicht anwesenden Mannes fortgeschleppt worden; sie wurde dann am Nachmittage

entlassen. Eine andere hatte ihren verhafteten Mann sprechen wollen, war von der Wache hinein gelassen worden, dann aber wurde ihr der Ausgang verwehrt und erst nach längerer Zeit gestattete man ihr, fort zu gehen. Eine dritte blieb bis zum Abend unter uns und wurde erst, als wir weiter geführt wurden, in Freiheit gesetzt.

Mitunter erschienen Glieder des ausführenden Ausschusses im Saal, so der jüdische Student Fuhrmann-Feiermann, der Armenier Signadse, der aus einer Schule wegen zu häufiger Versäumnis vor 3 Monaten ausgeschlossene jüdische Schüler Hirschfeld, der Lette Weggis, der Este Railas und Andere. Sie sahen sich die Gesellschaft an und entfernten sich dann wieder.

Um die Mittagszeit wurde uns von unseren Angehörigen Mittagessen gebracht; bei der Gelegenheit konnte ich auch meine Frau einen Augenblick sehen und ein paar Worte mit ihr wechseln. Bald sah man dann einzelne Gruppen sich irgend wie einrichten, um einigermaßen speisen zu können. Ich setzte mich mit Professor Seesemann zusammen an die Rampe der Bühne und so verzehrten wir unser Mittagbrot, indem uns die Bühne als Speisetisch diente. Ein freundlicher Herr schickte nach Tisch ein Kistchen guter Zigarren zur Verteilung unter die Verhafteten, die sehr willkommen waren.

Allmählig beginnt es dunkel zu werden und die elektrische Beleuchtung wird eingeschaltet. Nun heißt es, wir würden zur Nacht in andere Haftlokale gebracht werden. Wohin, daß weiß man nicht. Das Gefängnis sei zu klein, uns alle aufzunehmen. Jemand glaubte zu wissen, daß ein Teil von uns, oder auch alle, in ein großes Laza-

rett gebracht werden würde, das fast leer sei und in dem Raum für alle wäre.

Dieses Lazarett befindet sich in einem großen Gebäude, das kurz vor dem Kriegsbeginn fertig geworden war, und die Bestimmung hatte, die Institute der physiko-mathematischen Fakultät der Universität aufzunehmen. Nach Kriegsbeginn war dann dort ein großes Lazarett für 600—1000 Kranke eingerichtet worden. Dahin, hieß es, sollten wir gebracht werden.

Endlich, es war gegen 7 Uhr, kommt der Befehl, man solle zu 30 Mann antreten und vor einer Kommission im Nebenzimmer erscheinen. Die ersten 30 gehen also durch die Vorhalle paarweise in das betreffende Zimmer und nach einer Weile wird es bekannt, daß 18 von ihnen nach Hause entlassen seien, die anderen aber in das Lazarett abgefertigt wären. Die Entlassenen waren sämtlich Nichtdeutsche. Einsügen möchte ich hier, daß sich unter uns 3 deutsche Kriegsgefangene befanden, die aber im Laufe des Tages bereits wieder in Freiheit gesetzt worden waren. Auch 2 deutsche Zivilgefangene befanden sich unter den Verhafteten, Offiziere, die sich unter fremdem Namen in Dorpat kurze Zeit aufgehalten hatten und hofften, gleich vielen anderen ihrer Schicksalsgenossen von Dorpat aus durch die Front wieder nach Deutschland kommen zu können. Diese wurden erst nach ungefähr einer Woche in Freiheit gesetzt. Die Reichsdeutschen waren durch Zufall gefangen worden, da sie sich gerade in solchen Häusern aufhielten, in denen Verhaftungen vorgenommen wurden.

Die verschiedenen Abordnungen waren bei der Verhaftung ganz verschieden vorgegangen. Wäh-

rend vielfach nur der Hausvater mitgenommen wurde, wie bei mir, wiewohl meine beiden ältesten Söhne, die fast erwachsen sind und von denen der älteste trotz seiner 17 Jahre leicht für einen 20-jährigen gehalten werden kann, zugegen waren, ob- schon auch ein Herr, der bei mir wohnte, sich wäh- rend meiner Verhaftung gezeigt hatte, ohne daß er auch nur beachtet worden wäre, wurde in anderen Häusern jeder mitgenommen, dessen man ansichtig wurde.

So hatte z. B. eine Dame, deren Mann nicht zu Hause war, als die Soldaten bei ihr eindrangen, einen Studenten, der auf demselben Hofe wohnte, gebeten, als Hilfe herüber zu kommen. Der war natürlich gleich bereit. Seine Dienstfertigkeit brachte ihn um 10 Wochen seiner Studien und an den Rand der äußersten Gefahr, denn ohne viel Federlesens wurde er, wie er ging und stand ver- haftet und fortgebracht.

In einem anderen Falle zeigte sich die Ziellosig- keit der Verhaftungen vielleicht noch deutlicher. Ein Pastor Döbler aus Riga, der noch vor kurzem in Dorpat gewesen war, wurde gesucht. Die Leute kamen zu einem kurländischen Pastor Döbner und fragten ihn, ob er Döbler sei. „Nein“ antwortete er, „ich heiße Pastor Döbner“. „Tut nichts, Sie können auch mitkommen.“ Und so ward er auch ab- geführt. Daß die Leute nicht einmal wußten, wer bei mir im Mittelstok lebte, und den Professor Seesemann auch sicher ohne besonderen Befehl hatten mitgehen heißen, habe ich schon erzählt.

Aus der zweiten Gruppe von 30 Mann wurden auch wieder 12 entlassen. Doch nun entstand eine große Unzufriedenheit unter den Soldaten, die die Wache hatten: „Haben wir dazu“, hieß es, „die ganze Nacht gearbeitet, daß alle wieder entlassen

werden! Das darf nicht sein. Fort mit ihnen!“ Diese Soldaten waren zum großen Teil in Uniform gesteckte Knaben, von höchstens 16—17 Jahren. Sie gehörten den estnischen Regimentern an und kamen sich sehr wichtig vor.

In der 3. Gruppe, die zur Abwanderung bestimmt ist, befinde ich mich. Aus dem Borsaal gehen wir links in ein Zimmer, in dem an einem Tisch zwei „Damen“ und ein „Herr“ vor Altenpapier sitzen und uns erwarten, sie alle tragen rote Schleifen. Jeder von uns muß seinen Namen nennen, desgleichen Stand und Adresse. Das Niederschreiben der Angaben ist recht umständlich und verlangt viel Zeit; jedoch ist damit nur die eine „Dame“ beschäftigt, die beiden anderen Personen hatten offenbar über die Möglichkeit der Freilassung zu befinden, doch das kam bei uns nicht mehr in Frage, da man dem Unwillen der Wache hatte Rechnung tragen müssen.

Dann als alle 30 verzeichnet sind, gehen wir wieder paarweise in die Vorhalle und dort die Treppe herunter. Alle Ausgänge und die Treppenabsätze sind von Soldaten mit aufgezplantem Bajonett besetzt.

Draußen ist starkes Tauwetter und an den Straßenübergängen rieseln breite Bäche, die man nicht beliebig überschreiten kann, und mancher tritt auf dem Marsch mit einem Fuß in das kalte Schmelzwasser.

Vor dem Spritzenhause hat sich der Janhagel der Stadt versammelt und empfängt jede Truppe Gefangener mit Hohngelächter und Schmähreden. Es muß für sie ja ein recht erhebender Anblick sein, hunderte von Männern der besten Gesellschaft, die sie bisher beneidet hatten, in der Hand der

Ihren zu sehn, ihr Mütchen an diesen Wehrlosen fühlen zu können.

Vielen von uns war das Geschimpf und das Schmähen des Volkes so ganz besonders schwer zu ertragen, ich selbst aber muß sagen, das mich das wenig anfocht. Daß sich die mir doch zur Genüge bekannte niedrige Gesinnung der Leute Luft machte, berührte mich in keiner Weise und beleidigen konnte mich das nicht. Ich ließ das über mich ergehen, gleich wie man auch das lästige Gekläff eines Dorfblöters, der bellend hinter dem Wagen herläuft, über sich ergehen läßt.

In ähnlicher Weise war ich auch darin im Gegensatz zu vielen meiner Schicksalsgenossen, daß ich mir nichts daraus gemacht hätte, auch am hellen Tage durch die Stadt geführt zu werden. In dieser Gefangenschaft sah ich keine Schande, sondern eine Ehre, mochte der Grund für sie sein, welcher er wollte. Ich fühlte mich frei von jeder Schuld und die ganze Gesellschaft, der ich jetzt noch enger angehörte, als bisher, war mir genügender Beweis dafür, daß unsere Verhaftung nicht etwa auf ein Vergehen oder auch nur auf die irrtümliche Annahme eines solchen zurückging, sondern, daß wir sie um unserer bürgerlichen Stellung, vor allem aber um unseres Volkstums willen hatten über uns ergehen lassen müssen. Und das war für jeden von uns eine Ehre. Gerade auch dieses Bewußtsein hat mir geholfen, all das Schwere, das wir durchzumachen hatten, und von dem wir damals noch nichts ahnten, zu tragen. Daß unsere Leiden zur Erlösung unserer heißgeliebten Heimat ausschlaggebend sein sollten, der Gedanke kam niemandem, waren wir doch alle davon überzeugt, daß der starke Arm des deutschen Reiches auch ohne dem das alte deutsche Ordens-

land umfassen und an sich ziehen werde zu bleibendem Besiz.

Vor dem Spritzenhause ist die Wache im Biered aufgestellt und nimmt uns in ihre Mitte. Wir müssen in Reihen zu Bieren antreten und dann geht es vorwärts.

Wenn einer beim Ueberschreiten einer Wasserlache stuzt, wird er von den Soldaten mit rohen Worten vorwärts getrieben und es sind doch fünf- und siebenzigjährige unter uns; das tut nichts, es heißt nur: „Vorwärts, Schritt halten; wir dürfen nicht Zeit verweilen, wir haben noch viele Abteilungen zu begleiten.“

Die Leute, die die vorige Abteilung zum Lazarett in der oberen Stadt gebracht haben, begegnen uns, begrüßen uns mit Hohnreden und feuern in unserem Rücken Schredschüsse ab, die manchen zusammenfahren lassen. Vor dem Lazarett ist wieder eine große Volksmenge versammelt. Man begrüßt uns: „Da kommen die verfluchten Barone; das sind ja Männer, stark, wie die Ochsen.“ Oder: „Seht, jetzt gehen die Barone in die Mastanstalt“, und ähnliche freundliche Rufe tönen uns nach.

Endlich sind wir im Gebäude und durch lange Wandelgänge und über verschiedene Treppen bis an den Speiseraum des Lazarettts gelangt.

## 5. Im Lazarett.

Der Speiseraum im Lazarett ist ein mittelgroßer niedriger Saal. Eine Anzahl einfacher Tische und Bänke aus ungestrichenem Holz bieten etwa 150 Personen Raum zum Speisen. Auf den Tischen befinden sich Schalen und Teller aus emailliertem Blech, die recht stark verbeult sind, hölzerne runde Löffel und eiserne Messer und Gabel. Alles macht einen recht wenig verlockenden Eindruck, doch ist alles rein.

Umso anheimelnder aber ist der Empfang, der uns zu Teil wird. Die Krankenschwestern in ihren weißen Kleidern mit dem roten Kreuz auf der Brust, alles Damen aus unserer Gesellschaft, begrüßen uns mit herzlichen Worten und bedienen uns mit einer Anteilnahme, die einem ans Herz greift. Ein Teil von uns erhält eine Suppe, da aber hiervon zu wenig vorhanden ist, gibt es für die Anderen Pellkartoffeln und kaltes Fleisch. Das Essen ist durchaus wohlschmeckend.

Die wirtschaftliche Leitung dieses Lazaretts befand sich in den Händen unseres Mitgefangenen, des Oberförsters von Böttcher. Es war ihm erlaubt worden auch als Gefangener seinen Obliegenheiten im Hause weiter nachzukommen. Auf diese Weise wurde für unser leibliches Wohl den Verhältnissen entsprechend gut gesorgt, auch hatte er immer Verbindung mit der Außenwelt und konnte

uns manche Nachricht vermitteln. Die männliche Bedienung im Lazarett bestand zum Teil aus russischen Sanitären (teils estnischer und lettischer Abkunft) teils aber aus Kriegsgefangenen Deutsch-Oesterreichern, die uns gegenüber durchaus freundlich waren. Vielmehr aber noch, als wir dem Wirtschaftsleiter Herrn von Bötticher und dem Pflegerpersonal zu danken haben, sind wir den Ärzten, zumal dem Oberarzt des Lazarett, Dr. Joffe, zu Dank verpflichtet. Das Meiste, was uns Herr von Bötticher aus der Außenwelt berichten konnte, hatte er durch Dr. Joffe erfahren, der selbst in unserem Interesse sehr tätig war und dank seiner Beziehungen bis in die Kreise des Soldaten- und Arbeiterrates oft durchaus zuverlässige Nachrichten erhielt. Auch alle jüngeren Ärzte und Arztstellen bekleidende ältere Studenten der Medizin sind die ganze Zeit über auf das Liebenswertigste bemüht gewesen, unsere Lage nach Kräften zu verbessern, und wohl keiner unter uns, wird nicht dem Einen oder dem Andern gegenüber persönlich sich zu Dank verpflichtet fühlen.

Unsere Wache hatte an der Tür des Speisezimmeres Aufstellung genommen. Wer mit dem Essen fertig war, nahm Belz und Mütze und begab sich über Treppen, die alle von Soldaten besetzt waren, in das oberste Stockwerk des Gebäudes, in dem sich die für unsere Unterkunft bereit gestellten Räume befanden.

Von der Treppe gelangte man in eine geräumige Vorhalle. Rechts befanden sich in ihr die Lagerstätten für unsere Wache, links eine Wascheinrichtung, d. h. ein großer Trog mit Abfluß, etwa 3—4 Fuß hoch über dem Fußboden und darüber eine Anzahl von Hähnen für kaltes Leitungswasser.

Der Fußboden war sauber und bestand aus Zementsteinplatten.

Aus dem Vorsaal ging es in den ersten großen Schlaßaal. Die Betten waren in zwei Längsreihen angeordnet. Sie bestanden aus eisernen Bettstellen und enthielten einen Strohsack, ein Strohkissen, die nötige Wäsche und eine dicke Decke. Am Kopfende der Betten war eine Tafel mit dem Papier für den Krankenbericht angebracht, an der Außenseite dieser Tafel war ein Haken, an dem ein Handtuch hing, und der gleichzeitig zum Aufhängen der Kleider diente. Zwischen je zwei Betten war ein Tisch von ungefähr 2½ Fuß im Geviert, der hinfort als Nachttisch, Speisetisch, Kartentisch, Schreibtisch und wer weiß, was sonst alles dienen mußte. Seine untere Platte wurde als Vorratskammer, Wäschekommode und zu ähnlichen Zwecken benutzt.

Alles war sauber und machte einen freundlichen Eindruck. Der Fußboden bestand aus Parquett, das in den Gängen mit Linoleumläufern belegt war. Auch während unseres Aufenthaltes dort, wurde stets auf größte Sauberkeit gesehen und die von uns bewohnten Räume mehrmals einer gründlichen Reinigung unterzogen. Der zweite Saal war dem ersten in der Einrichtung gleich, nur kleiner. Auch befand sich in ihm ein griechisch-orthodoxer Altar, der einen Teil des Raumes beanspruchte. Der Mittelgang, der sich in gerader Linie durch beide Säle zog, war breit und ermöglichte ein gemütliches Auf- und Niederwandeln zu Zweien.

Für Alle hatten aber nicht Betten aufgestellt werden können, ein Teil von uns mußte sich bequem, auf Strohsäcken auf der Diele zu schlafen. Scherzweise hießen diese die „Landlosen“. Bei

unserem später gebildeten Vorstande hatten diese Landlosen auch eine besondere Vertretung. Ueber Tag wurden die Strohsäcke vom Fußboden aufgenommen und an der Wand so aufgeschichtet und mit den Bettdecken bedeckt, daß sich bequeme tür- lische Divans ergaben.

Im Verlaufe unseres Aufenthaltes im Lazarett wurden übrigens durch Entlassung mehrerer Ge- fangener eine Anzahl Betten frei, außerdem aber lieferte die Lazarettverwaltung später noch Betten dazu, so daß schließlich wohl so ziemlich alle auf Betten schlafen konnten und die Vertretung der „Landlosen“ in unserem Rat nur noch eine „histo- rische“ Begründung hatte.

Außer den beiden großen Sälen wurde nach einigen Tagen noch ein kleines Zimmer mit 5 Betten eingeräumt, in dem einige alte und kränk- liche Herren einen etwas ruhigeren Aufenthalts- und Schlafraum haben konnten.

Wie ich den großen Schlaffaal betrete, ist schon ein guter Teil der Betten besetzt. Ich suche mir unter den freien eines aus, hänge meinen Pelz und die Mütze als Zeichen der Besignahme auf und sehe mir die Räumlichkeiten und Einrichtungen an. Allmählig kommen alle anderen Gefangenen aus dem Spritzenhause nach. Es ist schon spät ge- worden, es mag etwa 10 Uhr sein, als alle versam- melt sind und man beginnt sich zur Ruhe zu be- geben.

In der ersten Nacht war an Schlafen nicht viel zu denken. Das ungewohnte harte Bett, daß fast ununterbrochene Geräusch mehr oder weniger leise sprechender, oft auch hin und her gehender Men- schen, das auf und ab Wandeln der Wache, von der in jedem Saal einer seinen Posten hatte, dazu die Helligkeit der wohl an Zahl verminderten aber

nicht gedämpften Beleuchtung ließ es zu nicht mehr als leisem Schlummer für nur kurze Zeit kommen.

Auch beschäftigten die Gedanken sich unwillkürlich mit dem, was uns bevorstand. Was sollte aus uns werden, was hatte man mit uns vor? Es war ja klar, daß unsere doppelte Eigenschaft als „Burschui“ und als Deutsche für die Meisten von uns die Veranlassung zur Verhaftung geworden war. Daß das Volkstum hervorragenden Anteil hatte, wurde erst recht deutlich, durch den Umstand, daß fast alle im Spritzenhause Entlassenen nicht Deutsche waren. Was stand der Stadt, was unseren Familien, die schutzlos jeder Willkür preisgegeben waren, bevor? Es war ein geschickter Schachzug der Bolschewiken uns erst ohne viel Aufsehen zu verhaften, um hernach desto leichter an unsere Familien und unser Hab und Gut herankommen zu können. In festem Gewahrsam sich befinden und die Seinen allen tierischen Instinkten roher Masse überantwortet wissen, das waren die quälenden Gedanken, die wohl die Meisten von uns nicht zum Schlafen kommen ließen.

Wußte man sich und die Seinen wohl in Gottes Schutz und sagte man sich immer wieder, uns kann nur das widerfahren, was Er zuläßt, und was uns auch geschieht, was wir auch leiden, es geschieht zum Ruhme unseres deutschen Volkstums; irgendwie werde auch unser Leiden beitragen dazu, unserer Heimat und dem gesamten deutschen Volke zu nützen, deannoch war es hart, ohnmächtig zu sein, sich nicht zur Wehr setzen zu können und den Haß der vertierten Bande über sich ergehen lassen zu müssen.

Dennoch aber glaubte man noch vielfach, daß morgen, daß in den nächsten Tagen der größte Teil

von uns, nachdem festgestellt sei, daß bei ihnen nichts verdächtiges gefunden worden war, entlassen werden würde. Eine bevorstehende Untersuchung wurde auch mehrmals von den Gliedern des Ausschusses, die wiederholt in das Lazarett kamen, angedeutet.

Außer unserer Zugehörigkeit zur besitzenden Klasse schien auch ein anderer Umstand zu unserer Verhaftung Veranlassung gewesen zu sein. Das war der, daß in Estland Briefe aufgegriffen worden waren, die eine Bitte an den deutschen Kaiser enthielten, unser Land in seinen Schutz zu nehmen und dem Deutschen Reiche anzugliedern. Diese Gesuche waren von vielen Personen unterschrieben gewesen.

Auch von uns waren solche Bitten abgeschickt worden, doch mußten wir, daß die Ueberbringer glücklich die deutsche Front erreicht hatten. Dennoch war es wahrscheinlich, daß die Bolschewiken, die auch, soweit sie Letten und Esten waren, eine Lostrennung von Rußland wegen der ihnen hier blühenden Freiheit, nicht wünschten, über diese Gesuche unterrichtet waren, und wenn sie auch die einzelnen Unterzeichner nicht kannten, immerhin nicht weit fehlten, wenn sie alle deutschen Männer verhafteten. In jedem Falle konnten sie uns als Geiseln gut verwerten.

Diese und ähnliche Gedanken kamen uns teils gleich in den ersten Tagen, teils auch erst im Laufe der Zeit, hervorgerufen durch das, was wir allmählig, als Gerücht zuerst, hernach als Tatsache aus anderen Teilen der Heimat vernahmen. Der Ernst der Lage war uns aber wohl allen von vorn herein klar, und wenn wir auch heiter und gelassen waren, so beschäftigten uns doch oft ernste, auch düstere Gedanken.

Schon um 6 Uhr begann das Leben am ersten Morgen (Montag, den 11. Februar) in unseren Sälen. Da noch niemand über die nötigen Toilettegegenstände, nicht einmal Seife, verfügte, und wir vom Lazarett nur Handtücher erhalten hatten, wurde die Säuberung und das Ankleiden in kurzer Frist besorgt.

Nach dem Abendessen des ersten Tages waren schon in jedem Saal je ein großer Blechkessel mit Hahn hereingetragen worden, in denen sich ein schwacher Tee befand, auch wurde jedem von uns ein Blechkrug als Trinkgeschirr gegeben. Am Morgen um 7 Uhr nun wurden diese Kessel, von neuem gefüllt, herein getragen, auch verteilten die Sanitäre je 2 Stück Zucker und ein Stück Brot (etwa 1 Pfund) aus Weizenkleienmehl an jeden von uns. Täglich erhielten wir solch ein Stück Brot, konnten auf Wunsch aber auch mehr bekommen, Zucker wurde dreimal täglich zu 2 Stück gegeben und die Teekessel wurden dreimal neu gefüllt. Für diesen allgemeinen Teil der Beköstigung hatte jeder 50 Kop. täglich zu zahlen. Die sonstige Beköstigung, Mittag und Abendessen zahlte nur, wer daran teilnehmen wollte.

Gleich am ersten Morgen wurden unter uns Geldsammlungen veranstaltet. Jeder zahlte einen Rubel, damit das nötige Geld vorhanden war, der Hospitalbedienung Geschenke zukommen zu lassen, aber auch um nötigenfalls die Wache zu freundlicher Gesinnung gegen uns zu veranlassen. Und das war nötig und wurde im Allgemeinen auch mit Erfolg ausgeführt, wenn auch von den meisten von uns angenommen wird, daß der Führer der Wache, ein gewisser Bedu, ehemaliger herrschaftlicher Kutscher, ein durchaus doppeltes Spiel getrieben habe. Von ihm, der unter uns

der „Kutscher“, oder der „Schnurrbart“ hieß, (er erfreute sich eines schönen Exemplars dieser männlichen Zier), wird später noch die Rede sein.

Allmählig begann man sich in die Lage zu finden und sich einzuleben. Es bildete sich ein Vorstand für die ganze Gesellschaft. Da wir eine allgemeine Versammlung nicht abhalten konnten und man wohl sonst keine Möglichkeit sah eine Wahl vorzunehmen, traten eine Anzahl von Herren, die durch ihre Stellung als Vertreter der Ritterschaften sich dazu veranlaßt fühlten, als Vorstand zusammen und erweiterten diesen, indem sie von jeder Bettreihe in jedem Saal und von den Landlosen je einen Vertreter sich zugesellten. Auf diese Weise hatten wir plötzlich einen Vorstand, über dessen Entstehung und Personalbestand wir formell niemals unterrichtet wurden, von dem aber einzelne Personen wenigstens bis zu unserer endlichen Rückkehr im Amte blieben und uns viel genützt haben.

Ob diese Art, einen Vorstand zu bilden, gut und berechtigt war, möge dahingestellt bleiben, zumal am guten Willen der Einzelnen nicht gezweifelt werden kann, andererseits fällt auch die Verantwortung für das, was später geschah und vielleicht hätte verhindert werden können, auf sie zurück. Die Namen der Vorstandsglieder könnte ich nicht aufzählen, ich weiß nicht einmal, ob es neun oder 10 waren; wie schon gesagt, es ist uns niemals darüber Mitteilung gemacht worden. Der Vorsitzende war der estländische Landrat Baron Eduard Stadelberg und einer, der bis zum Schluß unserer Leidenszeit in ganz hervorragender Weise durch seine geschickte Art auch mit ungebildeten Menschen umzugehen und in jeder Lage sich zurecht zu finden, uns allen ge-

holfen hat, sei mit besonderer Dankbarkeit genannt: Heinrich von Brümmer. Sein Name, der uns allen in dieser Zeit lieb geworden ist, wird in diesen Blättern noch manchmal genannt werden.

Dieser Vorstand erließ nun gleich eine Reihe Verordnungen, die das Zusammenleben regelten, trat mit dem Lazarettvorstande und der Wache in Verbindung, erlangte am dritten Tage unserer Verhaftung von dieser auch die Erlaubnis, daß wir täglich eine halbe Stunde auf dem Hofe spazieren gehen durften. Auch wurde uns gestattet, einen großen Balkon, der vom ersten Saale aus zu erreichen war, zu benutzen, um frische Luft zu schöpfen.

Eine Sache, die nicht ganz leicht zu regeln war und auch bis zum Schluß keine richtige Lösung gefunden hatte, war das Lüften. Uns standen nur zwei Räume zur Verfügung, jeder einzelne zu klein, um uns alle aufzunehmen. Auch während des Spaziergangs und während der im unteren Stock eingenommenen Mahlzeiten waren die Säle nie leer. Andererseits verbrauchte sich die Luft schnell, auch wurde stark geraucht, so daß häufiges Lüften dringend notwendig war. Die einzige Möglichkeit zu frischer Luft zu gelangen war aber, die großen bis auf 2 Fuß vom Fußboden herabreichenden Fensterflügel zu öffnen, da sonst weder Ventilationseinrichtungen noch auch etwa obere, zum Oeffnen eingerichtete Fenster vorhanden waren. Auf diese Weise mehrten sich die Erkältungen auch täglich, und das Konzert der Hustenden wurde jeden Abend vernehmlicher. Mancher zog sich auch einen richtigen Katharrh zu, der Veranlassung dazu ward, daß er in die Krankenabteilung übergeführt und schließlich auf diese Weise von der Verschleppung bewahrt wurde.

— Einer aus unserer Mitte erkrankte am Flecktyphus, doch blieb es bei dem einzigen Fall dieser damals in Dorpat unter den Kriegsgefangenen Oesterreichern verbreiteten Krankheit. Der damals Erkrankte, ein Student, ist übrigens dank der sachkundigen Pflege, die ihm zu Theil ward, wieder genesen.

Ein Weiteres, womit der Vorstand sich beschäftigte, war das Bekämpfen der vielen umher-schwirrenden Gerüchte. Es wurde verlangt, aber leider war es nicht möglich, das wirklich durchzuführen, daß an Gerüchten nichts erzählt würde, was nicht vorher von einem Gliede des Vorstandes gut geheißsen worden war. Tatsächlich wurden fast ununterbrochen Neuigkeiten erzählt, manchmal die abenteuerlichsten Dinge und von vielen geglaubt, so daß die Stimmung bald himmelhoch jauchzend, bald zu Tode betrübt war. Gut war es aber, daß man bei den Gliedern des Vorstandes meist zuverlässige Beurteilung der gehörten Nachrichten erhalten konnte.

Auch den Verkehr mit der Wachmannschaft versuchte der Vorstand zu regeln, wenn auch in gleicher Weise mit nur halbem Erfolg. Außer dem Vorstande sollte niemand sich mit diesen Leuten unterhalten, damit nichts vor ihre Ohren käme, was nicht für sie bestimmt war, und damit auch sie nicht Gelegenheit hätten uns unnützer Weise Neuigkeiten zuzutragen. Vor allem aber sollten unfruchtbare Disputen politischer Art vermieden werden, gab es doch unter uns eine Anzahl hoffnungsloser Weltverbesserer, die diese Leute von der Unhaltbarkeit sozialistischer Ideen, in Sonderheit des Bolschewismus, überzeugen wollten. Doch, wie gesagt, auch diese Maßregel wurde nur halb erfüllt. Es gab eben immer Leute, die sich in

ihrer Lebhaftigkeit hinreißen ließen und andere, die meinten solche Vorschriften bezögen sich auf Alle, nur gerade nicht auf sie selbst.

Gleich in den ersten Tagen hatten einige Herren den Führer der Wache bestochen, um für einige Stunden in Begleitung der Wache nach Hause gehen zu können. Das wurde bald recht allgemein und da Gefahr vorlag, es könne den Kommissaren bekannt werden und bei diesen zu einer Aenderung ihres Benehmens uns gegenüber führen, auch hierdurch denen, die in wichtiger Angelegenheit hinaus mußten, diese Möglichkeit für die Zukunft genommen werden, nahm der Vorstand die Regelung auch dieser Sache in seine Hand. Ohne seine Zustimmung sollte niemand das Lazarett verlassen und die Zustimmung sollte abhängig gemacht werden von der Nothwendigkeit der Veranlassung zum Ausgange. Besuche der Seinigen, oder gar nur eine gründliche Säuberung am eignen Waschtisch wurden als nicht stichhaltig angesehen, nur wichtige geschäftliche Angelegenheiten wurden anerkannt.

Essen konnte man sich von Hause schicken lassen, desgleichen Bücher, Wäsche, Toilettengegenstände, Rauchwerk — kurz alles was man brauchte. Später erwies es sich allerdings, daß vieles von dem, was geschickt worden war, durch die Wache gestohlen wurde. Wer etwas brachte, mußte es unten im Lazarett einem Mann von der Wache übergeben, der Paken mußte den Namen des Empfängers tragen. Während des weiten Weges bis in unsere Säle hatte der Mann dann Zeit genug, das, was ihm gefiel, herauszusuchen. Im Saal wurde dann der Name laut ausgerufen, meist sehr entstellt und dem glücklichen Empfänger die Sachen abgegeben. Von Morgens um 8 Uhr bis Abends 7 Uhr wurden fast ununterbrochen mit lauter Stim-

me Namen durch die Säle gerufen, besonders zu den gewohnten Essenszeiten. Dieses vermehrte dann natürlich das allgemeine Geräusch noch um ein Beträchtliches.

Das Zutragen von Sachen kostete in der Regel demjenigen, der sie unten abgab einen Rubel und auch dem Empfänger den gleichen Betrag. Das war doch recht viel Geld und es entschlossen sich immer mehr dazu, sich von Hause kein Essen mehr schicken zu lassen, sondern an der allgemeinen Tafel im Lazarett zu speisen. Das Mittagessen, bestehend aus Suppe mit Fleisch und einer Brühe manchmal mit Fruchtznguß, als zweiter Speise, kostete 2 Rubel und das Abendessen: Suppe und Kartoffeln mit Tunke 1 Rubel 50 Kop. Die Mahlzeiten wurden in demselben Raum eingenommen, in dem wir unser erstes Abendessen verzehrt hatten.

Während der ganzen Zeit unserer Gefangenschaft im Lazarett und auch später, war mir das sehr empfindlich, daß ich niemals allein war, ja daß ich kaum je ein Gespräch zu zweien oder dreien führen konnte. Jeder fühlte sich berechtigt an jedem Gespräch teilzunehmen und oft geschah es, daß einer in ziemlich weiter Entfernung ein paar Worte eines Gespräches, das zwei miteinander führten, aufgeschnappt hatte und dann seine Zwischenrufe ertönen ließ. Diese vollkommene Oeffentlichkeit wurde auf die Dauer recht hart.

Andererseits aber verstand es der Vorstand schon im Lazarett vorzüglich, in seinen Beratungen und Beschlüssen geheim zu bleiben. Mir ist es selbst so gegangen, daß ich mich einer Gruppe mir persönlich sehr gut bekannter Herren, meist ehemalige Schulkameraden, näherte, um an ihrer Unterhaltung teilzunehmen, und mir schon von weitem zugerufen wird: „Entschuldige, aber wir haben ge-

heim zu verhandeln“. Auf die Heimlichkeit der Vorstandsverhandlungen und Beschlüsse werde ich später noch zurückkommen müssen.

Während des Aufenthaltes beschäftigte man sich viel mit Lesen, Karten- und Schachspiel. Viele versuchten auch die Zeit mit Schlafen hinzubringen, doch glaube ich nicht, daß das den Meisten gelungen ist. Das Schachspiel wurde ganz besonders eifrig betrieben, denn es waren eine Anzahl sehr starker Spieler unter uns. Einmal kam es sogar dazu, daß zwischen den Spielern jeder der beiden Säle eine Beratungspartie gespielt wurde.

Am Montag, den 11. erschien ein Glied des ausführenden Ausschusses bei uns und begann Namen, Stand, Alter, Beruf u. s. f. jedes Einzelnen aufzuschreiben. Auch führte er in seiner Liste auf, was dem Betreffenden bei der Haussuchung abgenommen war. Diese Arbeit ging unglaublich langsam von statten. Nach vielen Stunden hatte er etwa den achten Teil des ersten Saales erledigt. Wir waren doch recht ungeduldig, denn der Kommissar hatte gesagt, er brauche diese Angaben, um zu wissen, wer zu entlassen sei.

Gegen Abend brach er seine Arbeit ab und sagte, man solle ein Verzeichnis aller Personen in gleicher Art durch Selbsteintragung anfertigen, auf diese Weise würde das rascher gehen. Dieses Verzeichnis wurde hergestellt und hat bis zum vorletzten Tage unseres Dorpater Aufenthaltes im Lazarett ausgelegen, ohne daß auch nur einer der vielen Ausschußmitglieder, die zu uns kamen, es irgend wie beachtet hätte.

Allmählig wurden aber doch einige von uns entlassen. Mit Ausnahme eines littauischen Rechtsanwaltes, der bis zum Schluß blieb, und sich durch die Flucht der Verschleppung entzog, wurden alle

Nichtdeutschen in Freiheit gesetzt. Desgleichen fast alle Alten, so daß schließlich nur noch 2 über 70jährige und etwa 3—4 über 65jährige unter uns blieben. Diese Alten haben allerdings später auch schwer unter den Mühsalen zu leiden gehabt und es ist nicht zu ermitteln gewesen, warum gerade diese nicht in Freiheit gesetzt wurden.

Auch einige Herren, deren Arbeit dem Ausschuß notwendig erschien, konnten aus dem Lazarett scheiden, so der Stadtklassierer, der Rechtsbeistand der Bank u. a. Dafür wurden aber andere im Laufe der Zeit nachgeliefert, die noch hier und dort verhaftet worden waren. So betrug denn unsere Zahl nach einigen Tagen etwa 185 Personen und blieb in ungefähr gleicher Höhe, solange wir in Dorpat waren.

Am Dienstag, den 12. kommt gegen Abend durch einen aus Wall zurückkehrenden Sanitär die Nachricht, daß der Krieg beendet sei. Daß dieses nur eine leere Redensart war, wußten wir damals natürlich nicht. Es herrscht eine gehobene Stimmung und man hofft auf baldige Entlassung aus der Haft. Auch unsere Wache ist nicht wie sonst. Von draußen hört man Geschrei. Einige wollen Freudenschüsse gehört haben. Die Nachricht vom Friedensschlusse war entstanden durch die Bekanntmachung Lenins, durch die er erklärte, der Krieg sei beendet und Rußland werde nicht weiter kämpfen.

Unterdessen wird es Abend. Einige haben sich schon zum Schlafen niedergelegt. Da sehen wir plötzlich die Fenster unseres Saales auf der Straßenseite hell erleuchtet. Man sieht näher zu: aus dem Theatergebäude, uns schräg gegenüber, steigt eine mächtige Feuersäule auf.

Das deutsche Theater ist ein schöner neuer Bau,

erst nach Kriegsbeginn beendet, doch fehlte noch die innere Einrichtung. Mit vereinten Kräften aller Deutschen in Dorpat und weit über Dorpat hinaus in Stadt und Land ist es erbaut worden. Dann war es, kaum fertiggestellt, zum Unterbringen österreichischer Kriegsgefangener beschlagnahmt worden. Später wurde es dann als Lagerraum für verschiedene Vorräte der Heeresverwaltung benutzt.

Wie das Feuer bemerkt wird, heißt es auch gleich, dort seien Benzin und Sprengstoffe untergebracht und das Theater sei in Brand gesteckt, um dieses, uns Deutschen allen so liebe Gebäude, noch im letzten Augenblick zu sprengen.

Denn niemand von uns zweifelte wohl daran, daß Friedensschluß und Abtretung der gesamten Ostseeprovinzen an das Deutsche Reich zusammen gehörten.

„Diese Teufel!“ hieß es. „Aus Aerger, um ihr Mütchen zu kühlen, sprengen sie das Theater. — „Aber was wird denn aus uns?“ fragt ein Aengstlicher. „Wenn das Theater gesprengt wird, dann geht das Lazarett mit.“

Solche und ähnliche Sorgen und Verwünschungen kann man hören. Wenige bewahren die gewohnte Ruhe und Kaltblütigkeit.

Herr von Böticher, der Verwalter des Lazarett's, dessen Vorräte auch im Theater liegen, kann beruhigen. Benzin ist dort nur in ganz geringer Menge vorhanden, wie auch ein gewisser Mangel an Benzin in der ganzen Stadt sich geltend macht. Ob Sprengstoffe dort aufbewahrt würden, weiß er nicht, glaubt es aber nicht, da dort sonst nur Kleidungs- und Ausrüstungsstücke lägen.

Unterdessen ist das Feuer schwächer geworden, und hört dann ganz auf. Es hatte der Luftschaft gebrannt, dann war das Feuer auf das Dach wei-

tergegangen, aber bald gelöscht worden. Die Entstehungsursache ist unbekannt geblieben.

Als das Feuer gelöscht war, etwa zwischen 1 und 2 Uhr, legten wir uns nieder. —

In diesen Tagen war zu uns die Nachricht durchgedrungen, daß auch in anderen Städten des Landes allgemeine Verhaftungen stattgefunden hätten. Auch das Dekret des estnischen Bolschewiken-Führers Nuwelt in Reval hatten wir gelesen in dem es unter anderem heißt: „Der Ausführende Ausschuß des Estnischen Arbeiter- und Soldatenrates erklärt allen adeligen Einwohnern den Krieg und erklärt ferner, daß alle Personen, die zum ehemaligen baltischen Adel gehört haben, Männer im Alter von 17 Jahren, Frauen von 20 Jahren und älter außerhalb des Gesetzes stehen, mit Ausnahme von säugenden Müttern und hinfälligen Greisen. Das will sagen, daß jede von den genannten Personen von jedem beliebigen verhaftet werden soll und muß.“ Das erklärte vieles.

Aus Reval hörten wir, daß dort Männer und Frauen verhaftet seien und die einen im Elevator, die anderen in einem Lichtspieltheater untergebracht wären. Dann werden die Verhaftungen in Pernau und Fellin bekannt, und weiter, daß alle aus diesen Städten nach Reval gebracht würden.

Besonders aus Fellin wurde Schlimmes berichtet. Die alten Damen im Fräuleinstift seien verhaftet, unter ihnen eine, die ganz an den Kollstuhl gefesselt war.

Auch das erfuhren wir, daß Woldemar von Samson-Himmeltjerna, ein vielen von uns und auch mir persönlich gut bekannter und von Allen geschätzter Mann, der infolge seiner Schwerhörigkeit einem Befehl nicht Folge geleistet hatte, erst

mit einem Kolbenschlage niedergeworfen und dann mit dem Bajonett erstochen worden sei.

Währenddessen kommt von außerhalb immer wieder die Nachricht, daß der Dorpater Soldaten- und Arbeiterrat uns am liebsten wieder freilassen wolle, daß aber Umwelt dieses nicht gestatte, auch der Dorpater Pöbel dringend verlange, daß wir in Haft behalten würden. Außer den schon erwähnten Annahmen über den Grund unserer Verhaftung, wird jetzt auch die Zugehörigkeit und die Betätigung im Selbstschutz 1905/6 genannt, doch gerade von denen, die damals sich besonders hervorgetan, sind nur verhältnismäßig wenige unter uns.

Dann heißt es wieder, auch wir alle sollen nach Reval gebracht werden, um dort vor ein Revolutions-Gericht gestellt zu werden.

So wogen die Annahmen und Gerüchte durch einander. Das Für und Wider wird geprüft, doch keiner weiß etwas Sicheres, jeder Tag, jede Stunde kann Neues bringen. Auch die fast täglich hinzu kommenden neuen Gefangenen wissen kaum mehr, jedenfalls nichts sicheres als wir.

Das Gerücht, daß wir nach Reval gebracht werden sollen, nimmt Montag den 18. immer festere Form an. Man erwägt schon, wie man sich darauf einrichten solle, bedenkt ob man Aussicht habe zu entfliehen und ähnliches. Am Abend scheint es fest zu stehn, daß wir in der Nacht fortgebracht werden, und wir sind entschlossen uns nicht schlafen zu legen.

Da erscheint Herr von Bötticher und teilt mit lauter Stimme mit: „Meine Herren, ich weiß aus sicherer Quelle, daß Sie heute Nacht jedenfalls nicht weiter befördert werden. Sie können sich ruhig schlafen legen.“ — Wir tun es, und die

Nacht verläuft so ruhig wie die früheren. Ja das Gespenst des Verschlepptwerdens ist für einen Tag stark in den Hintergrund geschoben.

Unsere Wache bestand zum Teil aus Soldaten des estnischen Regiments, zum Teil aus Roter Garde. Diese Leute waren in Zivilleidung, jedoch mit militärischer Bewaffnung. Der Führer der Wache, der Kutscher, war Soldat. Die ganze Wache war den Gliedern des Ausschusses des Soldaten- und Arbeiterrates unterstellt.

Eines Tages erscheint unter der Wachmannschaft ein Mann aus der Roten Garde, der sich sofort durch seine laute befehlende Stimme bemerkbar macht, mit der er jeden, der ihm in die Nähe kommt, anschreit. Mit seiner Flinte fuchtelt er hin und her, bedroht uns mit dem Bajonett, kurz betrügt sich in einer uns bisher ungewohnten Weise.

Da die Sache ernstlich gefährlich werden kann, besonders, wenn er etwa irgend wie mit einem der Hitzköpfe unter uns in Streit geraten sollte, wendet sich ein Herr aus unserem Vorstande an den Führer der Wache und macht ihn darauf aufmerksam, daß unser Vorstand das nicht beantworten könne, wenn infolge des Benehmens dieses Roten Gardisten es etwa zu einem blutigen Zusammenstoß kommen sollte.

Der Kutscher entschuldigt den Mann, indem er sagt, er sei bekanntermaßen nicht ganz zurechnungsfähig, übrigens nimmt er ihn fort und stellt ihn vor dem Lazarett auf Posten. Nachher saß er im Borsale und spielte, blöde lächelnd mit seinem Gewehr, ließ sich aber keine Ausschreitungen mehr zu Schulden kommen.

Der Wache war außer dem Borsaal nach einigen Tagen noch ein an diesen anstoßendes Zimmer

als Schlafzimmer und Aufenthaltsraum angewiesen worden. Aus diesem Zimmer hörte man zweimal Schüsse. Das eine mal soll einer von der Wache nach einer Taube geschossen haben, das andere mal soll einem die Flinte losgegangen sein, wodurch einer der Leute schwer verwundet sein soll.

Am Freitag erfahren wir, erst ganz kurz, dann ausführlicher, daß es auf dem Gesinde Kulli, daß einem Herrn von Bod gehört, der mit uns gefangen ist und das etwa 6 Werst von Dorpat entfernt liegt, zu einem Zusammenstoß zwischen einigen unserer Herren und der Roten Garde gekommen sei. Es sollen sich einige Familien unter der Führung eines Herrn von zur Mühlen nach Kulli begeben haben, um von dort weiter in ein großes wenig bewohntes Waldgebiet im Nordosten von Dorpat zu gelangen, wo sie sich verborgen halten wollten.

Am Nachmittage sollen sie dann in Kulli überrascht worden sein und die Rote Garde, die ins Haus gedrungen war, kurzer Hand mit Schüssen empfangen haben. 7 Rote Gardisten sollen tot und 11 verwundet sein, unter diesen auch das Ausschußglied Fuhrmann = Feiermann. Uebrigens erschien dieser von da an wirklich nur noch mit verbundenem Gesicht bei uns im Lazarett. Wie ich später erfahren habe, hat er sich auf der Fahrt nach Kulli die Ohren erfroren.

Viele von uns nahmen den Herren diese Schieserei im höchsten Grade übel. Sie hätten doch, hieß es, bedenken sollen, daß uns das schaden könne; ja einer ließ sich zu dem Ausruf hinreißen: „Die könnte ich mit eigener Hand erschießen!“ Diese ja wohl nicht so ernst gemeinten Worte seien hier nur angeführt, als ein Zeichen, wie weit

doch schon unter uns die Nervosität gesteigert war. Denn bei ruhiger Ueberlegung mußte sich doch jeder sagen, daß dem Einzelnen in Abwehr und Verteidigung vollkommen freie Hand gelassen werden mußte.

Wenn es eine Weile geschienen hatte, als stände unsere Freilassung in allernächster Zeit in Aussicht, so verstummten jetzt allerdings alle diese Gerüchte und alles war vollkommen ins Ungewisse hinaus gerückt, denn dieser blutige Zusammenstoß schien deutlich auf die Machthaber eingewirkt zu haben, in deren Händen wir uns befanden.

Um die Gedanken etwas abzulenken und um eine Unterbrechung in die Eintönigkeit unseres Gefangenlebens zu bringen, hat der Vorstand in Aussicht genommen, daß Vorträge gehalten werden sollten; sind doch unter uns genug Herren, die über ein reiches Wissen verfügen.

Der Führer der Wache ist gefragt worden und hat seine Zustimmung erklärt. Am Freitag um 6 Uhr soll der erste Vortrag stattfinden. Prof. von Bulmeringk will über einen Reisebericht im alten Aegypten erzählen. Alle versammeln sich, man sitzt auf den Betten, steht auf den Gängen um den Vortragenden herum, froh einmal seine Gedanken etwas ablenken zu können.

Der Vortragende beginnt, erzählt von einem Reisebericht, der einige Jahrtausende vor Christi Geburt verfaßt wurde und will gerade zum Inhalt dieses Berichtes übergehen, da nähert sich der Wachtposten und fragt, was hier geschehe.

Der Herr vom Vorstande, der vom Führer die Erlaubnis erhalten hatte, erklärt das Nähere, daß es sich um einen Vortrag mit „obrigkeitlicher“ Genehmigung handele, doch der Warden sagt, er

wisse von keiner Erlaubnis, der Führer, der fortgegangen sei, habe ihm nichts gesagt, kurz, er befehlt, auseinanderzugehen. Da ist nun weiter nichts zu machen. Die Zuhörerschaft zerstreut sich.

Als der Führer später zurückkommt, äußert er sein Bedauern, daß er versäumt habe, der Wache von seiner Erlaubnis Mitteilung zu machen. Ein weiterer Versuch Vorträge zu veranstalten wurde aber nicht mehr gemacht.

Am Donnerstag Abend erscheint der Führer mit einer Anzahl Soldaten bei uns und befiehlt, daß wir alle zunächst in den hinteren Saal gehen sollen. Dann sagt er, daß es hieße, wir hätten Waffen bei uns und alles solle danach durchsucht werden, ob solche vorhanden seien.

Von uns werden dann 4 Herren, für jede Bettreihe einer, bestimmt, die die Durchsuchung beaufsichtigen sollen. Es wird hierauf Bett für Bett in vier Gruppen durchsucht, Strohsäcke und Kissen werden befühlt, die Decken abgenommen, die Koffer durchwühlt, alle Gegenstände von den Tischen entfernt, die Taschen der Ueberzieher und Pelze in Augenschein genommen. Als der große Saal erledigt ist, müssen wir hinüber und dieselbe Arbeit wiederholt sich im kleinen Saal. Gefunden wird nichts. Und dennoch sind ein paar Revolver vorhanden, einer sogar so offen, daß, wer sein Berstedt kennt, ihn vom Mittelgange aus unter dem Heizungsrohre sehen kann, der andere liegt unter dem Altare im kleinen Saale.

Am Sonntag, den 17. Februar, hält Professor Seesemann einen kurzen Gottesdienst im hinteren Saale, der wohl auf alle einen tief ergreifenden Eindruck macht. Nach dem Gesang einiger Liederverse und der Verlesung eines Abschnittes aus der

Bibel berührt er in einer Ansprache und im Gebet unsere augenblickliche Lage. Nach dem Vaterunser und dem Segen wird wiederum ein Vers gesungen.

Während des Gottesdienstes steht eine Wache an der Thür des hinteren Ausganges aus dem Saal. Der Mann hatte seine Mütze abgenommen. Nicht lange aber nachdem der Professor zu sprechen begonnen hatte, kommt eine andere Wache durch die vordere Thüre, aus dem großen Saale, geht durch den ganzen Raum, als ob er auch diese „Versammlung“ verbieten wolle; besinnt sich aber, geht zum Posten an der Thür um diesen abzulösen, der dann still zur Thüre hinausgeht.

Einige Male im Laufe der Woche wird Generalreinigung vorgenommen, die Strohsäcke werden ausgeklopft, die Fußböden gründlich gesäubert. Jeden Abend, nachdem man sich die Betten zurecht gemacht hat, was bei den Strohsäcken viel Staub giebt, wird noch gründlich gelüftet. Nach diesem Lüften darf im Saal nicht mehr geraucht werden. Die eifrigen Raucher, besonders die, die nicht gar zu früh ihre Betten aufsuchen wollen, begeben sich dann für den Abend auf den Vorraum, wo sich dann besonders lebhaftes Gespräch entwickelt. Für ein Abblenden derjenigen Lampen, die auch die Nacht über brennen mußten, ist schon nach wenigen Tagen gesorgt worden. Um sich davor zu schützen etwa in der Nacht von der Wache bestohlen zu werden, ist es eingerichtet worden, daß von 2 zu 2 Stunden wechselnd einige jüngere Leute von 10—6 Uhr wachen.

Allmählig hatte man sich so ziemlich eingerichtet. Viele hatten sich von Hanse Rissen, Morgenschuhe und ähnliches kommen lassen: im Allgemeinen wäre das Leben im Lazarett nicht gar so schlimm gewesen, wenn nicht, außer der fehlenden

Freiheit, die vollkommene Ungewißheit unserer Lage und unserer Zukunft und dergleichen die Sorge um unsere Angehörigen uns zu keiner Ruhe kommen ließen. Jedenfalls empfanden wir es, daß wir es besser hatten, als die, die noch in „Freiheit“ waren und schein ein Versteck mit dem anderen tauschen mußten.

Die Zeitung bringt die Nachricht, daß der Volkskommissar für Justiz erklärt habe, die Bekanntmachung Auwelts, durch die die „Bourgeoisie“ und die Deutschen im erweiterten Estland für vogelfrei erklärt wurden, sei eine Vergewaltigung eines Theiles der freien Bürger.

Wir gewinnen neue Hoffnung und senden ein Schreiben an ihn, in dem wir bitten unsere Freilassung zu verfügen. Ob er das Schreiben je erhalten, haben wir nicht erfahren. Jedenfalls erfolgte nichts in diesem Sinne, wohl aber äußerte der Volkskommissar bald darauf, daß unter gewissen Ausnahmeverhältnissen ein Vorgehen, wie das des Auwelt nicht unberechtigt sei.

Unterdessen kommt aus der Stadt immer wieder das Gerücht zu uns, daß der Selbstschutz, bestehend aus Deutschen unter Führung des Dr. Kennenkampf, und die estnische Weiße Garde in unserem Interesse tätig seien, und daß Aussicht vorhanden sei, daß die Regierung der Maximisten gestürzt werden würde, was ja gleichbedeutend mit unserer Freiheit wäre.

Doch alle diese Gerüchte sind unklar und unsicher. Wer wirklich etwas wissen könnte, schweigt oder antwortet auf Fragen mit mehr oder weniger allgemeinen Redensarten. Auch von Schritten unserer Landesvertretung in Petersburg, etwa des Landmarschall Baron Pillar von Pilchau oder

durch den sonst so einflußreichen Baron Meyendorff verlautet nichts.

Gleichzeitig verfolgen wir natürlich mit lebhaftem Interesse das Vorgehen der deutschen Truppen. Wir erfahren, Wenden sei genommen und rechnen und streiten uns darüber, wann sie in Dorpat sein können. Man malt sich aus, wie das wäre, wenn eines schönen Tages deutsche Helme sich in unserem Vorsaale zeigten, die Wache entwaffneten und wir befreit würden. Doch auch das wird erwogen, daß es nicht unmöglich sei, daß die jetzigen Machthaber uns schon vorher auf irgend eine Weise aus der Welt schaffen könnten. Beruhigend ist hierbei nur die Gewißheit, die sich ja auch bis zum Schluß bewährt hat, daß die, von denen wir abhängen, nicht heißblütige Romanen, sondern ruhige und innerlich feige Russen, Letten und Esten sind. Was anderenfalls mit uns geschehen wäre, darüber braucht man nur etwa in der Geschichte der französischen Revolution nachzulesen. Gott sei Dank, daß wir es nicht mit solchen zu tun hatten.

Zuweilen, in nicht geregelten Abständen, sondern je nach der Laune und der Zugänglichkeit für Bezahlung unserer Wache, konnten wir unsere Angehörigen sehen und sprechen. Die Zusammenkünfte erfolgten in verschiedenen Räumen. Im Aufenthaltszimmer der Wache, im Vorsaal und auf der Treppe. Die Sprache bei diesen Besuchen wurde nicht irgendwie eingeschränkt, bis auf einen Fall, wo der, später für nicht ganz zurechnungsfähig erklärte Rote Gardist, durchaus verlangen wollte, daß sich ein Ehepaar estnisch unterhalten sollte. Diese zogen es vor, dann schon lettisch zu sprechen, wie wohl der eine Teil von ihnen nur das Estnische, der andere nur das Lettische be-

herrschte. Der Gardist wollte, da er selbst nur estnisch verstand, diese Unterhaltung verbieten, jedoch der Kutscher gestattete sie gnädigst. — Wie ich erst später hörte, waren diese Besuche der Angehörigen nicht nur mit Geldopfern verbunden, sondern nicht selten wurden sie, es waren ja ausschließlich Damen und Kinder, von der Wache auf das Roheste beschimpft. Auch an unflätigen Bemerkungen und zweideutigen Redensarten fehlte es nicht. Wenn das rohe Volk zu Macht gelangt ist, kennt es eben keine Grenzen und läßt rücksichtslos jedem seine Macht empfinden.

Auch ich hatte einige Male die Freude, meine Frau und einmal in ihrer Begleitung auch meinen jüngsten Sohn zu sehen. Viel konnte man ja nicht gerade mit einander sprechen in dem wirren Durcheinander all derer, die sich unterhielten, der Wache und vieler von uns, die nur der Abwechslung halber sich zwischen allen diesen herumschoben. Ich hörte, daß bei uns zu Hause weiter keine Durchsuchungen stattgefunden hätten, daß die österreichischen Kriegsgefangenen zum Teil, wie es schien, und wie sich nachher bewahrheitete, auf die maximalistische Seite neigten, und daß mein vorjüngster Sohn mit heftigem Fieber erkrankt sei.

## 6. Der Aufbruch von Dorpat.

So vergehen die Tage bis zum Mittwoch (20. Februar). Um die Mittagszeit dieses Tages heißt es plötzlich, wir werden sicher heute noch fortgebracht werden. Schon vorher war ja wiederholt gerüchtweise davon gesprochen worden. Bald hieß es, der Dorpater Soldaten- und Arbeiterrat wolle uns fortbringen, dann wieder gerade er wolle es nicht, wohl aber verlange der Kevaler Rat dieses.

Dann war zu hören, wir könnten nicht fortgebracht werden, da der Kommandant keine Wagen zu unserem Transport geben könne, er brauche sie alle für die Abrüstung. Auch der Stationsvorsteher sollte sich in diesem Sinne geäußert haben. Hierauf war davon die Rede gewesen, man wolle uns in Kraftwagen nach Pleskau schaffen, einige wieder wollten wissen, daß in der Stadt für diesen Zweck nicht genügend Kraftwagen vorhanden seien. Endlich war erzählt worden, wir sollten in Schlitten fortgebracht werden, der Befehl zu zwangsweiser Beschaffung von Schlitten und Pferden sei bereits gegeben.

Dann aber, Mittwoch um die Mittagszeit, heißt es mit einem Male, es stehe fest, daß wir heute Nacht aufbrechen würden. Die Nachricht ist im Augenblick allen bekannt. Wo sie herstammte, kann ich nicht erfahren, merkwürdig ist nur, wie sie plötzlich auftaucht und sich so rasch verbreitet.

Auch in der Stadt muß die Nachricht bekannt geworden sein, denn bald kommen Angehörige der Verhafteten in viel größerer Anzahl als je an einem Tage zuvor. Auch Kuffsäcke, Handkoffer und ähnliches werden gebracht, vollgepackt mit Wäsche, warmen Kleidungsstücken und Lebensmitteln. Man sieht, es wird ernst.

Meine Frau ist erst gestern bei mir gewesen, und hat mir gesagt, sie käme heute nicht, erstens des kranken Kindes wegen, das sie nicht allein lassen wolle, dann aber auch, weil zu häufige Besuche von der Wache nicht gern gesehen würden.

Da ich meine Frau heute nicht erwartete, hielt ich mich wenig in der Vorhalle auf, und so versäumte ich auch den Besuch ihrer Schwester, die zu ihrem Manne gekommen war. Durch meinen Schwager hörte ich dann später, daß der Arzt sich dahin geäußert habe, mein Sohn hätte wahrscheinlich den Typhus. Ich war in großer Sorge, da gerade er eine recht schwächliche Gesundheit hat. Später erhalte ich auch eine Reisetasche mit Wäsche, ein großes Stück Brot und Schinken. Auch Butter war in dem Paken gewesen, doch hatte die schon früher einen Liebhaber gefunden.

Unterdessen ist bekannt geworden, daß eine Sitzung der gemäßigten Esten (Weiße Garde) stattgefunden habe die in unsere Verschleppung unter keinen Umständen willigen wollen und die in der Lage sei, die Regierung der Bolschewiken zu stürzen. Man beruhigt sich etwas, auch merken wir, daß Glieder unseres Vorstandes mit unserer Wache verhandeln, erfahren jedoch zunächst nichts. Wir bleiben im Zweifel darüber, ob etwas geschehen werde. Je nach Temperament des Einzelnen und je nach dem, was man zuletzt gehört hat, hofft man oder fürchtet man.

Wie ich schon angeführt habe, hatten alle Aerzte des Lazarets, an ihrer Spitze Dr. Zoffe, die ganze Zeit über alles getan, was in ihrer Macht lag, unser Los zu erleichtern. Ein Student der Medizin Grünwaldt, den ich im Herbst im Selbstschutz, wo er zu meiner Sturmkolonne gehört hatte, kennen lernte, hatte sich freundlicherweise erboten, da er mehrmals täglich an meiner Haustür vorüberginge für mich gelegentlich eine Bestellung nach Hause zu besorgen.

Ihn bitte ich jetzt, wenn er zum Abendessen fortgeht, zu Hause zu fragen, was mit meinem Sohne sei und ob der Arzt etwas bestimmtes geäußert habe und mir durch Fernspruch Bescheid zu sagen.

Infolge der Unsicherheit der Verhältnisse und um nicht etwa im Schlafe von den Bolschewiken überrascht zu werden, sind heute unsere eigenen Wachen verstärkt. Von jeder Bettreihe sollen je 2 Mann 2 Stunden wachen. Ich erhalte die Wache von 12 bis 2 Uhr. Auch ist Weisung gegeben sich heute Nacht nur völlig bekleidet auf das Bett zu legen, um gleich bei der Hand zu sein.

Gegen 10 Uhr sagt mir einer der Aerzte, Grünwaldt lasse mir mitteilen, der Arzt habe festgestellt, daß mein Sohn den Typhus habe. Er sei wohl im Hause geblieben, doch sei er von den anderen Knaben getrennt und eine Krankenschwester sei zu seiner Pflege angenommen. Diese Nachricht drückte mich sehr nieder. Zu allem Anderen kam jetzt noch die Sorge für meine Frau, die jetzt allein zurückblieb.

Ehe meine Nachtwache beginnt, etwa um 10 Uhr gehe ich zu Herrn Brümmer, der die Leitung der Wache hat, um mich darüber zu unterrichten, was ich zu tun habe, wenn sich heute Nacht irgend

etwas ereignen sollte. Denn wenn wir auch etwas dadurch beruhigt sind, daß jedenfalls keine Eisenbahnwagen zur Verfügung ständen und ein Fortschaffen auf Schlitten nicht sehr wahrscheinlich ist, eine wirkliche Beseitigung der Gefahr bedeutet das doch nicht. Einerseits wissen wir ja nicht, wie zuverlässig unsere Nachrichten seien, dann aber entzieht sich gänzlich unserer Beurteilung, welche Mittel dem Soldaten- und Arbeiterrat zur Verfügung stehen, um ihren Willen durchzusetzen.

Auf meine Frage antwortet mir Herr von Brümmer: es werde in dieser Nacht aller Voraussicht nach nichts erfolgen. Der Rat sei in seiner Mehrzahl gegen unsere Fortführung, auch sei die Bürgermuße, in der er seine Sitzung abhalte, von estnischem Militär (Weißer Garde) umzingelt. Diese Nachricht habe er vom Kutischer als durchaus zuverlässig erhalten.

Wenn aber wider alles Erwarten doch von den Bolschewiken der Versuch gemacht werden sollte, den Plan unserer Verschleppung auszuführen, dann sei für alle Fälle unsere Wache im Lazarett erkauf. Sie werde uns rechtzeitig die Annäherung der Ausschußglieder und ihrer Leute mitteilen und sich dann von uns entwaffnen lassen. Wir würden dann auf die im Gange um die Ecke biegenden Roten Gardisten aus den abgenommenen Flinten Feuer geben, uns weiter zur Wehr setzen und könnten uns halten, bis wir durch Selbstschutz und Weiße Garde Hilfe von Außen erhielten.

Uebrigens sei das alles im höchsten Grade unwahrscheinlich. Die verstärkten Wachen sollten diese Nacht wohl auf dem Posten bleiben, doch könnten die Uebrigen sich ruhig, allerdings für alle Fälle besser in Kleidern, niederlegen.

Da mir bis zum Beginn meiner Wache noch gegen zwei Stunden Zeit verbleiben, legte ich mich noch etwas auf mein Bett, um, wenn es ginge noch ein wenig zu schlafen.

Ich mag ungefähr eine Viertelstunde so gelegen haben, an ein Schlafen war bei dem noch herrschenden vollen Leben im Saale nicht zu denken, da sehe ich den Kutcher eilig durch den Saal gehen. Gleich darauf geht er mit drei Herren, die ihre Sachen tragen, wieder der Ausgangsthüre zu. Auf meine Frage, wohin sie gingen, erhalte ich zur Antwort, sie gingen spazieren, d. h. nach Hause.

Im selben Augenblick erscheint der Kutcher wieder in der Thür und ruft mit lauter Stimme in den Saal: „In einer Stunde wird der Ausschuß hier sein, der Sie fortbringen soll.“

Alles springt von den Betten und beginnt zu packen, doch wird sofort Weisung gegeben, sich wieder niederzulegen und nichts vorzubereiten, da alles darauf ankomme, den Ausbruch aus dem Lazarett nach Möglichkeit hinauszuschieben, um auf diese Weise der Weißen Garde, wenn sie etwas zu unserer Befreiung unternehmen wolle, die nötige Zeit zu geben.

Herr von Bötticher ruft in den Saal: „Solange wir dieses Gebäude nicht verlassen haben, sind wir in Sicherheit. Was aber geschieht, wenn man uns hinausgebracht hat, kann niemand wissen.“

Auf diese Weisung uns niederzulegen, tun es einige, andere treten in Gruppen zusammen und unterhalten sich lebhaft. Es ist ein Hin und Her, wie in einem gestörten Ameisenhaufen.

Raum 10 Minuten nachdem uns der Kutcher die aufregende Nachricht eröffnet hat, erscheint auch schon der Ausschuß.

An dieser Stelle sei eingefügt, daß am Dienstag der Kommissar Raikas zu uns gekommen war mit einer Liste unserer Namen, und diese durch Aufruf hatte berichtigen wollen. Durch seine Ungelehrtheit bei Erledigung dieser Arbeit blieb die Liste dennoch falsch, eine ganze Anzahl bereits Entlassener war und blieb in ihr aufgezählt und bis zum Schluß verfügten die Vertreter des Arbeiter- und Soldatenrates über keine wirklich zutreffenden Listen, was uns später, wie man sehen wird, sehr zu statten kam.

Am Mittwoch gegen Abend waren noch sechs Herren bei uns eingeliefert worden, die bisher im Polizeigewahrsam gefessen hatten. Da es dort von Ungeziefer wimmelte, hatte man sie gleich sich baden lassen und ihnen Kleider und Wäsche fortgenommen, um diese zu reinigen. Bis das erfolgt wäre, hatten sie Anstaltswäsche und geblünte rote Schlafröcke erhalten. Wie die Chinesen sahen diese roten Gestalten unter uns aus.

Das schnelle Erscheinen des Ausschusses war doch recht merkwürdig. Der Kutscher hatte sich, als er den Herren zur Flucht verhalf, schon gewußt, daß er käme, d. h. daß er wohl schon im Gebäude des Lazarettes angelangt sei. Daß er uns dann sagte, er würde nach einer Stunde kommen, war auch unrichtig, und auch das mußte er doch wohl wissen. Was ihn zu dieser Ungenauigkeit veranlaßt hatte, ist mir nicht klar, vielleicht handelte er so, aus derselben Erwägung, die unseren Vorstand veranlaßte uns aufzufordern den Ausbruch möglichst hinaus zu ziehen. Denn wenn er noch eine Stunde Zeit gab, bis zum erwarteten Erscheinen des Ausschusses, konnte er sich denken, daß man noch nicht viel vorbereitet haben werde, wenn sie tatsächlich gleich darauf erschien.

Jedenfalls war damit die Möglichkeit eines bewaffneten Widerstandes gefallen, und viele von uns, auch ich, nehmen an, daß er uns absichtlich getäuscht habe, sei es um Blutvergießen zu vermeiden, sei es weil er überhaupt ein falsches Spiel trieb. Ich wenigstens halte ihn für fähig dazu. Sein ganzes Benehmen, seine kriechende Zuborkommenheit erlauben keinen Schluß, der zu Gunsten seiner moralischen Fähigkeiten ausfiele.

Die Glieder des Ausschusses und die sie in den Saal begleitenden Soldaten sind ohne Flinten, haben aber jeder mehrere Revolver bei sich, auch tragen sie Seitengewehre. Nachdem sie in den Saal getreten sind, ruft einer von ihnen: „Ziehen Sie sich an, wir werden Sie fortbringen!“ Im Vorsaal sieht man eine Menge Soldaten mit Flinten und aufgepflanztem Bajonett.

Man geht an seine Betten und beginnt, sich mit seinen Sachen zu tun zu machen. Da ruft Baron Manfred Wolff: „Wir ziehen uns nicht an!“ und dann bald darauf: „Wir werden nicht abreisen!“ Das sollte zum Widerstande anfeuern, aber es war zu spät und so kam es nicht dazu. —

Es war noch am Abend dieses Tages durch einen jungen Arzt unserem Vorstande angeboten worden, Revolver in größerer Anzahl zu uns zu bringen. Ihm als Angestellten am Lazarett wäre das möglich gewesen. Einige Glieder unseres Vorstandes aber hatten, ohne sich weiter mit uns zu verständigen, ohne überhaupt auch nur die Sache im Vorstande ernstlich zu prüfen, von sich aus den Vorschlag abgelehnt, und so waren wir außerstande irgend etwas zu tun, waren waffenlos in den Händen dieser Bande und mußten uns nun ins Unvermeidliche fügen.

Einigen, die nahe am hinteren Ausgang, der zu einem Krankensaale führte, ihre Lagerstätten hatten, gelang es durch diesen zu entfliehen, andere eilten auf den Balkon und ließen sich von dort längs der Regenrinne hinunter. Hierbei lag freilich die Gefahr vor, daß man im Hof, in den man vom Balkon aus gelangte, aufgegriffen würde, doch merkwürdiger Weise war der Hof unbewacht. Als der Letzte sich über das Geländer des Balkons schwang, wurde er von einem der Soldaten vom Saal aus bemerkt. Der eilte sofort auf den Balkon und piff, um die Wache unten zu alarmieren, jedoch erfolgte von unten keine Antwort und der Flüchtling war gerettet. Einzelnen ist es gelungen durch die Vorhalle zwischen den Soldaten hindurch auf den Gang zu entkommen, indem sie aus dem Vorsaal in die Richtung auf die Stube für die alten Herren gingen. Der kurze Gang, an dem diese lag, war unbewacht. An seinem anderen Ende befand sich eine Treppe, wer unbemerkt von den Soldaten im Vorsaal auf diese kommen konnte, war gerettet.

Bald sind aber alle Ausgänge mit Posten, bestehend aus den neu gekommenen Mannschaften, besetzt und an ein Entkommen ist nicht mehr zu denken. Wer krank ist, d. h. wer an sich irgend ein Uebel glaubt entdecken zu können, legt sich auf sein Bett und läßt einen der Ärzte kommen. Dieser untersucht ihn und wenn er es irgend verantworten kann, bringt er ihn in die Krankenabteilung, von wo er mit einem zweiten Transport abgeschickt werden soll, doch zu diesem ist es nicht mehr gekommen.

Auch die sechs „Chinesen“ in ihren roten geblühten Schlafröcken werden, da sie nicht transportfähig sind, zunächst zurückgestellt und werden

auf diese Weise gerettet. Herr von Bötticher wird als notwendig für das Lazarett auch zurückgelassen.

Da keine Möglichkeit des Entkommens mehr vorhanden ist, beginnt man ernstlich, sich mit seinen Sachen zu befassen. Das Notwendige wird eingepackt und da man damit rechnen muß, daß jeder seine Sachen selbst tragen müssen, beschränkt man sich, soweit das irgend angeht. Was man glaubt entbehren zu können, übergibt man einer der Schwestern mit der Bitte, es den Angehörigen zuzustellen.

Ich packe zunächst mein Kissen und meine Morgenschuhe, die in meinem kleinen Beutel keinen Platz haben, zusammen und schicke sie nach Hause. Nachher habe ich das sehr bereut, ich hätte beide gut brauchen können, denn wenn ich ein Kissen gehabt hätte, glaube ich, hätte ich in all den vielen Wochen unserer Verhinderung manche Stunde mehr schlafen können. Auch meine goldene Uhr, den Siegelring und den Trauring schicke ich nach Hause.

Ich sehe sehr schwarz in die Zukunft. Ich fürchte, daß mir diese Wertsachen entweder geraubt werden können, oder wenn, — was auch nicht aus dem Bereich der Möglichkeit liegt — wir nicht mehr wiederkehren sollten, wünsche ich sie doch lieber als Andenken in den Händen der Meinigen, als in denen unserer Räuber und Mörder. Wie ich ein paar Abschiedsworte auf eine Karte schreibe, die ich dem Paden beilege, wird mirs gegenwärtig, daß das vielleicht die letzten Worte sind, die ich an die Meinigen richte.

Es waren wohl alle Krankenschwestern aus dem Lazarett diesen Abend im Saale anwesend. Sie bemühten sich zu helfen, wo sie konnten. Un-

vergeßlich werden mir die freundlichen, teilnahmsvollen Blicke sein, mit denen sie unserem Tun folgten. Sie müssen schwerer unter unserer Lage gelitten haben, als wir selbst. Wir waren zu beschäftigt, unsere Gedanken von allem was auf uns eindrang zu sehr in Anspruch genommen, um ruhig überlegen zu können, um darüber zu grübeln, was uns bevorstand, wem wir entgegen gingen. Leiden sehen ist ja oft viel schwerer als selbst leiden, besonders wenn man unschuldig leidet und noch gar wenn man sich bewußt ist, um einer großen Sache willen zu leiden.

Allen Befehlen der Ausschußglieder wird nur mit der größten Langsamkeit, soweit diese nicht geradezu auffallend wird, Folge gegeben, um dadurch Zeit zu gewinnen, denn immer hofft man auf ein Eingreifen unserer außerhalb befindlichen Freunde. Aber alles Zögern hilft nichts.

Wer fertig ist, muß mit seinen Sachen in den hinteren Saal hinübergehen. Endlich sind alle dort versammelt, nur die Ausschußglieder bleiben mit ihren Begleitern im großen Saale zurück; an allen Türen, auch an der aus dem einen Saal zum andern, werden je zwei Wachen aufgestellt.

Jetzt beginnt der namentliche Aufruf nach alphabetischer Reihenfolge; dessen Name verlesen ist, muß sich mit seinen Sachen in den großen Saal vor die Ausschußglieder begeben. Dort werden die Sachen durchsucht, er muß sein Geld herzeigen, es wird ihm abgenommen. Wenn einer, dessen Name verlesen wird, nicht mehr unter uns anwesend ist, wird laut gerufen, er sei in der Krankenabteilung. Damit beruhigen sich die Leute. Nachdem bekannt geworden ist, daß Geld und Wertgegenstände abgenommen werden, sind bei uns alle damit beschäftigt, solche Dinge nach Möglichkeit

leit zu verstecken. Sie werden durch Löcher in den Taschen ins Unterfutter geschoben, in Stiefel oder Strümpfen, auch in der Pelzmütze versteckt, kurz jeder benützt noch den letzten Augenblick und die Kenntniß der bevorstehenden Untersuchung, um zu retten, was zu retten ist.

Wenn ein Name aufgerufen wird, muß er viele Mal wiederholt werden, bis der Betreffende sich meldet, dann dauert es immer noch eine gute Weile, bis er sich seine Überkleidung angezogen, seine Sachen zusammengenommen hat und vor den Ausschußgliedern erscheint. Das alles hat natürlich immer den einen Zweck, den ganzen Vorgang in die Länge zu ziehen.

Doch allmählig reißt unseren Schergen die Geduld, sie drohen zu schießen, wenn man sich nicht schnell meldet und wir müssen uns schon dazu bequemen, nach dem Namensaufruf rascher vorzutreten. Auch die Abnahme des Geldes wird von ihnen, als zu zeitraubend, zunächst eingestellt und auf einen günstigeren Zeitpunkt verschoben, denn sie haben vom Bahnhof die Nachricht erhalten, daß der Zug, der uns mitnehmen soll, bereit sei und nicht lange warten könne.

Wer durchsucht worden ist, muß sich in den vorderen Teil des großen Saales begeben und dann von dort unter Bewachung hinaus, die Treppen hinunter auf die Straße. Einer der Ersten, die aufgerufen waren, Herr Woldemar von Bod, hatte das aus Unkenntniß nicht getan, sondern war umgekehrt und wieder zu uns in den kleinen Saal zurückgekommen, wo er uns Einzelheiten über die Durchsuchung und die Abnahme von Geld erzählte.

Doch immer noch dauert es den Ausschußgliedern zu lange, Viertelstunde auf Viertelstunde verrinnt und noch ist ein großer Teil von uns

nicht vorgewesen. Sie ordnen daher an, daß alle mit den gleichen Anfangsbuchstaben der Namen sich zusammen stellen sollen und rufen dann immer eine ganze Anzahl, z. B. eine ganze Familie zusammen vor. So von meiner Familie 7, von den Baronen Engelhardt 8. (Das russische Alphabet hat eine andere Reihenfolge als das deutsche. Der Buchstabe E kommt in ihm erst ganz zum Schluß vor, dagegen ist der Buchstabe В der dritte vom Anfang).

Als Baron Manfred Wolff sich gestellt hat und man an ihm herumtastet, wird in seinem Pelz etwas Hartes gefunden. Kurz entschlossen schneidet der untersuchende Soldat ihm den Pelzüberzug auf und holt einen Revolver aus dem Unterfutter heraus. Man überhäuft Baron Wolff nun mit Drohungen und ein Soldat äußert: „Nun, der kann von Glück sagen, daß nicht ich ihn untersucht habe. Wahrlich, mit derselben Waffe, die ich bei ihm fand, hätte ich ihn auch niedergeknallt. Das hätte er verdient!“ Dieser Soldat beruhigt sich nicht, sondern droht weiter, sich auf der Straße an ihn zu machen. Baron Wolff bleibt bei alledem völlig gelassen, ist aber doch gerne bereit, als ihm einer der Herren, statt der bisherigen besonders kenntlichen Kopfbedeckung eine andere anbietet, die er zufällig bei sich hat, diese zu nehmen und seine in seinem Gepäck unterzubringen. Auf diese Weise hatte dann auch dieser Vorfall zunächst keine weiteren Folgen für Baron Wolff.

Herr von Bock, der irrtümlich in den kleineren Saal zurückgegangen war, geht jetzt nochmals vor und erklärt seinen Irrtum. Auch er wird auf das Größte angeschrien, mit Fäusten bedroht und dann in den anderen Teil des Saales gestoßen. Auch

sonst kommt es zu einigen tätlichen Angriffen mit Fäusten oder dem, was gerade zur Hand ist.

Kurz erwähnt sei hier noch, daß infolge der Entlassungen an den letzten Tagen jetzt nur noch Deutsche unter uns waren. Der von den Bolschewiken wegen erfolgreicher Tätigkeit im vorigen Herbst im Selbstschutze recht verhaßte littauische Rechtsanwalt Wisbor hatte sich im letzten Augenblick durch die Flucht der Verschleppung entzogen. Auch alle Ärzte, deren mehrere vorher verhaftet gewesen waren, waren entlassen, desgleichen die aktiven Universitätsprofessoren. Die beiden Professoren der Theologie, Seesemann und v. Bulmering hatten im Herbst 1916 als in der theologischen Fakultät die russische Vortragssprache eingeführt wurde, ihren Abschied genommen.

Mit unter den Letzten komme auch ich vor den Ausschuß. Aus meinem Beutel wird mir ein kleines Tischmesser fortgenommen mit dem Bemerkten: „Das ist ein sehr gefährlicher Gegenstand.“ Sonst geschieht mir nichts. Dann geht es auf den Gang und die Treppe herunter. Es ist inzwischen etwa 1 Uhr Nachts geworden.

An den Ecken der Gänge und auf den unteren Stufen einer Treppe, die in den großen unteren Treppenflur mündet, stehen die Anstaltsärzte und Schwestern und senden uns mit freundlich teilnehmenden, traurigen Blicken ein letztes Lebewohl nach. Vielleicht das Letzte, das wir noch erhalten!

Ich gehe neben meinem Bruder. Keiner spricht ein Wort; jeder ist mit seinen Gedanken beschäftigt. Im Vertrauen auf Gott, ohne dessen Willen uns nichts geschehen kann, gehen wir ernst aber nicht niedergebeugt diesen schweren Weg. Und dazwi-

sehen kommt dann immer wieder die Hoffnung, wir werden unterwegs angehalten, befreit werden.

Auf der Straße ist heller Mondschein, eine mäßig kalte Winternacht. Die Schatten der Häuser sind tief schwarz. Bei dieser Beleuchtung ist an ein Entlaufen unterwegs nicht zu denken. Außerdem sorgen auch schon die vielen Wachen dafür, daß wir alle sicher dorthin gebracht werden, wo wir hin sollen. Die Richtung der schon unten aufgestellt auf uns Wartenden zeigt, daß es zum Bahnhof gehe.

Wir treten in Reihen zu Vierern an und neben jeder Reihe steht zu beiden Seiten je ein Wachsoldat mit aufgepflanztem Seitengewehr. Von diesen Leuten hört man wieder verschiedene aufmunternde Redensarten, wie: „Wenn einer von Euch zu fliehen wagt, dann schießt man ihn nieder wie einen Hund.“ Oder: „Wenn Ihr nicht Reihe halten werdet, schießen wir zwischen den Reihen durch. Ihr werdet schon sehen, was das bedeutet.“

Eine Dame, die auf dem Bürgersteig vor dem Lazarett geht, vielleicht um einen Angehörigen noch einmal zu sehen, wird angehalten und soll diesen Frevel damit büßen, daß sie mit fortgeschleppt werden soll. Man hört erregte Männerstimmen: „Nehmt sie mit, was tut sie hier? Sie muß auch fort!“ und dazwischen eine ängstliche Frauenstimme, doch kann ich die Worte nicht verstehen.

Ehe wir aufbrechen, fährt noch ein vollbesetzter Kraftwagen mit den Gliedern des Ausschusses, vorne hell blendende Laternen, an uns vorüber, dann biegt er rechts um die Ecke, dem Bahnhof zu. Dann der Befehl: „Marsch, marsch,“ und wir setzen uns in Bewegung.

Ein langer Zug beladener Gestalten, Alte und

Junge; auf allen Seiten, hinten und vorne von bewaffneten Wachen umgeben, die noch kurz vor unserem Ausbruch die Patronenrahmen vor unseren Augen aus den Gewehren herausgenommen und dann wieder hinein geschoben haben, so ziehen wir dahin durch die schweigenden menschenleeren Straßen im hellsten Mondlicht: einmal geht es rechts um die Ecke, dann kommen wir an den Bahnhof, der hell erleuchtet ist, an diesem geht es vorüber und bald hinter ihm links um die Ecke und auf einer Treppe auf das äußere Ende des Bahnsteiges.

Vor dem Bahnhof hält der Petersburger Postzug, der Dorpat fahrplanmäßig um 6 Uhr Nachmittags berührt, aber immer Verspätung hat, in den letzten Monaten meist erst ungefähr um 11 Uhr Abends hier durchkommt. Mit diesem sollen wir fort. Wie wir später erfuhren, hat der Soldaten- und Arbeiterrat es durchgesetzt, daß in diesem Zuge 3 Wagen von Reisenden geräumt und uns zur Verfügung gestellt wurden. Daher der plötzliche Ausbruch und darum auch die Eile, zu der wir im Lazarett angetrieben wurden.

Auf der Treppe, die wir zum Bahnsteig hinaufsteigen mußten, sind oben zwei Leute aufgestellt, die uns überzählen. Sie kommen auf 156 Personen, tatsächlich aber waren wir nur 154. Infolgedessen wurden wir unterwegs noch einmal überzählt. Von den 3 vorhandenen Wagen dritter Klasse ist einer für die uns begleitenden Ausschußglieder und die Wache bestimmt, zusammen sollen es 47 Personen gewesen sein, die beiden anderen Wagen sind für uns.

Raum ist in dem Wagen, in den ich komme, nicht annähernd genug vorhanden. Auch im anderen ist es, wie ich später hörte, ebenso gewesen.

Der Wagen zerfällt in zwei große Abteilungen. An jedem Ende des Wagens brennt eine Stearin-kerze in einer trüben, schmutzigen Laterne, deren Spiegelblende im Hintergrunde durch Schmutz und Ruß unwirksam ist. In der Wand zwischen beiden Abteilungen ist auch ein Licht hinter matt schimmernden Laternengläsern.

Der Fußboden ist mit zähem schlüpfrigem Schmutz bedeckt. Es nimmt Zeit, bis man sich an das undeutliche Dämmerlicht und an die Luft gewöhnt, die den Raum füllt. Es scheint, daß der Wagen lange nicht durchlüftet sei. Die Fenster sind eingefroren, voller Eisblumen und das Eis hat sich in Gletscherbildung von der Glasscheibe hinunter über den Fensterrahmen bis auf die Wand unter die Fenster hingezogen. Die Heizungs-vorrichtung scheint verdorben, jedenfalls ist der Wagen ungeheizt. Wie sich später herausstellte, war sie auch tatsächlich nicht gebrauchsfähig.

Zunächst verstaute man sein Gepäck. Viel war das ja gerade nicht. Die Ungewißheit, ob wir wirklich fortgebracht würden, hat doch viele daran gehindert, sich mit den nötigsten Dingen zu versehen, einige hatten auch die ihnen von Hause zugesandten Sachen zurückgeschickt, und wieder bei einigen mag das Gerücht unserer Verschleppung zu ihren Angehörigen garnicht gedrungen sein, jedenfalls war ihnen nichts gebrächt worden. Auch meine beiden Onkel reisten ohne jegliches Gepäck. Es dürfte nicht oft vorgekommen sein, daß über 150 Personen der oberen Stände eine so weite und so lange dauernde Reise mit so wenig Gepäck angetreten haben, wie wir. Endlich setzte man sich, so gut man konnte.

Ich hatte auf einer Bank mit meinen beiden alten Onkeln Strich Platz gefunden. Der Eine

von ihnen, Joseph, war mit seinen 74 Jahren der Älteste von uns allen, der Andere, Gustav, zählte auch schon 68. Am letzten Tage seiner Freiheit hatte er gerade dieses Alter erreicht. Noch ein 72er, Herr Büttner, war mit uns. Warum diese Alten nicht auch, wie alle anderen aus dem Lazarett entlassen wurden, ist nicht aufgeklärt.

Unter uns befanden sich eine ganze Anzahl Herren, ich glaube im Ganzen 7, die erst kürzlich von ihrer Verbannung unter der Zarischen Schreckensherrschaft nach Hause zurückgekehrt waren. Sie mußten nun den schweren Weg in die unsichere Ferne von neuem antreten. Viele von den verschleppten Herren waren auch erst in den letzten Wochen, ja Tagen, aus dem Militärdienst, in dem sie  $3\frac{1}{2}$  Jahre gestanden, zu den Ihrigen heimgekommen, ja einer war erst am Morgen des neunten, an dessen spätem Abend er verhaftet wurde, aus Finnland, wo er während seines Dienstes gestanden, in Dorpat wieder angelangt.

So sind wir denn in dem Wagen und sollen verschleppt werden, und dabei wissen wir, daß es sich nur noch um Tage, um höchstens eine Woche handeln kann, bis die Deutschen in Dorpat einziehen, und wir haben einen Selbstschutz und eine Weiße Garde, die zu unserer Hilfe bereit sind, und die tun nichts. Was wir gehofft, ist nicht eingetreten, wir sind auf dem Wege nicht angehalten worden, sondern unbehelligt auf den Bahnhof und in die Wagen gelangt.

Was wir alle diese  $3\frac{1}{2}$  Jahre ersehnt, worauf sich jeder von uns gefreut, wie ein Kind auf den Weihnachtsbaum, das soll uns jetzt durch die rohe Gewalt dieser sinnlosen Leute genommen werden — den Einzug der deutschen Truppen in Dorpat zu sehen, sie mit zu begrüßen.

## 7. Die Reise bis Gatschina.

Nicht lange nachdem wir in den Wagen untergebracht worden sind, setzt sich der Zug auch in Bewegung. Es ist  $\frac{1}{2}$  2 Uhr. Innen im Wagen hat an jeder der beiden Außentüren je ein Mann unserer Wache (Soldat oder Roter Gardist) Aufstellung genommen. Meine Bank ist die erste neben der Türe, also in nächster Nähe der Wache. Viele beginnen sofort damit, ihre versteckten Schätze wieder herauszufinden. Auch auf unserer Bank sehe ich, daß mein Onkel Gustav sich mit seinen Stiefeln zu schaffen macht. Es ist freilich so dunkel, daß nicht viel Gefahr zu sein scheint, daß die Wache unser Tun bemerke.

Ich sitze schlaflos, eingekleidet zwischen anderen, auf der Bank, und halte meinen Spazierstock in den Händen. Da sehe ich auf dem Boden eine runde, helle Scheibe, wie ein Patronpfropfen von einer Jagdflinte. Ich berühre sie mit meinem Stock, sie läßt sich hin und her schieben, also ist sie noch nicht in den Schmutz hineingetreten.

Ich greife nun danach und hebe unauffällig und vorsichtig das Ding vom Boden auf, daß der Wächter nichts merke. Wie ich näher zusehe, ist es ein Goldstück. — 5 Rbl. Ich versenke es in meine Tasche und denke, wo eins liegt, können auch mehr sein und suche weiter. Wichtig, nach nicht gar langer Zeit habe ich auf gleiche Art ein zweites in meiner Hand.

Nun wird mir's klar, wie das wohl zusammenhängen mag. Jemand muß beim Herauskramen seiner Schätze diese Goldstücke verloren haben. Ich frage nun meinen Onkel, den ich hatte seine Stiefel ausziehen sehen, ob er Gold im Stiefel gehabt habe. Er bejaht es. Ich erzähle ihm von meinem Funde und bitte ihn sich zu überzeugen, ob er die Goldstücke verloren habe. Er geht bei Seite und kommt bald mit der Mitteilung wieder, daß ihm 4 Goldstücke fehlen. Ein drittes fand ich noch, das vierte aber habe ich trotz wiederholten Suchens nicht finden können, es muß wohl an einer Sohle hängen geblieben und so fort getragen worden sein.

Als ich meinem Onkel die Goldstücke wiedergeben will, lehnt er ihren Empfang ab und meint, ich würde sie, da er sie verloren und ich sie gefunden, besser bewahren können als er und bittet mich, sie zunächst zu behalten. Ueberhaupt ist bei diesem Verstecken und Heraussuchen viel Geld verloren gegangen, einzelne haben freilich viel später an dieser oder jener Stelle ihrer Kleidung Geld gefunden, dessen sich sich nicht mehr entsinnen konnten.

Im Beginn unserer Reise erwarten die Meisten von uns, daß sich etwas ereignen werde, was unseren Zug zum Anhalten zwingen müsse. Sei es daß das Geleis aufgerissen oder die Embachbrücke gesprengt sei, oder daß wir auf einer der nächsten Stationen angehalten und befreit werden würden. Wußten wir doch, daß man die Zeit über für uns in der Stadt tätig gewesen war. Aber nichts dergleichen geschieht.

Wir ist der erste Teil der Strecke bis ins Kleinste bekannt. Vor der ersten Haltestelle begeben sich hinaus in den Abort, in der Hoffnung, vielleicht

mich aus dem Fenster etwas umsehen zu können, um dann möglicher Weise auf einer der nächsten Stationen, wo ich unter der Bevölkerung, auch unter den Bauern, viele Bekannte habe, mein Glück in der Flucht zu versuchen.

Wie ich den Abort betrete, die Wache ließ mich ruhig allein hineingehn, scheint mir das Glück günstig. Heller Mondschein leuchtet mir entgegen. Die Fensterscheibe ist ausgeschlagen.

Da hält der Zug auch schon. Ich schreue aus dem Fenster, aber ein Blick genügt, um mich zu überzeugen, daß unsere Wächter auf dem Posten sind. Noch ehe der Zug vollkommen zum Stehen gebracht ist, sind schon Soldaten mit Gewehren auf dem Bahnsteig und bewachen die Wagen auch auf der, dem Stationsgebäude abgewandten Seite.

Ich trete schnell vom Fenster zurück und höre noch den Zuruf einer Wache wohl an den Mann, der auf der Plattform unseres Wagens steht, und der darauf aufmerksam macht, daß sich am offenen Fenster einer gezeigt habe. Bald geht es dann weiter. In Flucht ist also nicht zu denken. Es ist klar, daß wir ohne Gnade der Willkür der Bolschewiken überantwortet sind.

Bald entwickelt sich übrigens bei fast allen von uns ein solches Gefühl der Zusammengehörigkeit, daß jedes Einzelvorgehen und vor allem Flucht auf eigne Hand ausschloß. Wenn solches doch vorkam, wie später erzählt werden wird, hatte das in einem Fall seinen besonderen, jedem von uns verständlichen Grund. Der andere Fall aber wurde wohl von allen unter uns auf das Entschiedenste verurteilt. Auch hätte sich im Laufe der Reise mehreren einzelnen oder auch in Gesellschaft die Möglichkeit der Flucht geboten, da die Wache zeitweilig sehr viel weniger aufmerksam war, doch

haben die Betreffenden von dieser Möglichkeit nicht Gebrauch gemacht, da sie sich sagten, daß, was auch kommen möge, wir es gemeinsam tragen müßten, und daß das Entweichen Einzelner den Zurückbleibenden leicht im höchsten Grade gefährlich werden könne.

Unterdessen sind wir in völliger Ungewißheit über das Ziel unserer Reise und unwillkürlich beherrscht dieses nicht nur unsere Gedanken, sondern bald auch unsere Gespräche. Reval, Kronstadt, Archangelsk und Wologda — alles wird erwogen. Man hofft, daß es nicht Reval sei, das in der Hand der leitenden estnischen Bolschewiken unter der Anführung von Umwelt und der Marinetruppen, des wildesten und rohsten Teiles der gesamten russischen Wehrmacht, ist. Auch Kronstadt ist nicht gerade das, was wir uns wünschen. Auch dort herrscht die Marine unumschränkt und skrupellos. Dann schon eher weiter ins russische Reich hinein, nach Wologda oder Archangelsk.

Um 6 Uhr morgens erreichen wir Taps, den Kreuzungspunkt der Bahnen von Dorpat, Reval und Petersburg. Hier muß es sich entscheiden, ob Reval als unser Ziel in Aussicht genommen ist.

Wie wir abfahren blickt alles gespannt aus dem Fenster in den dämmernden Morgen. Wir haben in die Eisschicht auf der Scheibe Gucklöcher eingekratzt, um hinaus sehen zu können. Wir biegen nach rechts, nach Osten. Gottlob, es geht nicht nach Reval.

Wie erlöst setzt man sich nieder. Ist unser Schicksal damit auch noch nicht entschieden, droht auch noch immer Kronstadt als unser Reiseziel, so bleibt uns doch noch die Hoffnung irgend wohin ins Innere des Reiches zu kommen, wo der aus persönlichen, sozialen und nationalen Elementen

ten zusammengesetzte Haß doch wohl nur weniger zur Wirkung kommen würde, als hier in der engeren Heimat oder deren nächster Umgebung.

Am Vormittage fahren wir durch Narwa. Bei der Ueberfahrt über den alten historischen Grenzfluß, die jetzt durch eine Eisdecke bezwungene, sonst in mächtigen Wirbeln rauschende Narwe, sehen aus einem leichten Nebelschleier die beiden Festungen zu uns herüber; links die Hermannsburg, die alte Ordensburg, edel in ihren Formen, der mächtige Turm ragt gen Himmel, wie ein drohend erhobener Finger; gegenüber die wuchtige, schwere Festung Zwangorod, die von den Russen auf ihrer Seite zur Bedrohung des Ordenslandes erbaut ward.

Als einst vor 350 Jahren das Deutsche Reich durch die Hauspolitik seiner Kaiser und der Lehnsfürsten und fremdländische Abenteuerer seine innere Kraft verloren hatte, gaben sie Livland ihre älteste Kolonie, preis und 3½ Jahrhunderte blieb das Land der Spielball aller Staaten des Ostens, ward wiederholt verwüstet, doch blühte es immer wieder auf, denn Deutsche Art war in ihm und konnte von Schweden, Polen und Russen nicht ertötet werden.

Und wenn auch auf den Friedensverhandlungen in Brest-Litowsk die Linie von Moonfund nach Düuaburg als Grenze zwischen Deutschland und Rußland vorgeesehen war, wir ließen uns nicht beirren, — wie wir über die Narwe fuhren, haben wohl die meisten unter uns die innere Gewißheit gehabt: inn kurzem ist hier an der alten Grenze unserer Heimat auch die Grenze des Deutschen Reiches. —

Dann geht es bei Jamburg über die Luga, einen stattlichen Fluß. Die Stadt macht einen

freundlichen Eindruck und hat ein noch wenig russisches Aussehen.

Den Tag über leben wir von dem, was wir an Lebensmitteln bei uns haben. Viele haben auch an Mundvorrat nichts mitgenommen, da sie eben bis zum letzten Augenblick überzeugt gewesen waren, daß es zu unserer Fortführung nicht kommen werde. Man teilt kameradschaftlich vom Vorhandenen mit, so daß niemand ohne bleibt.

Von unserer Wache erhalten wir nichts zu essen; war daran gar nicht gedacht worden oder lag es in ihrem teuflischen Plan, jedenfalls wären wir, wenn es nur auf sie angekommen wäre, alle bald verhungert.

Auch an ein Kaufen von Speisen auf einer der Stationen ist nicht zu denken, desgleichen ist in keiner Weise für die Stillung unseres Durstes gesorgt, der allmählig doch recht empfindlich wird, denn unsere Nahrung besteht ja nur aus trockenen Dingen; Butterbrot, Käse, Wurst und Schinken, alles gesalzen und fett. Wenn auch niemand klagt, so leiden doch alle sehr unter dem Durst.

Allmählig hat man sich etwas an die Lage gewöhnt. Man beginnt auch mit der Wache zu plaudern. Auf die Frage, wohin wir gebracht würden, entgegnet der Mann, er wisse das nicht. Weiter erzählt er, man hätte ihnen schon seit langer Zeit ihre Löhnung, 10 Rubel täglich, nicht ausgezahlt. Jetzt für die Reise hätten sie das Kostgeld, 8 Rubel täglich, für 4 Tage voraus erhalten. Diese Mitteilung bestärkt uns in der Annahme, es ginge nach Wologda, das von Dorpat aus in zwei Tagen zu erreichen ist, so daß man die Reise hin und zurück gerade in vier Tagen machen kann.

Zwischen Dorpat und Wologda gibt es so manche Beziehungen aus alter und neuer Zeit. Peter

der Große führte im nordischen Kriege die ganze Bevölkerung Dorpats hierher. Wenige nur sind später in ihre Heimat zurückgekehrt, fast alle sind dort in Hunger und Elend verkommen und gestorben.

Nach Beginn des gegenwärtigen Krieges wurden die deutschen Reichsangehörigen aus Dorpat als Zivilgefangene wiederum nach Wologda geführt und lebten dort über 10 Monate, bis sie nach Irbit, jenseits des Ural, weiter geschickt wurden. In dieser Zeit war ein lebhafter Briefwechsel zwischen den beiden Städten, auch viel Kleidungsstücke und Geld wurden aus Dorpat dorthin geschickt. Mir selbst war es vergönnt, an diesem Liebeswerk mitzutun zu dürfen. Jetzt sollen wir dorthin, aber von denen, die damals in Beziehung zu uns standen, ist keiner mehr dort.

Mit den Insassen des anderen Wagens ist jeder Verkehr unmöglich. Etwa die Hälfte von uns ist in je einem Wagen untergebracht. 60 Personen können zur Not in unserem Wagen gleichzeitig auf den Bänken sitzen, die übrigen etwa 15 bis 20 sind darauf angewiesen zu stehen, bis einer ihnen seinen Platz abgibt. Allerdings sind außer den Bänken noch 12 „Liegeplätze“ vorhanden. Das sind die Bretter, die für das Gepäck bestimmt sind. Und auch diese werden natürlich beständig ausgenutzt.

Wir haben irgendwo die Reste eines alten Besens aufgetrieben, mit diesem wird der Fußboden, soweit es möglich ist, gesäubert; dann wird das Gepäck verstaut. Theils wandert es unter die Bänke, theils wird es an den Kleiderhaken aufgehängt und was als Unterlage zum Liegen oder als Kopfkissen verwandt werden kann, kommt auf die Liegeplätze. So wird etwas Ordnung geschafft.

Der Abort ist in einem entsetzlichen Zustande. An der unteren Oeffnung haben sich die Massen angehäuft und sind zusammengefroren, so daß sich kein Ausgang mehr bietet. Den Fußboden bedeckt eine halbflüssige Kotschicht, weshalb man, wenn man nicht den Urat mit seinen Sohlen in den Wagen schleppen will, jedes Mal Ueberschuhe anziehen muß, wenn man ihn benutzt. Aber nicht alle verfügen über solche, und es ist unvermeidlich, daß viel Schmutz in den Wagen, und auf die Liegeplätze und Bänke gebracht wird. Obgleich wir es auch durchsetzen, daß für die Öffnung des Abzuges gesorgt wird, von Zeit zu Zeit verstopft er sich doch immer wieder und der Fußboden bleibt unsauber. Auch das ist ein empfindlicher Uebelstand, daß für alle etwa 75 Personen ein einziger solcher Ort vorhanden ist, und man muß oft, besonders des Abends, zu halben Stunden und länger in der Reihe stehen, bis man hingelangen kann.

Auch mit dem Waschen ist es schlimm bestellt. — In den 18 Tagen, die wir im Eisenbahnwagen verleben mußten, hatten wir zweimal die Möglichkeit uns mit Schnee und einmal an einer Pumpe, die zur Füllung der Lokomotive eingerichtet war, zu waschen. Sonst kamen wir überhaupt aus dem Wagen nicht hinaus. Daß dieses Waschen nur recht wenig gründlich sein konnte, läßt sich leicht denken. An ein Wechseln der Wäsche war natürlich garnicht zu denken und bald sahen die Meisten von uns aus, als wären sie die echtsten Bolschewiken.

Um 5 Uhr nachmittags erreichen wir Gatschina. Hier werden unsere Wagen mehrmals hin und her gefahren und endlich auf ein Nebengeleise gebracht. Es scheint, daß wir hier länger liegen bleiben sollen.

In Gatschina muß sich unser Schicksal wieder bis zu einem gewissen Grade entscheiden. Von hier geht es über Peterhof nach Kronstadt, oder gerade nach Petersburg oder endlich über Toßna ins Innere des Reiches, auch in den Norden, nach Wologda und Archangelsk.

In Gatschina erhalten wir endlich etwas Wasser, um unseren Durst zu löschen. Was an Trinkgeschirren vorhanden ist, wird abwechselnd benutzt, doch gibt es nur wenige. Wer über Thermosflaschen oder gewöhnliche verfügt, füllt sie mit dem Rest des Wassers für spätere Zeiten der Not.

Ein Herr aus unserem Wagen, der mit einer in Gatschina lebenden Dame gut bekannt ist, versucht durch einen aus unserer Begleitmannschaft ihr einen Brief zukommen zu lassen, in dem er ihr mitteilt, daß er mit vielen anderen Herren zusammen sich in einem Gefangenenzug auf dem Baltischen Bahnhof befinde.

Es gelingt ihm, einen Mann zu bestechen, doch kommt der am Abend mit der Nachricht zurück, daß die Dame nicht zu Hause gewesen sei. In der Nacht ist dann die Dame auf dem Bahnhofs gewesen, sie hatte sich sogleich aufgemacht, nachdem sie bei ihrer Rückkehr den Brief zu Hause vorgefunden und gelesen hatte und hatte den Herrn sprechen wollen, was ihr natürlich nicht gestattet ward.

Wohl aber glückt es ihr, einiges an Lebensmitteln für den Herrn abzugeben, was auch wirklich diesem von der Wache weitergegeben wird. Die Freude über dieses Liebes- und Lebenszeichen aus der Außenwelt ist bei uns allen, nicht nur beim Empfänger, groß. Außer diesem Zettel an Frau v. M. gelang es durch einen Eisenbahnbeamten hier vom Zuge aus noch einen anderen Zettel an eine dort lebende Dame zu schicken. Dieser Zettel

enthielt die Bitte, Baron Meyendorff in Petersburg über unsere Verschleppung Mitteilung zu machen. Wie wir bald erfuhren, hatte er diese Nachricht auch schon auf anderem Wege erhalten.

Den 22ten Februar befinden wir uns noch in Gatschina. Am Vormittag wird uns Brod gegeben,  $\frac{1}{4}$  Pfund für jeden! Das ist alles, was die „Regierung“ dazu tut, uns am Leben zu erhalten. Später haben wir gehört, daß wir auch Tee und Zucker erhalten sollten, doch das wurde von unserer Begleitmannschaft unterschlagen.

Um etwas Ordnung in unser ganzes Leben zu bringen, schließen wir uns zu Abteilungen zusammen. Alle, die zwei einander gegenüberstehende Bänke besetzt haben, bilde solch eine Abteilung. Diese bestehen aus 11 oder 12 Personen. Wir sind zu essen. Dann wählt jede Abteilung einen Aeltesten. Die Vertretung des ganzen Wagens bleibt in der Hand des Landrat Baron G. Stachelberg, während im anderen Wagen Herr H. v. Brümmer die Führung übernommen hatte.

Vor allem führen die Abteilungen eine gewisse Ordnung in Bezug auf die Sitz- und Liegeplätze ein. Jedem wird für 2 Stunden in der Nacht ein Liegeplatz angewiesen. Die übrigen machen sich, so gut es geht auf den Sitzplätzen bequem. Wer an der Reihe ist, liegen zu dürfen, muß seinen Vorgänger selbst wecken, was als recht hart empfunden wurde. Mehrere richteten sich zum Schlafen auf dem Fußboden ein. Auch tagsüber dürfen die Liegeplätze nicht unbenutzt bleiben, wenn auch keine genaue Reihenfolge für die Benutzung vorgesehen wird.

Allmählig, im Verlauf der nächsten Tage, nachdem es möglich geworden ist, sich auf den Stationen Lebensmittel zu kaufen, wird auch die Beköstig-

ungsfrage innerhalb der Abteilungen und für den ganzen Wagen geregelt. Ein Paar Herren bekommen den Auftrag, die Einkäufe besorgen zu lassen, später, als die Behandlung gegen uns milder geworden war, auch selbst einzukaufen. Vor allen ist es Baron Roman Tiefenhausen, der für unseren Wagen die Lebensmittelbeschaffung besorgt.

Ein Mann aus unserer Wache, der selbst eben erst vom Kriegsschauplatz zurückgekehrt ist und dann sofort zu unserer Begleitmannschaft kommandiert worden war, erkennt in ihm den Sohn seines früheren Gutsherrn und stellt sich ihm vor. Der Mann war sehr dienstfertig und hat uns im Laufe der Zeit mit Einkäufen und Wasserbringen viel genützt.

Alle Einkäufe gelangen zunächst an einen Herrn, den Baron Oskar Vietinghof, Kapitän zur See I. Ranges. Das ist der Proviantmeister des ganzen Wagens und zugleich Ältester unserer Gruppe. Er teilt alle Lebensmittel unter die 6 Abteilungen. Wer noch über eigene Lebensmittel verfügt, nimmt an den allgemeinen Mahlzeiten nicht teil. Dieses geschieht, um nach Möglichkeit zu sparen und auch um die mitgebrachten Lebensmittel nicht zu alt werden und verderben zu lassen.

So häßlich das war, so kann ich es doch nicht verschweigen, daß Einzelne ihren eigenen Mundvorrat verheimlichten, an den gemeinsamen Mahlzeiten teilnahmen und dann außerdem sich an dem Mitgebrachten recht herzhaft satt aßen. — Private Einkäufe von Lebensmitteln und Rauchmaterial durften auch nur durch die allgemeine Versorgung gehen und standen natürlich hinter dem zurück, was für den ganzen Wagen nötig war.

Am Vormittag des 22ten kommt die Dame aus Gatschina wieder an unseren Zug heran. Wir wa-

ren aber unterdessen vom Baltischen auf den Warschauer Bahnhof übergeführt worden. Der ihr bekannte Herr sieht sie durch das Fenster, kann sie aber weder sprechen noch auch grüßen. Sie bringt eine Menge Lebensmittel, Wurst, Käse, Tee und Zucker, aber auch Seife, kurz alles mögliche, was, wie sie glaubte, uns nützlich sein könnte. Auch eine große Portion Mittagessen ist unter den Gaben. Der Empfänger teilt nun alles mit seinen Abteilungsgefährten und das noch warme Essen mundet vorzüglich.

Bei der Freude über diese Gaben habe ich so deutlich empfunden, wie einem zu Mute ist, wie das Gefühl tiefinnerster Dankbarkeit sich regt, wenn man in harter Not Liebesgaben empfängt von jemand, dem man persönlich ganz fremd ist, der nur das Bestreben hat, ihm bekannt gewordene unverschuldete Not zu lindern. Und doppelt froh war ich darüber, daß auch ich, wie wir wohl alle, die wir jetzt einem ungewissen Schicksal entgegenfuhren, in diesen Kriegsjahren an den deutschen zivilen und militärischen Kriegsgefangenen Werke der Nächstenliebe hatte verrichten können. Mir wurde jetzt erst wirklich klar, was für Freude wir damit hatten erzeugen können.

Den ganzen Tag über liegen wir in der Nähe des Flugfeldes und können die Versuche der Flugzeuge gut beobachten. Es ist schönes klares Wetter, und der Anblick dieser leicht und anmutig fliegenden Riesenvögel, die sich so schön vom dunkelblauen Himmel abheben, recht wirkungsvoll.

Das Essen ist knapp. Ich habe noch eigenen Vorrat, von dem ich den anderen aus unserer Tischgesellschaft geben kann. Die eben erwähnten Ankäufe begannen erst später, wir waren jetzt noch

auf das Eigene angewiesen und auf das, was die freundliche Dame gespendet hatte.

Am Abend dieses Tages, es ist schon dunkel geworden, erscheinen 4 Herren bei uns, in Begleitung des Ausschußgliedes. Es sind Vertreter der schwedischen Gesandtschaft, die aus Petersburg zu unserem Zuge gekommen sind, angeblich um sich danach zu erkundigen, ob deutsche oder österreichische Staatsangehörige unter uns wären.

Es waren ja in Dorpat 5 Reichsdeutsche mit gefangen worden, doch 3 von diesen, kriegsgefangene Soldaten, waren gleich am ersten Tage, aus dem Spritzenhause noch entlassen worden. Die beiden Anderen, Zivilgefangene, vom Kriegsausbruch in Rußland überraschte Reserveoffiziere, waren dann vom Lazarett aus auch in Freiheit gesetzt worden, so daß jetzt kein deutscher Reichsangehöriger mehr unter uns war.

Trotz dieser Mitteilung bleiben die Herren doch eine Weile im Wagen und können sich auch ohne vom Ausschußglied belauscht zu werden, ganz ungezwungen unterhalten. Der eine von ihnen, ein Herr v. Peetz, ein Estländer, der an der Gesandtschaft angestellt ist, kommt für eine Weile in unsere Abtheilung. Er steht dem Hause meines Onkel Joseph nahe, da er mit dessen Sohn befreundet ist, und als er hört, daß der alte Herr auch unter den Gefangenen sei, läßt er sich nicht nehmen, ihn zu begrüßen.

Herr von Peetz brachte die beruhigende Nachricht, daß die schwedische Gesandtschaft sich nur zum Schein nach deutschen und österreichischen Staatsangehörigen erkundigt habe. In der That handle es sich darum, daß sie von unserer Verschleppung gehört hätten und alles tun wollten

unser Los zu erleichtern und vor allem unsere Freilassung zu bewirken.

Baron Mehendorff, Herr von Antropoff und mehrere andere seien in Petersburg für uns tätig. Zunächst müßten wir warten, bis uns ein anderer Zug eingeholt habe, in dem sich die aus Reval verschleppten Herren, Revaler, Zelliner, Bernauer und andere befänden. Der Zug sei durch irgend einen Umstand in Narva aufgehalten. Auch kann er uns beruhigende Nachrichten aus Dorpat geben. Die Weiße Garde ist dort zur Herrschaft gelangt, und seit unserer Verschleppung ist nichts Böses mehr geschehen. Alle sind in Ruhe und Sicherheit.

Die anderen Herren hatten unterdessen in der anderen Abteilung unseres Wagens noch mehr erzählt. Die schwedische Gesandtschaft bemühe sich gegen unsere weitere Verschleppung vorzuarbeiten und habe schon halbwegs die Zusage, daß wir nicht vor sechs Tagen aus der nächsten Umgegend Petersburgs (Gatschina, Toßna) fortgebracht würden. Allenfalls bis Wologda würde man uns jetzt führen, eine weitere Verschleppung aber sei für uns gefährlich, da der Einfluß der Petersburger Regierung, je weiter von dem Mittelpunkt entfernt, um so geringer sei.

Wohl liege der Plan vor, uns in entfernte Gegenden zu bringen, ins Innere des Reiches oder nach Wjatka, für alle Fälle würden die Schweden für warme Kleidung und Beköstigung Sorge tragen und versuchen, uns nicht aus den Augen zu verlieren.

Der Besuch der Schweden war wohl der erste Lichtblick auf unserer Reise. Das Bewußtsein, daß man sich an maßgebender Stelle ernstlich um uns

kümmerte, hob die allgemeine Stimmung sichtbar, die in diesen ersten Tagen unserer Reise doch ziemlich niedergedrückt war.

Bereits im Lazarett in Dorpat war uns bekannt, daß unsere Verhaftung der schwedischen Gesandtschaft in Petersburg mitgeteilt worden sei. In Sachen der vielen nach Dorpat geflüchteten deutschen und österreichischen Kriegsgefangenen war ein Beamter der Gesandtschaft nach Dorpat gekommen und hatte dann die Zustellung von Verpflegungsgeldern in Aussicht genommen. Dieser Herr war dann am Sonntag Abend, nachdem unsere Verhaftung erfolgt war, von der er mit allen Einzelheiten auf das Genaueste unterrichtet war, nach Petersburg zurückgekehrt. Von da an wird wohl die schwedische Gesandtschaft sich nach Kräften über unser Geschick auf dem Laufenden gehalten haben.

Auch nach Riga ist die Nachricht in zuverlässiger Form auf dem kürzesten Wege gelangt. Am Sonntag morgen, als die große Menge der Verhaftungen schon erfolgt war, fuhr ein Ehepaar aus Dorpat nach Wenden um auf dem damals recht gangbarem Wege, mit Fuhrleuten über Dger nach Riga zu gelangen. Bei ihrer Abreise ereignete sich noch ein kleiner Zwischenfall. Der Bruder des Herrn, sie waren alle Flüchtlinge aus Kurland, hatte sich zur Reise ihnen angeschlossen. Als sie auf den Bahnhof kamen, erwies es sich, daß der Zug, wie immer, starke Verspätung habe. Das Ehepaar entschloß sich, auf dem Bahnhof zu bleiben und den Zug zu erwarten, der Bruder zog es vor, noch einen Gang in die Stadt zu machen.

Nun mußte man um den Bahnhof zu betreten, einen Reiseausweis vorzeigen. Das hatten sie auch

getan und man hatte sie unbeanstandet hinein gelassen. Als der Herr jetzt aber von seinem Spaziergange zurückkommt, ist man unterdessen anderen Sinns geworden oder hat andere Weisung erhalten, kurz, er wird angehalten und verhaftet. Diesem Herrn hat dann sein Spaziergang eine Reise nach Sibirien eingetragen, seine Geschwister aber reisten unbeanstandet ab und werden wohl die Ersten gewesen sein, die die Nachricht von unserer Verhaftung nach Niga brachten, von wo sie dann wohl bald weiter nach Berlin gelangte.

## 8. Von Gatschina nach Wjatha.

Da wir also voraussichtlich noch längere Zeit in Gatschina würden verbringen müssen, setzen wir uns mit der Bahnhofswirtschaft in Verbindung und es wird für alle zum morgenden Tage eine Sauerkohlsuppe bestellt. Ob auch Fleisch zur Suppe vorhanden sein werde, kann nicht ohne weiteres zugesagt werden, das hängt davon ab, ob der Wirt morgen auf dem Markt werde Fleisch bekommen können. Wir alle freuen uns schon auf die schöne warme Suppe, an der wir uns morgen erlaben werden. Doch es kam anders.

Um 10 Uhr des nächsten Tages (d. 23ten) setzte sich unser Zug langsam in Bewegung. Wir denken es handele sich wieder um ein Rangieren, doch die Bewegung dauert an, wird schneller und allmählig ist es klar, daß wir uns in voller Fahrt befinden. Und die Kohlsuppe wäre so schön gewesen! Ich glaube wohl, wir alle trauern ihr nach.

Aus der Fahrrihtung entnehmen Ortskundige, daß wir nach Toßna fahren. Dieses liegt an der Nikolaibahn, d. h. der Bahn, die von Petersburg nach Moskau führt, also den Zugang zum Innern des Reiches und nach Osten bietet. Von Toßna aus gelangt man also auch auf die Strecke, die nach dem Norden, nach Wologda-Archangelsk und weiter in den Osten nach Wjatka führt. Noch ist also nichts entschieden.

Hier in Tožna fährt im Rangieren ein Zug an uns vorüber, der eine Anzahl heizbarer Frachtwagen (sogenannte Teplušken) enthält, aus deren kleinen Fenstern oben unter dem Dach Gesichter herauschauen, in denen mehrere von uns Personen erkennen, die jedenfalls zu den Kevaler Verschleppten gehören müssen. Kurze Zeit nachher merken wir, daß diese Wagen an unseren Zug angehängt sind, jedoch nicht unmittelbar an unsere Wagen, sondern hinter verschiedene Frachtwagen.

Um 11 Uhr erreichen wir Tožna. Doch hier bleiben wir nicht lange. Schon um 2 Uhr fahren wir weiter, und nicht nach Südosten, nach Moskau, sondern in der Richtung auf Petersburg. Jetzt bleiben nur noch die Möglichkeiten, daß wir nach Petersburg gebracht werden, was aber unwahrscheinlich ist, da wir doch dann von Gatschina aus gerade nach Petersburg hinein gefahren wären und nicht den Umweg über Tožna gemacht hätten; auch wären wir dort nicht sicher vor Ueberfällen des Volkes, und wir müssen doch, das ist uns allmählig klar geworden, als Geiseln zunächst wenigstens am Leben erhalten bleiben. Die weitere Möglichkeit ist, daß wir auf der Nordbahn irgendwohin über Wologda fahren sollen.

Ich führe alle diese Möglichkeiten unserer voraussichtlichen Reise hier so ausführlich an, weil sie damals den Mittelpunkt unseres Interesses standen und unsere Gespräche und Gedanken auf das Lebhafteste beschäftigten. Hing doch von dem Ziel unserer Reise sehr viel für uns ab, und bis zu einem gewissen Grade konnte man aus diesen auch darauf schließen, was man mit uns vorhabe.

Nach kurzer Fahrt erreichen wir die Station Obuchowo. Dieses ist schon eine Vorstadt von Petersburg und in der Nähe des Bahnhofs befinden

sich verschiedene große Fabrikgebäude. Auch städtische Straßen sind zu sehen.

Auch diesen Tag ist das Essen knapp und das Trinken noch knapper. Wohl kann man, wie auf allen russischen Bahnhöfen, kaltes, meist auch kochendes Wasser, zur Bereitung von Tee, erhalten, doch fehlen uns noch die nötigen Geschirre dazu, das Wasser zu holen. Einige kaufen sich Limonade und Selterswasser zu 2 und 1½ Rubel die Flasche, um auf diese Weise wenigstens zu einigen Flaschen zu kommen.

Obwohl wir doch im Grunde hoffen, daß die Schweden es erreichen werden, daß wir etwa 6 Tage in nächster Nähe Petersburgs bleiben sollen, wird heute doch für den nächsten Tag nichts vorausbestellt. Die gestrige und heutige Erfahrung zeigt ja deutlich, daß wenn wir auch hier bleiben, wir immer damit rechnen müssen, von einem Bahnhof auf den anderen geschoben zu werden.

In der Nacht zum 24ten habe ich von 1 bis 3 Uhr meine Schlafenszeit. Ich bin gerade eingeschlafen, da werde ich von Lärm und lautem Sprechen geweckt. Es wird eine Kiste mit viel Gepolter in den Wagen gebracht, eine Stimme ruft: „Die anderen Kisten sollen auch hier verladen werden!“ Doch schon setzt der Zug sich in Bewegung, fort geht es und bald merken wir, daß es sich nicht nur um ein Rangieren handelt, sondern, daß wir wieder in voller Fahrt sind.

Erst später erfuhren wir, was vor sich gegangen war. Die Schweden waren in der Nacht zu unserem Zuge gekommen und hatten mehrere Kisten mit Lebensmitteln und warmen Kleidungsstücken gebracht, die teils von ihnen gekauft, teils von verschiedenen deutschen Hospitälern und Schulen Petersburgs für uns gespendet worden waren.

Unser Aufseher, der hiermit nicht einverstanden war, störte dieses Liebeswerk und ließ den Zug abgehen. Nur eine Kiste konnte hereingebracht werden. Sie enthielt Fleisch- und Fischkonserven. Die Büchsen wurden unter uns verteilt, so daß jeder für alle Fälle eine eiserne Ration hatte.

Um 7 Uhr Morgens erreichen wir Swanka. Hier mündet die neue während des Krieges gebaute Eisenbahn, die von der Normannenklüfte\* kommt. Wie große Hoffnungen hatte man in Rußland auf die Bahn und den Hafen am offenen Weltmeere gesetzt! — Auch nach Süden, nach Jaroslaw zweigt hier eine Eisenbahn ab. Weiter geht es über den Wolchow auf einer großen Brücke.

Fort fährt der Zug, zwar langsam, doch unaufhaltsam. Durch trauriges, eintöniges Gelände kommen wir. Immer zu beiden Seiten der Bahn ist Wald, Wald, den die russische Kultur zu dem gemacht hat, was er jetzt ist. Es sind lauter lückenhafte Jungholzbestände. Wenn eine Bahn in Rußland gebaut ist, dann werden zunächst die Wälder ausgebeutet. Soweit die Entfernung noch die Anfuhr zur Bahn als lohnend gestattet, wird rücksichtslos jeder Baum, der einen bestimmten Durchmesser in Brusthöhe erreicht hat, gehauen. Auf diese Weise bilden sich solche ungleiche Jungbestände. Wenn einmal, infolge größeren Alters des ganzen Waldes ein Kahlhieb ausgeführt wurde, dann bleibt die Fläche ungenutzt liegen. Einen trostlosen, schwermütigen Eindruck macht das Land.

Dörfer oder Einzelhöfe sieht man selten, umso malerischer wirken aber die einzelnen, an denen man vorüber kommt. Da ist solch ein Dorf: die bunten Kuppeln der Kirche, auch ein wenig Farbe an den Häusern. heben sich gut vom Schnee der

\* Dieser Name ist von den Russen in: Warmanlüste einstellt.

Landschaft ab. Das Land ist vollkommen eben, nur zuweilen schneidet ein Flußlauf tiefer ein. Um die Bahnhöfe sind meist einige Häuser entstanden: ein Teehaus, Speicher, Läden und ähnliches.

Eine gute Einrichtung, die uns besonders später sehr zu statten kam, sind die Verkaufsstände, die am Bahnsteig neben dem Stationsgebäude auf allen größeren Haltepunkten der Hauptbahnen vorhanden sind. Hier werden den Reisenden, besonders Soldaten, dann aber auch Gefangenen oder, was ja in Rußland häufig ist, Leuten, die sich in großen Übersiedlungszügen befinden, Waren aller Art, hauptsächlich Lebensmittel, wie Schinken, Wurst, Käse, Butter, Brot, Milch und ähnliches, dann auch Tabak und Paphros, Limonade u. s. f. zum Kauf angeboten. Eigentlich sind die Preise von der Verwaltung festgesetzt, doch versuchen die Verkäufer, wenn es irgend möglich ist, aus ihren Waren soviel herauszumachen, als nur geht.

Heute ist Sonntag. Zwei Wochen sind seit unserer Verhaftung verflossen. Wie lange wird dieser Zustand noch dauern? Was steht uns bevor? Wie wird das alles einmal enden? Diese Fragen beschäftigen uns.

Professor Seesemann hält eine Andacht. Er stellt sich an die Mittelstüre zwischen die beiden Abteilungen des Wagens, verliest einen Psalm und spricht ein Gebet. Alle lauschen in andächtigem Schweigen. Gott kann helfen, wo menschliche Hilfe versagt.

Von unserer Wache haben wir gehört, daß nicht Wologda das Ziel unserer Reise sei. Wir sollen weiter gebracht werden, nach Wjatka. Von dort sollen wir dann 80 Werst zu Fuß gehen zu einer gro-

ßen Sägerei im Walde. Die Jungen und Kräftigen unter uns sollen Bäume fällen und die Älteren und Schwächeren sollen Bretter tragen und stapeln.

Um 1/2 11 Uhr Vormittags des 25ten kommen wir in Wologda an und halten auf einem Nebengeleise vor dem großartig gebauten Bahnhof. Von der Stadt mit ihren vielen Kirchen sehen wir nichts. Nebenbei bemerkt verdankt Wologda seine vielen Kirchen einem besonderen Umstande. Im achtzehnten Jahrhundert wurden viele angesehenere und reiche Russen hierher verbannt: wenn sie eine Weile hier gelebt hatten, konnten sie manchmal ihre Freiheit dadurch wieder erlangen, daß sie auf ihre Kosten in Wologda eine Kirche erbauen ließen.

Während wir hier halten, erscheint unser Kommissar, der Führer unserer Wache, ein Lette Weggis, ein verurteilter Verbrecher, der erst kürzlich aus Sibirien zurückgekehrt ist, wohin er zur Ansiedlung verschickt worden war, und als dritter eine uns unbekanntere Persönlichkeit. Der Kommissar teilt uns mit, daß er uns nun nicht weiter begleiten werde, sondern wir und die Revaler zusammen dem neuen Kommissar, den er uns gleichzeitig vorstellt, übergeben würden. Dieser neue Kommissar sei von der Regierung in Petersburg für uns bestimmt worden.

Bis Wologda war auch das Ausschußglied Railas aus Dorpat, derselbe, der damals die nur halb geglückte Zählung und den Namensaufruf veranstaltete, mit uns gefahren. Er hatte die freie Fahrt für sich und seine Familie benützt, da er, wie uns die Wache erzählte, ganz hierher überzusiedeln gedächte, wo er sich bereits ein Haus gekauft habe.

Der Wechsel der Kommissare hatte für uns weiter keine Folgen. Denn nicht der Kommissar ent-

schied tatsächlich inbezug auf das Benehmen uns gegenüber, sondern Weggis. Es soll sich auch bald in unserer Begleitmannschaft ein Rat (Sowjet) gebildet haben, dessen Vorsitzender Weggis gewesen sein soll, und dem auch der Kommissar wird unterstellt gewesen sein. Den Kommissar haben wir nur selten gesehen, er schien nicht gerade schlimm zu sein. Daß auch er im Grunde uns reichlich ebenso feindlich gesinnt war, wie die anderen und nur ein doppeltes Spiel zu spielen verstand, erfuhren wir erst viel später.

Dieser Kommissar hieß Radischewskij und gehörte der Gruppe der Anarchisten an, die noch um ein Erkleckliches weiter nach links stehen, als die Bolschewiken. Pole von Geburt, ist er in den verschiedensten Berufen tätig gewesen, unter anderem war er Schauspieler und Polizeispitzel, bis er dann unter der Verwaltung der Soldaten- und Arbeiterräte Rolle zu spielen begann. Und diese Rolle war lohnend und lag ihm. In Petersburg war der Mann von Personen, die sich für uns interessierten, als es bekannt geworden war, daß er als Machthaber unseren Zug begleiten werde, reichlich beschenkt worden. Das hinderte ihn aber nicht, unter der Wachtmannschaft die wildesten Brandreden gegen uns zu halten, wobei er gleichzeitig der uns begleitenden barmherzigen Schwester gegenüber, von der weiter unten die Rede sein wird, tat, als ob er bestrebt sei, nach Kräften unser Los zu erleichtern.

Wie die Kommissare sich entfernen wollen, redet mein alter Onkel Joseph sie darauf an, ob er und sein Bruder in Anbetracht ihres Alters nicht Aussicht hätten, jetzt entlassen zu werden, es sei ihnen schon in Dorpat Hoffnung darauf gemacht. Der Dorpater Kommissar fragt ihn nach seinem Namen.

Als er geantwortet hat, er heiße Strnl, entgegnet der Kommissar: „Das sind ja die Allerschlimmsten“, und entfernt sich.

Ob das nur Redensart war, weiß ich nicht, ebensowenig, wodurch gerade unsere Familie sich so ausgezeichnet haben sollte, daß sie von den Bolschewiken zu den Schlimmsten gerechnet wird. Der 72 Jahre alte Herr Büttner, der in Dorpat ganz fremd war, er war städtischer Beamter in Riga, dürfte schwerlich aus einem ähnlichen Grunde zurückgehalten worden sein.

Auf dem Bahnhofe in Wologda bleiben wir den ganzen Tag über liegen. Allgemach gelang es uns doch schon etwas mehr an Lebensmitteln zu erhalten, aber das Brot blieb knapp und mit Wasser war es nach wie vor schlecht bestellt. Man bekam wenig und auch dieses nur unregelmäßig. Wir kaufen uns verschiedene Geschirre. Eimer zum Tragen und Aufbewahren des Wassers, Teekannen und Blechkrüge zum Trinken.

Um 9 Uhr abends brechen wir von Wologda auf. Jetzt beginnt das Gerücht sich zu verbreiten, daß wir auch nicht nach Wjatka, sondern nach Krasnojarsk sollen. Krasnojarsk liegt am Flusse Jenissei ungefähr auf der Mitte der Eisenbahnlinie zwischen Petersburg und Wladiwostok, am stillen Ozean. Es ist von Dorpat etwa 5000 Kilometer entfernt. Was dann dort aus uns werden soll, bleibt bis zum letzten Augenblick unbestimmt.

Mein Bruder befindet sich in demselben Wagen mit uns, ist aber damals in der Nacht in Dorpat beim Einsteigen in den Wagen so weit von mir getrennt worden, daß er in der anderen Abteilung des Wagens einen Platz fand. Jetzt bespreche ich mich mit einem aus unserer Abteilung, der ist

bereit zu tauschen und so kommt er denn jetzt auch in unsere Gruppe.

Bald heißt es, wir würden in Krasnojarsk freigelassen werden und dürften in der Stadt nach unserem Belieben wohnen, ohne daß es uns freilich gestattet würde, diese zu verlassen, dann aber, wir würden in einer Auswandererkaserne untergebracht werden, bis nach Eintreten der warmen Jahreszeit die Schiffahrt auf dem Jenissei wieder begonnen hätte, dann würden wir stromab nach Turachansk gebracht werden, um dort beim Fischfang zu helfen. Andere wollen wissen, wir sollten im Kriegsgefangenenlager, einige Werst von Krasnojarsk untergebracht werden.

Landrat Baron Stadelberg, der zu denen gehörte, die bereits im Winter 1915 nach Sibirien verschickt gewesen waren und später nach dem Wagenwechsel in Wjatka, auch Dr. Seraphim erzählten viel von ihrem Leben in Krasnojarsk, wo sie in verschiedenen Familien freundliche Aufnahme gefunden hatten. Auch über das Leben im Kriegsgefangenenlager erfuhren wir manches und machten Pläne, wie wir unser Leben einrichten wollten. Vorträge sollten gehalten, Unterricht in den Sprachen, der Buchführung und ähnlichem gegeben werden. Man wollte das Turnen aufnehmen, kurz es boten sich mancherlei Möglichkeiten bei etwas Freiheit die Zeit leidlich angenehm und nutzbringend anzuwenden. Ueber unsere Zukunft waren also die verschiedensten, zum Teil einander ausschließenden Gerüchte im Umlauf, doch es kam alles ganz anders, als wir dachten.

Da halten wir plötzlich auf freiem Felde. Es ist Unruhe im Zuge. Die Fenster zu öffnen ist nicht möglich, weil sie eingefroren sind. Auch ist uns das als Gefangenen nicht erlaubt, man

könnte gewärtigen, daß hinein geschossen wird, wenn man das versuchte. Später stellt es sich heraus, daß ein Mann überfahren ist. Dr. Baron Mirbach, der sich unter den Revaler Gefangenen befindet und die Krankenschwester haben ihm ärztliche Hilfe zuteil werden lassen.

Kurz vor 9 Uhr morgens am 26. kamen wir in Galitsch an. — Hier erfahren wir aus der örtlichen Zeitung, daß zwischen den Centralmächten und Rußland der Friede geschlossen sei. Das gibt uns neue Hoffnung. Wir nehmen an, daß wir jetzt Jederzeit zurück beordert werden können. Ich schließe eine Wette ab, daß wir im äußersten Falle nicht weiter, als bis auf den Bahnhof von Krasnojarsk kommen würden, spätestens dann werde der Befehl eintreffen, daß wir zurück gebracht werden müssen.

Nach einer Stunde Aufenthalt geht es weiter. Meine beiden alten Onkel hatten sich gerade auf die obere Bank zum Schlafen niedergelegt. Das war übrigens keine ganze Kleinigkeit und nur möglich dank der liebenswürdigen Hilfe einiger jüngerer Mitgefangener, die mit Kraft und Geschicklichkeit die alten Herren hinauf hoben. Die beiden Alten lagen also oben und schliefen

Da kamen den Gang des Wagens entlang geschritten ein Mann in Militäruniform (seit der Herrschaft der Bolschewiken waren ja alle Abzeichen von den Uniformen entfernt, so daß man keinen Rang und keine Stellung einer Militärperson unterscheiden konnte), dann eine barmherzige Schwester und endlich einer unserer Wächter. Auf den ersten Blick erkenne ich in der Schwester meine Cousine Lia v. Strnl, die Tochter meines Onkels Joseph. Mein Bruder flüstert mir auch zu: „Vorsicht, Lia kommt!“

Mit einem kurzen Blick begrüße ich meine Cousine. Das ist mir klar, eine Begrüßungsszene in Gegenwart des Wächters darf nicht stattfinden. Mein erster Gedanke ist nun, meinen Onkel, den Vater zu wecken und ihn vorzubereiten, damit er nicht vielleicht, wenn er sie unvermutet erblickt, sich verrät und dadurch besonders sie in eine schlimme Lage bringt. Denn es darf nicht bekannt werden, wer sie ist und in welchem Verwandtschaftsverhältnis sie zu vielen von uns steht.

Während ich nun den Vater wecke und ihm leise das Notwendige sage, ist mein anderer Onkel, der auf der gegenüberliegenden Bank schläft, erwacht, hat sie gesehen und unvorbereitet, wie er ist, ruft er ihr laut: „Via! Via!“ nach. Doch sie und auch der Wächter haben schon den Wagen verlassen, so daß diese, ja nur zu erklärliche Unvorsichtigkeit keine übeln Folgen hatte.

Bald nach Wologda schon hatten wir erfahren, daß zwei Vertreter der schwedischen Gesandtschaft, wie sich später herausstellte, ein Herr Hahn und Georges v. Sivers, beides Estländer, und eine barmherzige Schwester zu uns gestoßen seien, unsere Reise mitmachen würden und unterwegs für unser leibliches Wohl sorgen wollten. Auch sollten sie sich überzeugen, was mit uns weiter geschehe wo wir blieben usw., wie das der Vertreter der schwedischen Gesandtschaft uns schon in Gatschina in Aussicht gestellt hatte. Die Herren nun, das hatten wir auch erfahren, waren sofort verhaftet worden und fuhren jetzt, gleich uns, als Gefangene in unserem Zuge in einem Wagen mit dem Kommissar und der Wache. Auch die Schwester befand sich in diesem Wagen, jedoch auf freiem Fuße. Wer sie sei, hatten wir bis dahin nicht gewußt.

Der Herr im Militärmantel, der mit der Schwester und der Wache durch unseren Wagen ging, war Dr. Baron Mirbach, dem erlaubt worden war, nachdem er dem Verunglückten Hilfe geleistet hatte, auch den Gefangenen ärztliche Hilfe angedeihen zu lassen. Seitdem kam er und die Schwester mehrfach in unseren Wagen und durch gelegentliche kurze Mitteilungen besonders der Schwester in mündlicher, auch schriftlicher Form, wurden wir über manches unterrichtet, was uns anging. Da sie mit unseren Wächtern in einem Wagen saß, erfuhr sie doch dies und jenes von deren Plänen und konnte uns dann Warnungen zukommen lassen.

Von jetzt an begann auch eine regelmäßige Versorgung aller Gefangenen mit Lebensmitteln durch die „Schweden“, wie wir sie immer nannten. Auf den Stationen wurden Lebensmittel für uns gekauft und anderes, besonders Konservenbüchsen und Bvuillonwürfel wurden, wenn die Einkäufe zu unergiebig waren, aus dem Vorrat geliefert. Mit der Zeit haben wir erfahren, daß auch unsere Wachmannschaft von ihnen beköstigt wurde.

Was sie uns schickten, wurde immer durch irgend einen der Leute unserer Begleitmannschaft zu uns hereingebracht. Die Mengen waren im Verhältnis zu unserer Anzahl recht klein. Wir beachteten das nicht weiter, sondern waren froh und dankbar für das, was uns gespendet ward und begrüßten jede Sendung mit Freudenrufen. Dennoch mußten wir um einigermaßen satt zu werden noch selbst vieles dazu kaufen, dieses geschah zum Teil durch unsere Wache. Erst später haben wir gehört, daß uns von den Schweden viel größere Mengen zugesandt worden waren und daß unsere Wache immer einen großen Teil unterschlug, trotzdem sie reich-

lich belästigt wurde. Wahrscheinlich haben sie vieles von dem Unterschlagenen dann als von ihnen für uns besorgt, uns verkauft. Dennoch war, wie gesagt, die Freude über jede Gabe groß, war es doch jedesmal wieder von Neuem ein Beweis dafür, daß wir nicht ganz verlassen waren, daß liebend für uns gesorgt wurde.

Die Nachrichten, die uns die Schweden zukommen ließen, hatten wohl in erster Linie den Zweck, unseren Mut zu heben. Doch das war eigentlich nicht nötig. Im allgemeinen waren wir, abgesehen von einigen „Jammerziegen“, über die man sich manchmal lustig machte, gutes Mutes und lebten in unverwüßlicher Hoffnung. Es herrschte meist ein guter Humor. Wenn auch manchmal, besonders in der zweiten Hälfte unserer Reise kleine Reibungen, hervorgerufen durch zu kraß zu Tage tretende Selbstsucht, vorkamen, im Großen und Ganzen trug und stützte Einer den Anderen und die Meisten von uns werden im Laufe dieser schweren Zeit mehr Liebe und Freundlichkeit, mehr Rücksichtnahme und Hilfe erfahren haben, als Unfreundlichkeit, Gehäßigkeit und Rücksichtslosigkeit.

Daß es ganz ohne Reibungen nicht abgehen konnte, ist ja leicht verständlich, wenn man bedenkt, daß wir alle in unseren nächsten Wünschen und Zielen auf die ursprünglichsten Bedürfnisse des Lebens gerichtet waren. Bei keinem von uns werden wohl je sonst die Fragen von Speise und Trank, von Schlaf- und Sigmöglichkeiten eine solche Rolle gespielt haben, wie das jetzt der Fall war. Daß dann Einzelne einem Andern das Bessere oder das Mehr mißgönnen, ist wenn auch häßlich, so doch erklärlich.

Als Doktor und Schwester uns verlassen haben und man sich unterhält, erfahren wir, daß es ihnen

gelungen sei, uns die Mitteilung zu machen, daß bei nächster Gelegenheit ein Sanitätswagen dem Zuge angehängt werden solle, ein Wagen, in dem die Alten und Kranken untergebracht werden können. Wir alle freuen uns darüber. Jeder gönnt es diesen, die doch unter den Anstrengungen der Reise noch viel mehr leiden müssen, als wir. Dann aber hoffen wir selbst auch dadurch wenigstens etwas, wenn ja auch nicht viel, Platz in unseren Wagen zu gewinnen, denn nur 2 Stunden Nachtruhe ist doch etwas wenig und auch am Tage keinen sicheren Sitzplatz zu haben, läßt sich auf die Dauer schwer ertragen.

Bei der Ueberfüllung des Wagens kann es nicht Wunder nehmen, daß die Luft in ihm stets schlecht und verbraucht war. Das Oeffnen der Fenster, auch zum Lüften, war wie gesagt, unmöglich und außerdem verboten. Frische Luft konnte nur durch die beiden, an dem Ende des Wagens befindlichen Türen hereinkommen. Der dabei entstehende Zugwind reinigte die Luft des Wagens aber nur unvollkommen, da die Türen sich dicht neben der einen Außenwand befanden, so daß die Tiefe des Wagens unberührt blieb. Kurze Zeit wurde es auf dringende Bitten einiger älterer Herren gestattet sich eine Weile im Vorraum des Wagens, wo die Luft doch besser war, aufzuhalten, später aber wurde auch das wieder verboten.

Täglich legten wir den Fußboden des Wagens, allerdings stand uns nur ein recht verbrauchter Besen zur Verfügung. Die täglich hinausgeschafften Mengen Schmutz spotteten jeder Beschreibung. Papiersegen, Wursthäute, Papprosenden, Zündhölzer waren ja erklärlich, die Menge Staub aber, die trotz des Winters draußen und trotzdem wir ja garnicht hinaus kamen und folglich auch nichts her-

eintragen konnten, zusammengekehrt wurde, kann nur den Umständen zugeschrieben werden, daß einestheils die alte Schmutzschicht, mit der der Boden bedeckt war, sich allmählig löste und zu Staub wurde, dann aber auch dadurch, daß wir eine Menge Schmutz täglich aus dem Abort in den Wagen brachten. Als Beweis für die Dicke der Schmutzschicht muß ich anführen, daß mir einmal mein Kneifer, ohne daß ich es bemerkte, auf die Diele im Mittelgang gefallen war, auf dem ununterbrochen hin und her gegangen wurde. Er muß längere Zeit dort gelegen haben, bis ihn jemand entdeckte. Er war ganz in den Schmutz eingetreten, doch die Unterlage war so weich gewesen, daß weder die Hornfassung noch auch die Gläser beschädigt waren!

Da die Wagen unheizbar waren, ist es in dem anderen so kalt gewesen, daß es vorgekommen ist, daß ein Herr sich die Zehen erfroren hat, desgleichen fand man eines Morgens die Mäntel an die Außenwand, neben den Fenstern angefroren!

Abends 7 Uhr erreichten wir Scharja, wo wir das erste Brot kaufen können. Obgleich das Brot sehr schlecht ist, sehr sauer, klebrig und ganz flach, wird es doch gekauft und mit Appetit gegessen. Gerade in Bezug auf Brot waren wir ja recht knapp gestellt und so war uns auch dieses, das wir unter gewöhnlichen Verhältnissen kaum in den Mund genommen hätten, durchaus willkommen. Es hat sich auf dieser Reise überhaupt mancher das Mäkeln an den Speisen hoffentlich für immer abgewöhnt!

— Die Preise für Lebensmittel, die bei Petersburg alle Begriffe überstiegen, fangen nun auch schon an zu fallen. Ich bin froh, daß ich in der allertheuersten Gegend von dem hatte leben können, was mir von Hause mitgegeben war.

Am anderen Morgen um  $\frac{1}{2}$  9 Uhr (den 27ten) kommen wir in Wjatka an. Stundenlang sitzen wir auf dem Bahnhof, ohne daß wir erfahren, weswegen wir diesen Aufenthalt haben. Doch sind wir damit nicht unzufrieden. Im Gegenteil, jede Verzögerung freut uns, denn je weniger weit wir verschleppt werden, umso größer ist ja doch die Wahrscheinlichkeit, daß die Petersburger Regierung uns zurück beordern könne, umso kürzere Zeit wird dann auch unsere Rückreise beanspruchen. Also, der lange Aufenthalt auf vielen Stationen ist durchaus in unserem Sinne.

Diesen Aufenthalt nutzen wir nun gründlich aus. Es hat sich außer an Lebensmitteln auch an vielem Anderen ein starker Mangel bei uns gezeigt. Einigen von uns wird hier vom Kommissar die Erlaubnis erteilt, unter Aufsicht der Wache eine Anzahl Einkäufe zu machen. Und so wird nun alles mögliche angeschafft. Taschentücher, die bei vielen schon mehr oder weniger aufgebraucht sind und deren Ankauf umso dringender ist, als an ein Waschen unserer Wäsche vor Krasnojarsk nicht gedacht werden kann. Sie kosten freilich 3.50 Rubel das Stück, und sind doch nur in so geringer Anzahl vorhanden, sodaß ich gerade eins erhalten kann! Feste und Papier, Bleistifte, ein Vorrat Paphros, Filzstiefel, alles wird besorgt und verteilt.

Auch gibt es hier zwei Arten Gebäck, das gekauft und versucht wird. Das eine ist ein Kuchen, bestehend aus einem Teig von Weizenmehl mit erhöhtem Rande, die Mitte ist dann mit Kartoffelbrei gefüllt und mit diesem zusammen gebacken. Der Teig ist gesäuert und so hat dann auch der Kartoffelbrei einen säuerlichen Geschmack angenommen, der durchaus nicht schön ist. Einigen Wenigen schmeckt dieser Kuchen, die Meisten brin-

gen nur mit Mühe das Stück herunter, das sie sich genommen.

Das andere Gebäck sind größere oder kleinere runde Kringel (Sfuschi und Baraschi) aus Weizenmehl, die fast überall in Rußland und Sibirien gebacken und verkauft werden. Bisher hatten wir sie nicht erhalten, da wir ja die ganze Zeit durch ausgesprochene Hungergegenden gefahren waren. Diese Kringel sind in einer gewissen Anzahl auf Bast aufgereiht. Frisch, und dazu mit Butter, schmecken sie ganz vorzüglich, doch auch alt und trocken können sie als Zwieback gut gegessen werden, stellen allerdings dann recht starke Anforderungen an die Kauwerkzeuge.

## 9. Von Wjatka nach Nowo-Nikolajewsk.

So vergehen viele Stunden. Dann um  $\frac{1}{2}$  3 Uhr sagt uns Landrat Stadelberg, daß es endlich gelungen sei uns andere, geräumigere und heizbare Wagen zu verschaffen. Er habe sie in Augenschein genommen und müsse sagen, daß sie allen Anforderungen genügen. Vorhanden seien ein großer Wagen dritter und ein kleiner vierter Klasse. Die Wagen seien so groß, daß für uns alle reichlich Raum wäre. In dem Wagen dritter Klasse sollten alle, die über 50 Jahre sind untergebracht werden, doch auch einige junge Leute, Söhne von älteren, die als Hilfe mit in diesen Wagen kommen sollten.

Ich nehme also auch meine wenigen Sachen zusammen und verabschiede mich von meiner bisherigen Gesellschaft bis auf meine beiden Onkel und mich gehen aus unserer Abteilung alle in den Wagen vierter Klasse. Auch von meinem Bruder muß ich mich jetzt trennen. — Wir älteren sollen zuerst den Wagen verlassen. Wie ich auf den Bahnsteig zwischen den alten und neuen Wagen komme, sehe ich schon ein großes Gedränge vor und in dem neuen Wagen. Aus dem anderen Wagen waren die entsprechenden Personen schon dorthin gegangen und es war kaum mehr Raum vorhanden. Mit Mühe gelingt es mir, in den Wagen zu gelangen, mehrere geben es auf und gehen in den Wagen vierter

Klasse: endlich ist ein vollkommenes Drunter und Drüber und die Verteilung der Gesellschaft auf die beiden Wagen vollzieht sich ohne Rücksicht auf das Alter. Da ich endlich in den Wagen Einlaß erhalten habe und dann, nach einer Wartezeit im vordersten Raume, auch einen Platz gefunden habe, will ich nicht noch einmal wechseln und bleibe nun endgültig von meinem Bruder getrennt, der im andern Wagen Unterkunft gefunden hatte.

Wir sind jetzt eine volle Woche unterwegs und haben die Insassen des andern Wagens die ganze Zeit über kaum gesehen. Einmal nur, als wir uns draußen waschen durften, war ich auf einen Augenblick hinübergegangen, um einige nähere Bekannte zu begrüßen. Jetzt sah man sich wieder und erkannte sich zum Teil kaum, waren doch in dieser Woche die Härte gewachsen, auch waren die Gesichter recht mager geworden.

Mit unseren Revaler Schicksalsgenossen hatten wir gar keinen Verkehr. Jetzt waren ihre Wagen dicht an unsere herangeschoben worden und nun sah man zuweilen einige von ihnen. Sie fuhren, wie gesagt, alle in heizbaren Frachtwagen und wurden von Zeit zu Zeit hinausgelassen, um sich zu erleichtern. Bei dieser Gelegenheit konnte man dann den Einen oder Anderen während der Ausübung dringender Geschäfte sehen.

An unseren Zug war jetzt auch noch eine lange Wagenreihe angehängt worden, die sibirische Soldaten enthielten, die von der Front nach Hause zurückkehrten. Diese Begleitung hat uns im weiteren Verlauf unserer Reise viel Unannehmlichkeiten bereitet, insofern nämlich, als diese sowohl beim Wasserholen, als auch beim Einkaufen auf den Stationen den Vorrang vor uns hatten und wir daher oft nichts mehr erhalten konnten, nach-

dem diese sich versorgt hatten. Unser Zug bestand jetzt aus 70 Wagen!

Zu dem uns neu eingeräumten Wagen hatten wir aber trotz aller Versprechungen und auch trotz des Gutachtens unseres Vertreters nicht annähernd alle Platz. Laut Aufschrift enthielten beide Wagen zusammen 82 Liegeplätze oder 102 Sitzplätze und wir waren 154 Personen! Nach einem ziemlichen Durcheinander schlossen wir uns am anderen Morgen wieder zu festen Gesellschaften zusammen, die meist aus 14 Personen bestanden.

Der Wagen war vorzüglich, einer von denen, die in den Expreszzügen Petersburg-Wladivostok laufen. Der Gang war ungeheuer ruhig und gleichmäßig, so daß kaum eine Erschütterung zu spüren war. Die Plätze waren bequem und breit und da sehr viel Raum für die Sachen vorgesehen war und wir nur über sehr wenige verfügten, benutzten wir die dazu bestimmten Borde auch als Liegeplätze, auf diese Weise konnten wir uns wenigstens so unterbringen, daß jeder für die halbe Nacht einen Liegeplatz hatte. Eigentlich war der Platz für 5 Stunden gerechnet, tatsächlich waren aber im Ganzen nur etwa 8 Stunden Nachtruhe. Immerhin hatte man jetzt die doppelte Zeit über die Möglichkeit zu schlafen, als im alten Wagen.

Unterdessen haben wir uns in Bewegung gesetzt. Eine halbe Stunde nach dem Wagenwechsel um 3 Uhr Nachmittags verlassen wir Wjatka. Der bis dahin immer noch drohende Marsch von 80 Werst auf die Sägerei und die Arbeit dort, hat sich somit nicht verwirklicht, was aber die Zukunft noch bringen kann, wissen wir nicht.

Da der neue Wagen außer einer großen Abtheilung in der Mitte zwei kleinere an beiden Enden enthält, wird eine von diesen für Nichtraucher be-

stimmt. Das bedeutete für alle diese eine große Erleichterung, sie hatten bisher unter der Gewohnheit ihrer Mitreisenden sehr gelitten, den Rauchern wiederum hatte man gerade in dieser Zeit auch das Rauchen nicht gut einschränken können, ist doch der Tabak in Zeiten nervöser Erregung der beste Tröster.

Unsere Abtheilung von 14 Mann richtet sich nun so ein, daß zur Nacht, wie gesagt, jeder für die halbe Zeit einen Liegeplatz erhält. Es waren im Ganzen zwei lange Sitzplätze für je 4 und zwei kurze für je eine Person vorhanden. Ueber den langen Bänken waren Bretterdielen in etwa der halben Höhe des Wagens und von gleicher Länge und Breite wie die unteren Bänke. Das waren vorgesehene Schlafplätze. Ueber diesen aber befanden sich noch gleich lange, aber schmalere Bretter, die eigentlich zum Unterbringen der Sachen bestimmt waren, von uns aber auch zum Schlafen benutzt wurden. Die beiden unteren langen Bänke dienten nicht zum Schlafen, sondern verblieben als Sitzplätze für die, die sitzen mußten, während die anderen sich hinlegen konnten.

Nun waren noch zwei einzelne Sitzplätze, die sich durch ein aufzuklappendes Brett zu einem Liegeplatz in der Längsrichtung des Wagens vereinigen ließen. Ueber diesen war dann noch ein Liegeplatz und darüber ein schmales Brett für Gepäck, daß in der Not auch als Nachtlager benutzt werden mußte.

Auf diese Weise ergaben sich also 7 Schlafplätze für 14 Personen. Gleich in der ersten Nacht fielen aber zwei junge Leute von diesen zuletzt genannten schmalen Brettern herunter, glücklicher Weise ohne sich ernstlich zu verletzen. In Zukunft wurden diese nur noch von einigen bestimmten Personen

benutzt, die ganz besonders ruhig schliefen und sich obendrein noch mit Riemen oder Handtüchern an das über dem Brett befindliche Heizungsrohr anbanden.

Um 2 Uhr in der Nacht war Schichtwechsel. Dann war für etwa 15 Minuten volles Leben im Wagen, wenn man sich auch bemühte möglichst wenig Geräusch zu machen und vor allem nicht laut zu sprechen. Da sah man ein langes Bein sich von einer oberen Bank herunterschleppen, dem das andere folgte, bis endlich der Mann glücklich unten angekommen war. Hierauf kletterte dann der Andere, oft mit recht wenig Gewandtheit und Anmut auf sein hohes Bett.

Von 9 Uhr Abends bis 7 Uhr Morgens sollte eigentlich vollkommene Stille im Wagen sein, doch das war nicht zu erreichen. Die, die während der ersten Hälfte der Nacht aufsitzen mußten, unterhielten sich doch meist noch eine bis zwei Stunden flüsternd unter einander, bis sie durch eine ärgerliche Stimme von oben dringend gebeten wurden zu schweigen. Wer sitzend schlafen konnte, hatte es gut, doch war dies den meisten nicht möglich, besonders, da man immerfort mit den Beinen seines Nachbarn und seines Gegenüber in Berührung kam. Hatte man dann um 2 Uhr sein Lager aufgesucht, sich zurechtgelegt und war endlich eingeschlafen, dann wurde man um  $\frac{1}{2}$  6, spätestens 6 Uhr von lautem Gespräch der unten Sitzenden geweckt. Es war bereits hell und diese, die nicht mehr schlafen konnten, vertrieben sich ihre Zeit mit Unterhaltung. Wer am Abend am Entschiedensten zur Ruhe gemahnt hatte, war dann in der Unterhaltung sicher der Lauteste! Es wird wohl den Meisten von uns ähnlich gegangen sein wie mir, der ich in dieser Zeit trotz der vorgeesehenen

5 Stunden wohl in keiner Nacht mehr als höchstens 3 Stunden geschlafen habe.

Am Fenster, zwischen den beiden Längsbänken, befand sich ein kleines Tischchen, das uns gute Dienste beim Verteilen der Speisen leistete. So war denn dieser Wagen leidlich wohnlich, nur war auch hier der Abort in fast gleicher Verfassung wie im vorigen Wagen. Die Heizung war anfangs gut, doch wurde ungleich geheizt, so daß besonders auf den oberen Plätzen manchmal eine entsetzliche Hitze herrschte, dann aber wieder, meist gegen Morgen, kühlte der Wagen sehr ab, weil in der Nacht nicht geheizt worden war.

Die Zeit vertrieb man sich in diesem Wagen viel mehr, als in dem ersten, engen, unbequemen mit Kartenspiel. Auch Schach wurde gespielt, da ein Spiel vorhanden war. Gelesen wurde wenig, es war zu unruhig, auch waren nur sehr wenige Bücher mit auf die Reise genommen worden.

Etwas mehr Verbindung mit den anderen Wagen hatten wir jetzt auch. Es konnte doch gelegentlich einer hinüber oder herüber gehen. Der andere Wagen war viel unbequemer, er war vierter Klasse. Die Liegeplätze waren kürzer, doch konnte man die Plätze über den Bänken durch eingeschobene Bretter so mit einander verbinden, daß eine vollkommene Diele entstand, auf der dann mehrere Personen schlafen konnten. So hatte denn dort jeder einen Liegeplatz für die ganze Nacht.

Hinter Wjatka wird die Gegend abwechslungsreicher. Man sieht Feldflächen und häufiger Dörfer, als bisher. Wenn sich auch leichte Höhenzüge zeigen, so ist die Landschaft doch auch hier eigentlich flach und macht denselben schwermütigen Eindruck. Allmählig aber wird die Gegend doch hü-

gelig, Wälder und Feld- und Wiesenflächen wechseln miteinander ab. In den Wäldern zeigen sich Edeltannen, die im geschlossenen Bestande unserer Fichte doch recht ähnlich sehen. Etwas schmaler ist die Verästelung, und etwas heller das Grün der Nadeln, so daß sie weniger malerisch wirkt, als die Fichte.

Am 28ten erreichen wir um 1 Uhr mittags Wereschtschagino. Nach kurzem Aufenthalt geht es weiter. Das Wetter fängt an unfreundlich zu werden, es beginnt ein Schneetreiben, so daß wir uns schon ausmalen, daß wir alle dazu beordert werden würden, den Zug aus einer Schneewehe auszugraben. Mit zunehmender Dämmerung läßt der Sturm nach. Allmählig wird es dunkel, doch wir umlagern die Fenster, denn wir nähern uns Perm und wollen die Kama bei der Uebersahrt zu Gesicht bekommen.

Endlich gegen 10 Uhr kommen wir auf die Brücke. Sie ist gewaltig groß. Die Kama ist der größte Nebenfluß der Wolga, ein mächtiger Strom, der leider unter seiner Eisedecke ruht. Von der Brücke aus sehen wir rechts eine Anzahl Lichter und vermuten dort zuerst die Stadt Perm: doch bald zeigt diese sich links. Ein malerisches Bild, ein Heer von funkelnden Pünktchen in der schwarzen sternlosen Nacht. Rechts liegt eine größere Fabrikanlage, durch die wir uns zuerst hatten täuschen lassen. Und jetzt fahren wir auf einem Nebengeleis in den Bahnhof von Perm.

Da wir bisher bei allen Städten längere Zeit gelegen haben, nehmen wir an, daß das auch hier der Fall sein werde. Jedoch, es kam ganz anders. Wie wir in den Bahnhof einfahren, sehen wir eine Menge bewaffnetes Militär in langer Doppelreihe stehen. Unser Zug scheint ihre Aufmerksamkeit zu

erregen. Bald kommt Leben in sie. Ein Teil begibt sich auf die andere Seite des Zuges, dann sieht man sie mit unseren Wächtern verhandeln. Es geht irgend etwas vor, das ist klar, aber was, das wissen wir nicht. Wir merken nur, daß sowohl unsere Wache als auch die Soldaten erregt miteinander sprechen, doch können wir kein Wort verstehen. Dann besteigen die Wächter wieder unseren Zug und dieser setzt sich in Bewegung und führt uns weiter, erst langsam, dann aber immer rascher. Es ist also klar, es wird nicht rangiert, sondern es geht weiter, gen Osten!

Wie schon erwähnt, hatten wir die feste Hoffnung, unterwegs angehalten und zurück beordert zu werden. Damit freilich mußten wir durchaus rechnen, daß uns solch eine Veränderung unseres Reisezieles nicht notwendiger Weise von unserer Begleitung in aller Form mitgeteilt werden würde, und so verfolgten wir mit erklärlicher Spannung alle Vorgänge auf den größeren Bahnhöfen und beobachteten jedesmal genau die Richtung unserer Weiterfahrt.

In der Nacht halten wir in Kungur. Der Umstand, daß in der vorigen Nacht zwei Herren von den oberen schmalen Bänken heruntergefallen sind, mag entscheidend gewesen sein, jedenfalls wird uns mitgeteilt, daß uns noch ein Wagen, aber nur ein Heizwagen zur Verfügung gestellt ist. Aus unserem Wagen sollen sich nun 10, aus dem anderen 14 jüngere Herren melden, die bereit sind, dorthin überzusiedeln.

Diese Heizwagen sind folgendermaßen eingerichtet: an ihren beiden Enden befinden sich über einander zwei Dielen, die untere etwa 2 Fuß über dem Boden, die andere  $3\frac{1}{2}$  Fuß über dieser. Diese Dielen reichen von der Querwand des Wagens bis

an die große Schiebetüre in der Mitte, nehmen also je  $\frac{1}{3}$  des Wagens ein. In jedem Stockwerk können 6 Mann liegen, es ist also für 24 Personen Liegeraum vorhanden. In der Mitte des Wagens, zwischen den Türen einerseits und den Lagerstätten andererseits ist ein eiserner Ofen, der an seiner Oberseite meist ein mit Ringen geschlossenes Loch, wie ein Herd, enthält.

Die Vorteile dieser Wagen sind die größere Bewegungsfreiheit; es ist viel mehr Raum als in den überfüllten Personenwagen vorhanden. Auch die Möglichkeit, sich Wasser zu kochen oder Speisen zu wärmen, ist nicht zu unterschätzen, wenn man über derartiges nämlich verfügt: freilich kommt es darauf auch an, daß man genügend Heizmaterial hat. Hierin ist man ganz auf die Freundlichkeit der Wachen angewiesen. Im Wagen war ein Posten aufgestellt, jedenfalls keine angenehme Zugabe.

Auch sonst haben die Wagen, besonders in der kalten Jahreszeit, große Unbequemlichkeiten. Da es sich um Frachtwagen handelt, die für eine Tragkraft von 1000 Pud gebaut sind und 24 Personen zusammen etwa 120 Pud wiegen, wirken die Federn kaum und die Wagen gehen hart. Die Temperatur in dem Wagen ist sehr ungleich. Wenn gut geheizt ist, herrscht oben eine große Hitze, während es auf den unteren Bänken empfindlich kalt bleibt. Wenn dann die große Schiebetür in der ganzen Höhe des Wagens geöffnet wird, dringt die kalte Luft von draußen herein, und man hat die beste Gelegenheit sich zu erkälten. Die Fenster befinden sich ganz oben, unter dem Dach des Wagens, so daß die oberen Bänke und auch die Mitte Licht hat, die unteren Bänke aber auch am hellen Tage nur in einer schwachen Dämmerung

sind, es sei denn, daß die Thüren offen stehen. Um seine Bedürfnisse zu befriedigen muß man hinaus gehen und ist hierbei an die Haltestellen gebunden und überdies von der Erlaubnis der Wache abhängig. Auch ist das Aus- und Einsteigen in den sehr hohen Wagen nicht jedermanns Sache, da sich vor den Thüren keine Trittbretter befinden. Einige Wagen haben eiserne Bügel, die an die Lauffschiene der Schiebetüre gehängt werden können, um so als Stütze beim Einsteigen zu dienen.

Auf die Aufforderung, sich zur Uebersiedlung in den Heizwagen zu melden, fand sich keiner bereit. Es blieb also nichts anderes übrig, als das Los entscheiden zu lassen. Alle die unter 60 Jahren waren, losten und dann traten für ältere, die das Los getroffen hatte, jüngere ein. Ich wäre durchaus ungern in diesen Wagen übergesiedelt und stellte mir den Aufenthalt in ihm, zumal in der herrschenden ziemlich starken Kälte, recht un- erfreulich vor. Doch hatte ich das Glück ein befreiendes Los zu ziehen.

So wurde dann der Wagen besetzt und unsere Abteilung auf je 13 Personen gebracht. Der gefährliche schmale Platz oben wurde nun so genutzt, daß die wenigen, in unserer Abteilung zwei Herren, die im Schlafen zuverlässig ruhig lagen, abwechselnd dort oben ihr Nachtlager aufschlugen und sich festbanden; dafür hatten sie in der betreffenden Nacht den Vorzug, die ganze Nacht über nicht von ihrem Plaze vertrieben zu werden.

Am Nachmittage des ersten März wird ein Schwerkranker aus einem der Revaler Wagen in den unseren gebracht. Die Revaler Gefangenen führen noch immer in den Heizwagen, in denen ein Kranker kein einigermaßen stilles und bequemes Lager finden konnte. Es war Reinhold

von Nasaken. Er war schon ganz ohne Bewußtsein, als er zu uns gebracht wurde und bei der Enge des Ganges im Wagen mußte er mehr gezogen als getragen werden. Man hatte ihn, um ihn nicht gar zu lange auf dem Bahnsteig unter freiem Himmel zu tragen, in die erste Thüre des Wagens hinein geschoben und da die Abteilung für Nichtraucher sich am anderen Ende befand, war es nicht zu umgehen, daß er über den ganzen, langen Gang des Wagens auf diese Weise befördert wurde. Er war an einem schweren Anfall eines Herzleidens (agnia pectoris) erkrankt.

Auf einer Liegebank, die mit Pelzen und Decken zu einem einigermaßen weichen Lager umgestaltet war, wird er hingelegt. Gleich hinter dem Kranken kommt auch die Schwester und der Doktor. Es ist kein Zweifel, es geht zu Ende mit ihm. Das erste Opfer, das Uebermüdung und Strapazen der Reise fordern. Im Nichtraucherabteil haben auch meine beiden Onkel ihre Plätze und während der Sterbende bewußtlos liegt und allmählig zur wahren Freiheit hinüberschlummert, hat mein Onkel Gelegenheit doch endlich ein wenig mit seiner Tochter zu plaudern. Nach etwa einer Stunde stirbt Herr von Nasaken dann auch, ohne die Besinnung wieder erlangt zu haben. Professor Seesemann hält am Sterbelager ein kurzes Gebet, und dann liegt der Tote so friedlich da, entrückt allem Erdenleid, während seine Gefährten auf den anderen Bänken sich im Flüsterton unterhalten in der matten Dämmerung, die von der einzigen Kerze in der Laterne mit blinden Scheiben hervorgerufen wird. —

Wie schmerzlich wird es für seine Angehörigen sein, wenn wir, die diese Zeit überleben, nach Hause zurückkehren, und sie ihn nicht mehr finden

Doch wer weiß, wie mancher auch noch unterwegs sein Ende finden wird?

Am Abend erreichen wir Zelaterinenburg. Hier wird nach einigen Verhandlungen die Leiche des Herrn von Masaken in die Leichenkammer der Eisenbahnverwaltung gebracht, um dort abgestellt zu werden. 6 Herren bringen ihn aus dem Wagen und tragen ihn zu dem etwa 2 Werst entfernten Raume. Ein Zettel mit dem Namen, dem Heimort und dem Sterbetage des Toten wird neben die Leiche gelegt, als Nachricht für den örtlichen lutherischen Pastor, den man persönlich nicht hat sprechen können. Der russisch klingende Name des Toten erregte die Verwunderung der Leute. Während des Hintragens der Leiche hat es an spöttischen und rohen Bemerkungen nicht gefehlt. Selbst die Majestät des Todes macht auf Leute dieses Schlages keinen Eindruck. —

Auf dem Bahnhof gibt es am anderen Morgen vorzügliches Weißbrot, das beste Brot, das wir nicht nur unterwegs, sondern bei der Knappheit der Lebensmittel auch in Dorpat, seit langem gegessen haben. Von der Stadt ist nicht viel zu sehen, einzelne Kirchen unter ihnen auch eine mit gotischem Turm, wahrscheinlich eine katholische, eine Anzahl Dächer, das ist ziemlich alles, was wir von unserem Wagen aus erblicken können.

Die Gegend ist seit Perm hügelig gewesen; einige tief ausgerissene bewaldete Schluchten zeigen sich hier. Steile, nackte Felsen ragen aus dem Walde auf. Die Bahn steigt allmählig immer höher hinan. Ich muß unwillkürlich dessen gedenken, was mir als Knabe der Geographielehrer gesagt hatte: „Das Uralgebirge ist eigentlich kein Gebirge!“ Im Norden zwar hat es einige Berge, die sogar infolge der hohen Breite bis in

den ewigen Schnee hineinreichen, hier aber im mittleren Teile des Höhenzuges ist es eigentlich eine Hochebene, gewissermaßen ein oben abgeplatteter Ball, der sich hinzieht, und dessen beide abfallenden Seiten von Schluchten zerrißen sind.

Außer der sibirischen Edeltanne, deren schon Erwähnung geschah, wächst an den Abhängen des Ural noch ein anderer im Westen fremder Baum. Das ist eine Birke. Ich habe von der Bahn aus nur verhältnismäßig kleine Bäume dieser Art gesehen. Ob diese Birke überhaupt nicht alt wird, oder ob alle älteren Stämme gehauen waren, weiß ich nicht. Viel mehr als etwa 8—10 Zoll wird keiner in Brusthöhe gehabt haben. So machten alle Bäume die ich sah, einen noch jugendlichen Eindruck.

Diese Birke ist besonders anmutig gebaut, ihre Äste sind lang, die Zweige fein, tief herabhängend und äußerst biegsam und geschmeidig, was aber besonders auffällt, ist, daß die Äste bis zu den jüngsten Zweigen weiß sind. Auch das Weiß des Stammes ist viel reiner und leuchtender als bei unserer Birke. Auf diese Weise macht der Baum einen ganz besonders hellen Eindruck und hebt sich in seiner schönen Form sehr malerisch von dem dunklen Hintergrunde der Nadelhölzer ab. Form und Farbe des Laubes ist mir freilich unbekannt geblieben. Aufgefallen ist mir auch, daß hier im Osten, es mag etwa von der Kama an gewesen sein, die in unserer Heimat allein vorkommende graue Nebelkrähe nur noch selten zu sehen ist, dagegen die, mir sonst nur in Westdeutschland bekannte schwarze Rabenkrähe. Manchmal sah man in Schwärmen der Rabenkrähen einzelne Nebelkrähen, meist aber hielten sich diese hier im Osten von den anderen getrennt.

Während unseres Aufenthaltes in Zekaterinenburg heißt es, es würde darüber verhandelt, ob wir nicht wieder zurückzuschicken seien. Doch fürchten wir, es werde nicht angehen, da man uns in Perm wohl nicht würde durchfahren lassen. Wir haben nämlich unterdessen von den Wächtern gehört, daß man in Perm beabsichtigt hatte, unseren Zug anzuhalten und sich unserer zu bemächtigen. Das war der Grund, warum dort so viel Militär auf dem Bahnhofe die Ankunft unseres Zuges erwartete und daß wir Perm so schnell wieder verließen. Da wir allmählig recht weit von Petersburg entfernt waren, lag überhaupt die Gefahr vor, daß wir, auch wenn uns unsere Rückkehr einmal gestattet wäre, leicht von einem der örtlichen, sich unabhängig fühlenden Volksräte wieder angehalten würden.

Wie unser Zug sich um 2 Uhr Nachmittags wieder in Bewegung setzt, herrscht doch einige Aufregung unter uns, als es sich klar herausstellt, daß die Bewegung in der Richtung erfolgt, aus der wir eben gekommen sind. Doch bald zerrinnt die Hoffnung. Denn die Stadt, an der wir auf der Verfahrt recht nahe vorübergekommen sind, tritt viel weiter von der Bahn zurück. Es ist weiter nichts, als daß die Ausfahrt aus dem Bahnhof für die nach Sibirien gehenden Züge anfangs in derselben Richtung geschieht, dann allerdings in weitem Bogen nach rechts, nach Osten. Eine Eisenbahn führt übrigens von Zekaterinenburg nach Süden, nach Samara und von dort nach Moskau.

Jetzt gelangen wir auf die Höhe des Ural. Das Bild bleibt in einer Beziehung immer das gleiche, wie wir es von Petersburg an vor Augen gehabt haben. Zerstörte Wälder ziehen sich längs der Bahnlinie hin. Auf der eigentlichen Höhe des Ge-

birgrückens zeigen sich kaum nennenswerte Unebenheiten, weder Hügel noch Schluchten. Erst wo die Bahn allmählig bergab geht, wird auch die Gegend unebener. Die Schluchten sind tiefer und schroffer, als auf der Westseite, die Felsen steiler, das ganze Bild ist zerrissener, malerischer. Geographisch befinden wir uns jetzt schon in Asien, doch die Verwaltung des russischen Reiches zählt diesen Teil ihres Gebietes noch zu Europa.

Um 6 Uhr Abends wird Tscheljabinsk erreicht. Dies ist die letzte Stadt im Permischen Gouvernement, nicht weit von der sibirischen Grenze.

Hier darf keiner auf den Bahnsteig, auch die nicht, die sonst die Erlaubnis hatten, Einkäufe zu machen. Den Grund erfahren wir nicht. Trotzdem gelingt es gerade hier, durch verschiedene Leute, alles mögliche einzukaufen. Doch auch das ging nicht alles glatt. Ein Knabe hatte sich erboten, Paphros zu kaufen und ihm war eine größere Summe Geldes mitgegeben, um einen Vorrat für mehrere von uns zu erhandeln. Nach kurzer Zeit kommt er zurück. Der Händler hatte nur halb so viel gehabt, wie wir wünschten. Er gibt die Paphros ab und ist im Begriff, auch das übrig gebliebene Geld herauszugeben, da kommt die Wache dazwischen und treibt ihn eilig hinaus, so daß er das Geld behält und unser Rauchmaterial uns doppelt so teuer wird, als es nach dem schon an sich hohen Preise sein sollte.

Hier erfahren wir auch aus einer hereingeschmuggelten Zeitung, daß Lenin sich bereit erklärt habe, den in Brest abgeschlossenen Friedensvertrag zu unterzeichnen, und dieser Vertrag sieht doch ganz namentlich vor, daß wir unverzüglich in Freiheit zu setzen sind. Also wieder neue Hoffnung! — Trotzdem auf den Bahnhöfen nur die

örtlichen, von den Soldaten- und Arbeiterräten herausgegebenen bolschewistischen Zeitungen verkauft werden durften, war es uns verboten, solche zu erstehen. Dennoch gelang es oft, durch Bestechung einzelner Wachsoldaten oder der Heizerin ein Blatt in den Wagen zu schaffen, das dann sofort, um es alt erscheinen zu lassen, stark zerknüllt wurde, und das dann bei dem spärlichen Licht eines Kerzenstumpfes von einem der Herren, meist war es der Redakteur Dr. E. Seraphim, vorgelesen wurde.

Die Nacht ist empfindlich kalt. Ein Heizungsrohr ist zugefroren und läßt sich nicht wieder auftauen. Wir leiden alle unter der Kälte und die meisten können die zweite Hälfte der Nacht kaum schlafen. Am Morgen ist in den Trinkbechern in der Nähe der Fenster, auf der Seite, wo das Rohr versagt, der Wasserrest gefroren.

Am 3ten um 11 Uhr Vormittags geht es weiter; jetzt fahren wir in die sibirische Steppe hinein. Es ist ein weites, meist ödes Gelände, soweit das Auge reicht eine große gewaltige Fläche. Der Baumwuchs ist gering. Zuweilen sieht man einen Wald, in dem sich jetzt häufiger die Lärche, die auch schon im Ural zu sehen war, zeigt. Die Wälder aber machen mehr noch als im europäischen Rußland den Eindruck ungepflegten, willkürlich genutzten Busches.

Auch große Feldflächen sieht man, dazwischen Stellen, mit einem schilfartigen Grase bewachsen, dessen Aehren weit über den ziemlich spärlichen Schnee hinausragen. Soweit man trotz der winterlichen Landschaft erkennen kann, ist der Boden gut. Gelegentlich zeigt sich auch ein Gehöft, große landwirtschaftliche Gebäude, gewaltige Heuschober lassen auf ausgedehnte landwirtschaftliche Be-

triebe schließen. Bei den Gehöften erblickt man auch halb von Schnee bedeckte landwirtschaftliche Maschinen und Geräte, Mähmaschinen, Heupressen, Pflüge, alles Anzeichen dafür, daß an einzelnen Stellen dieser riesigen Fläche, die zu durchfahren wir viele Tage brauchen, neuzeitliche Landwirtschaft betrieben wird.

Die Inhaber dieser Wirtschaften sind meist Deutsche oder Dänen, die das Land von der russischen Regierung gepachtet haben und hier im fernsten Osten Träger und Vertreter westeuropäischer Kultur sind, und, ohne daran zu denken, wie sehr sie in ihrer Heimat ihren Berufsgenossen den Erwerb schmälern, ihre Taschen füllen. Ganz besonders entwickelt ist in Sibirien das Molkereiwesen und sibirische Butter, von deren Vorzüglichkeit wir uns zur Genüge haben überzeugen können, spielt ja schon längere Zeit auf den europäischen Märkten eine wichtige Rolle.

Die Pferde, die man hier sieht, sind meist kleine schlecht gehaltene Tiere, doch gut und stark gebaut, dem Aussehen nach sind es Kirgisienpferde. Gelegentlich trifft man aber auch große, starke Lastpferde eines kaltblütigen Schlages, wohl zur ostrussischen Rasse der Vitjugen gehörig.

Da wir immer weiter nach Osten fahren, haben wir allmählig unsere Uhren um mehrere Stunden vorstellen müssen. Der Unterschied zwischen der Petersburger Zeit und der von Krasnojarsk ist  $4\frac{1}{2}$  Stunden, von der Berliner weicht sie mithin um  $5\frac{1}{2}$  Stunden ab.

Heute ist es wieder Sonntag, der vierte, den wir in der Gefangenschaft verleben. Drei volle Wochen sind wir jetzt der Freiheit beraubt. Wie lange wird der Zustand noch währen? Jedenfalls ist es gut für uns, je länger wir unterwegs sind.

Was hinterher kommt, kann noch viel schlimmer sein, heißt es doch immer wieder, daß wir von Krasnojarsk weitergehen sollen, zu Fuß, nur begleitet von einigen Schlitten für die Alten und Schwachen, oder vielleicht erst nach Eröffnung der Schifffahrt, zusammengepfercht in einer Barke, stromab, bis in die Gegend der Mündung der Jenissei, um dort beim Fischfang zu helfen, das heißt in den Einöden dort im hohen Norden elend zu Grunde zu gehen. Und dennoch ist es sicher, — was uns auch geschieht, was wir auch werden leiden müssen, all das wird letzten Endes beitragen zur Stärkung deutschen Geistes, wird die äußere Macht Deutschlands und die innere Kraft des deutschen Volkes stärken, denn daß unser Schicksal nicht unbeachtet bleibt, das wußten wir stets, wissen es jetzt erst recht, seitdem uns die Forderung des Friedensvertrages von Brest, so weit sie sich auf uns bezieht, bekannt geworden ist.

In der Abteilung für Nichtraucher hält Professor Seesemann heute wieder eine kurze Sonntagsandacht. Der Raum ist eng und nur wenige haben hinkommen können. In manchem Auge sieht man es feucht schimmern.

Das Essen ist heute knapp, auf den Stationen kaum etwas zu haben. Auch Wasser gibt es wenig. Die sibirischen Soldaten im Zuge nehmen alles vorweg. Manchmal schon haben wir nur am Morgen ein wenig Wasser erhalten und erst wieder tief in der Nacht um 11 oder 12 Uhr und auch dann spärlich. Wer dann als Erster an den Eimer kommt, hat es noch gut, wer zurück bleibt, muß manchmal ohne ausgehen. Mir ist es einmal so deutlich geworden, wie die Bestie im Menschen in solchen Zeiten erwachen kann.

Spät Abends kommt ein halber Eimer mit Wasser zu uns, die andere Hälfte war schon in der größeren Abtheilung vor uns verbraucht worden. Der Eimer wird vorne zwischen den Längsbänken hingestellt. Ich sitze als Letzter auf einer dieser Bänke. Im schmalen Gang zwischen den Bänken steht ein Herr und schöpft sich mit seinem Kruge Wasser aus dem Eimer und trinkt. Er ist mir im Wege, ich kann nicht an den Eimer gelangen. Wie er seinen Krug geleert hat, reiche ich ihm meinen, und bitte ihn, jetzt auch für mich Wasser zu schöpfen. Er nimmt meinen Krug nicht, beugt sich aber herab und richtet sich dann wieder auf. Ich greife nach dem Kruge, schon einen Dank auf den Lippen, doch er hebt den Krug höher und trinkt auch diesen leer. Im gleichen Augenblick wird der Eimer in die nächste Abtheilung weitergegeben. — Einige in dieser Abtheilung hatten unseren Verbrauch überzählt und als 13 Krüge geschöpft waren, hatten wir unser Theil bekommen, jetzt kamen sie an die Reihe.

Später war ein Herr aus einer weiteren Abtheilung so freundlich, mir aus einem kleinen Vorrat, den sie sich dort zu erhalten gewußt hatten, doch einen erfrischenden Trunk zu schenken. — Ja man lernte in diesen Wochen die Menschen ihrem innersten Wesen nach kennen, kamen doch immer wieder Veranlassungen, bei denen sie sich nackt, ohne alle angelernte Höflichkeitsformen zeigten. Doch kann hier nicht verschwiegen werden, daß ich wenigstens in dieser ganzen Zeit viel mehr anziehende, als abstoßende Eigenschaften an meinen Mitgefangenen kennen zu lernen Gelegenheit hatte. Solch nackte Selbstsucht zeigten doch nur wenige, die meisten bemühten sich, einer dem andern zu helfen.

Auf dieser Strecke versuchten wir es ein-

mal, als wir wieder ohne Wasser erhalten zu können, vor einer Station lagen, uns durch einen freundlichen Wächter Schnee in den Wagen bringen zu lassen. Wir füllten uns dann unsere Krüge und ließen den Schnee durch die Wärme unserer Hände, zum Teil an einem Lichtstümpfchen zerschmelzen. Der Erlös an Wasser war herzlich gering, gerade genug, um Lippen und Zunge anzufeuchten, doch auch das tat wohl!

Am Abend um 9 Uhr kamen wir nach Kurgan, der ersten sibirischen Stadt. Nach kurzem Aufenthalt geht es weiter. In der Nacht fahren wir über den Tobol, auch einen großen Strom, der aber gleichfalls noch unter seiner Eisdecke liegt. Am nächsten Morgen, den 4ten, sind wir in Petropawlowsk. Es ist mein Geburtstag, doch erwähne ich dessen nicht gegen meine Reisegefährten. Wie wohl manche den Tag von früher her kennen, erinnert sich doch heute keiner dessen, ich aber muß viel an meine Lieben daheim denken. Ich leide sehr darunter, so gar keine Nachrichten von Hause bekommen zu können. Noch ist es ganz unklar, wann wir die ersten Briefe werden erhalten können. Und dabei immer an meinen kranken Sohn, an die Mühen und Angste meiner Frau, an all die Sorgen zu Haus denken müssen. Zweimal, von Wolgda aus und nach Jekaterinenburg habe ich nach Hause geschrieben, ob die Briefe ihren Bestimmungsort erreichen, ist unsicher.

Durch Herrn von Beck und auch durch die Zeitung haben wir wohl die Nachricht bekommen, daß am Tage nach unserer Verschleppung die Weiße Garde in Dorpat zur Herrschaft gelangt ist und auf diese Weise von den Einwohnern die große Gefahr, in der sie schwebten, abgewandt wurde. Doch im Einzelnen können wir natürlich

nichts erfahren und auch nicht auf baldige Nachrichten hoffen. Auf diese Weise verlief mein Geburtstag nicht gerade fröhlich: zur Feier des Tages verbrauchte ich das letzte Stück Zucker, von dem Vorrat, den ich im Lazarett gespart hatte, eigentlich, um ihn meinen Söhnen nach Hause mitzubringen, dann aber nahm ich ihn auf die Reise mit. So hatte ich bisher doch manchmal einen süßen Tee getrunken.

Heute, am Tage, erhalten wir die Nachricht, daß in einem der Neoaltr Heizwagen der Estländer Herr Trofim von Baranoff am Herzschlage gestorben sei. Das ist nun schon der zweite. — Wie wird das weiter werden? Diese Familie hat so viel Schweres durchzumachen. Vor zwölf Jahren im Dezember 1905 wurde der Bruder des jetzt Verstorbeneu vor den Augen seiner Frau und seiner Kinder auf seinem Gute Penningby von aufrührerischen Banden ermordet und heute stirbt der andere Bruder — von den Seinen verschleppt im Frachtwagen in der Einöde Sibiriens.

Den 5ten, Morgens sind wir um 1/23 Uhr in Omsk. Die Nacht ist bitterkalt. Wir liegen schon lange auf dem Bahnhofe und empfinden den Frost in dieser Morgenstunde besonders stark. Da, um 8 Uhr wird uns eine warme Suppe in den Wagen gebracht und mit Freude nehmen wir unsere Trinkbecher, um die schöne Kohlsuppe zu genießen. Das tut wohl. Bis auf Tee und zweimal lauwarme Bouillon, — das Wasser war beim Auflösen der Würfel, doch schon recht abgekühlt — seit fast zwei Wochen die erste warme Speise, die über unsere Lippen kommt! Unwillkürlich muß ich dessen gedenken, daß ich heute vor 25 Jahren zum ersten Male in meinem Leben als junger Student für die

Osterferien nach Italien reiste. Diese beiden Reisen, das war wohl ein Unterschied!

Erst viel später haben wir erfahren, wie wir zu dieser Suppe gekommen sind. Die Schweden hatten uns täglich auf größeren Stationen Suppe vorausbestellt, doch haben wir sie niemals erhalten: sei es, daß die Bestellung nicht ausgeführt wurde, sei es, daß unsere Wache das Hereinbringen nicht gestattete, jedenfalls blieben wir ohne. In Omsk aber verlangte der Bahnhofskommandant, daß wir sie bekämen, er sagte, er könne es nicht verantworten, daß wir unbeföstigt weiterreisten. Und er setzte es durch. Wenn er unsere Freude gesehen hätte wäre ihm das sicher Dankes genug gewesen. Leider hat keiner von uns dem wackeren Manne seinen Dank aussprechen können.

Vor Tscheljabinsk hatte die Heizerin unseres Wagens gegen einen von uns die Aeußerung getan, wir alle täten ihr sehr leid, so daß sie gerne uns irgendwie etwas Gutes tun würde. Sie hat dann auch heimlich auf größeren Stationen am Tage viel für uns eingekauft, um es dann in nächtlicher Dunkelheit zu übergeben. Unsere Wache hatte aber davon Wind bekommen, und unter der erlogenen Anklage, sie hätte heimlich für uns Briefe hinaus geschmuggelt, wurde sie abgesetzt, und, wie es hieß, auch als Gefangene weitergeführt. Wir haben sie jedenfalls bis zum Bahnhof in Krasnojarsk nicht mehr gesehen. Das waren die einzigen Russen, die auf der ganzen Reise freundlich gegen uns gehandelt haben.

Hier in Omsk wird die Leiche des Herrn v. Baranoff hinausgetragen und der Obhut des lutherischen Pastors übergeben. Eigentümlich ist es, daß auch Herr von Baranoff ebenso wie Herr von Masaken, einer Familie entstammt, die russischen Ursprungs

ist. Denn unter uns baltischen Deutschen gibt es nur sehr wenig solcher Familien. Bei der Ueberführung der Leiche, die wieder von einigen der Mitgefangenen getragen wird, fehlt es auch diesmal nicht an brutalen Rohheiten der Wache. Unter den Klängen eines wilden estnischen Revolutionsliedes wurde der Tote hinausgetragen.

In Dmsk erfahren wir auch, daß der Friede mit Rumänien abgeschlossen sei.

Den 6ten Morgens früh um 3 Uhr haben wir Dmsk verlassen. Da wir im Dunkeln ankamen und im Dunkeln fortfuhren, den Tag über zwischen Eisenbahnwagen entweder standen oder hin und her gefahren wurden, hatten wir von der Stadt nichts gesehen. Ich schließ nun als ich erachte, waren wir schon lange in voller Fahrt. In einer Abteilung unseres Wagens wurde am Morgen einer der Herren, der Direktor des Dorpater Elektrizitätswerkes Alexander Thomson vermißt. Nun entsannen sich Verschiedene von ihm Aeußerungen gehört zu haben, daß er mit den Gedanken der Flucht sich beschäftigte, doch keiner hatte das ernst genommen.

Unsere Lage und zumal die unseres Wagenältesten, Herrn von Brümmer, war jetzt im höchsten Grade unangenehm. Es war nicht von der Hand zu weisen, daß die Wache ihn verantwortlich machen könne. Wie sie sich tatsächlich stellen werde, ließ sich nicht vorher sagen, jedenfalls konnte die Sache unangenehm werden.

Herr von Brümmer theilte den Vorgang dem Kommissar brieflich mit und zwar schrieb er, daß er heute, beim Verteilen der Morgenmahlzeit, bemerkt habe, daß unser Mitgefangener Thomson fehle. Am Abend, gegen 10 Uhr sei er noch von verschiedenen gesehen worden, seitdem aber nicht

mehr. Nun habe Herr Thomson sich verschiedenen gegenüber geäußert, daß seiner Ansicht nach das Fahren in einem Heizwagen durchaus nicht unangenehm sei und jedenfalls den Vorzug vor unserem Wagen hätte, daß man dort ungehindert die ganze Nacht schlafen könne. Es sei also anzunehmen, daß Thomson in den Heizwagen übergesiedelt sei, der Kommissar möge dort nachfragen.

Nun befand sich unter uns noch ein Thomson, ein Student Erhard Thomson, mit jenem gar nicht verwandt, und der, das wußte Herr von Brümmer, war im Heizwagen. Der Kommissar ließ dort anfragen, erhielt die Antwort, daß dort ein Thomson sei und beruhigte sich damit. Daß er allmählig doch dahinter kam, daß Thomson nicht mehr unter uns war, erfuhren wir erst später.

Infolge unseres langen Aufenthaltes in Omsk hatte unsere Hoffnung neue Nahrung bekommen. Es hieß, die örtliche Regierung unterhandle mit unserem Kommissar darüber, daß wir von hier wieder zurückgeschickt werden sollten. Der Friedensvertrag enthielt ja auch die Bedingung, daß alle aus politischen Gründen verhafteten und verschleppten Balten unverzüglich auf freien Fuß zu setzen seien, und sie unbehindert in die Heimat zurückgelassen werden sollten. Das wußten wir und damit rechneten wir. Ob nun tatsächlich in Omsk zwischen unserer Begleitung und den dortigen Machthabern darüber verhandelt worden ist, habe ich nicht erfahren. Unwahrscheinlich ist es nicht. Ereignisse, von denen wir später hörten, lassen es vielmehr recht wahrscheinlich erscheinen.

Am 6. März fahren wir um 9 Uhr Morgens durch Tatarskaja und erreichen um 4 Uhr Nachmittags Kamsk. Hier werden wir reichlich mit Lebensmitteln durch die Schweden versehen, so daß

wir es ein paar Tage gut haben. Gleichzeitig aber werden wir durch die Schwester gewarnt, es liege die Absicht vor, ehe wir in Krasnojarsk den Zug verlassen, uns noch all unser Geld und alle Wertgegenstände abzunehmen. Die Schwester hatte das aus den Gesprächen der Wache entnommen.

Es entwickelte sich nun wieder eine lebhaftere Tätigkeit. Ueberall wurde Geld und andere Sachen verborgen. In die Knoten der Halstücher, in den umgelegten Rocktragen wird dies und das gesteckt: im Paden Tee wird etwas verborgen, die kleinen Kerenskijschen Scheine von 20 und 40 Rubel werden zusammengedreht in die Mundstücke der Paphros geschoben, kurz jeder strengt seine Erfindungskraft an, um seine Wertsachen zu bergen.

Da das Vorhandensein von Geld für die Allgemeinheit von größter Wichtigkeit während der Reise und wohl später erst recht ist, haben die Vertreter der Ritterschaften sich bereit erklärt, von jedem der größere Summen bei sich hat, diese als ein Darlehn in Empfang zu nehmen, das unabhängig davon, ob das Geld geraubt werden sollte, später von der Ritterschaft zurückgezahlt werden wird. Natürlich machen viele von diesem dankenswerten Vorschlage Gebrauch. Die Empfänger wiederum versuchen das Geld durch Verteilen an solche, bei denen es sicherer erscheint, zu retten. Durch diese Verschiebungen ist vielen Einzelpersonen ihr Geld erhalten geblieben, und es ist wohl hauptsächlich dem zu verdanken, daß tatsächlich nach der Beraubung doch noch eine Menge bares Geld unter uns vorhanden war. Auch ich übergab dem Vertreter der livländischen Ritterschaft 600 Rubel.

Da in unserem Wagen viele gute Sänger sind, ist schon seit zwei Abenden etwas gesungen worden. Verschiedene Volks- und Studentenlieder tön-

während der Fahrt in die schweigende sibirische Nacht hinaus. In Kamsk hält der Zug lange und unsere Sänger beginnen wieder ihren abendlichen Gesang, mit dem sie uns sonst nur auf der Fahrt erfreuten. Ein, zwei Lieder sind gesungen, da wird heftig an das Fenster geschlagen. Sofort verstummt der Gesang. Später wird dann überhaupt das Singen verboten.

Am späten Abend fahren wir weiter. Die Nacht ist wieder bitterkalt. Ganz besonders kalt und zugig ist es in der Abteilung für Nichtraucher, da alle, die auf den Abort wollen, dort hindurch gehen müssen. Zwei von uns bieten meinen alten Onkeln ihre Schlafplätze in den immerhin wärmeren Abteilen in der Mitte des Wagens an. Die alten Herren lehnen aber mit vielem Dank ab, von diesem Anerbieten Gebrauch zu machen.

Am Morgen früh um 7 Uhr (den 7.) fahren wir auf einer Riesenbrücke über den Ob, den größten der Ströme, über den wir gekommen sind, und halten eine halbe Stunde später auf dem Bahnhof in Nowo-Nikolajewsk. Auch von dieser Stadt konnte man kaum etwas sehen. Die Stadt selbst liegt in einiger Entfernung vom Bahnhof. Nur eine Vorstadt zieht sich bis zu diesem hin.

Nowo-Nikolajewsk ist das sibirische Chicago. Die Stadt ist erst wenige Jahrzehnte alt und verdankt ihr Emporblühen dem Umstande, daß sie sich am Schnittpunkte der großen sibirischen Eisenbahn mit dem Ob befindet. Sie hat jetzt schon mehrere hunderttausend Einwohner und ist die größte Stadt Sibiriens. Handel und Industrie blühen. Wie alle westsibirischen Städte hat auch sie einen Teil der Erbschaft angetreten, als aus Polen und den Ostseeprovinzen die blühenden Fabriken vor dem Feinde „evakuiert“ d. h. fortgeschleppt wurden.

Wie weit sie an ihren neuen Stätten im Betriebe sind, weiß ich nicht, das Wiederaufbauen hat jedenfalls Leute hingebacht und Geld unter die Leute gelangen lassen.

Schon seit mehreren Tagen hat sich die Schwester und auch Dr. Mirbach bei uns nicht mehr sehen lassen, die sonst immer alle paar Tage einen Gang durch den Wagen machten. Wenn das auch immer in Begleitung der Wache geschah und man kaum mit ihr sprechen konnte, einige kurze Worte gelang es doch manchmal zu wechseln, besonders wenn es dem Einen oder dem Andern glückte, die Aufmerksamkeit der Wache durch ein Gespräch etwas abzulenken.

Um doch eine große Summe Geldes jedenfalls zu retten, hatten wir uns folgenden Plan ausgedacht. Wer wollte, sollte mir das Geld übergeben, ich schrieb die Namen mit den Beträgen auf und gab diese Verzeichnisse verschiedenen Personen, damit vielleicht wenigstens eines gerettet würde, wenn die anderen beschlagnahmt werden sollten. Alles Geld, es waren schließlich 3310 Rubel, packte ich zusammen und schnürte es zu einem kleinen, handlichen Päckchen. Nun sollte einer der Herren sich krank stellen, — es war auch einer vorhanden, der dazu geeignet war, weil er eine ganz besonders große Operationswunde an seinem Körper hat, die nicht ganz verheilt ist, und der auch bereit war, den Kranken zu spielen. Dann sollte der Arzt und die Schwester gerufen werden.

Während nun einer die Wache beschäftigt, und der Arzt und die Schwester sich um den Kranken bemühen, sollte ich, als Better, der Schwester das Geld in die Hände spielen, mit der kurzen Bemerkung, die Summe bei sich, wo sie doch wohl sicher wäre, aufzuheben, um sie an unserem end-

gültigen Aufenthaltsort dem schwedischen Konsulat oder dem örtlichen lutherischen Pastor zu unserer Verfügung zu übergeben.

Doch, wie so vieles auf dieser Reise, kam auch das Alles ganz anders, als wir erwartet hatten. Diesen Plan hatten wir gefaßt und das Geld war mir übergeben worden, kurz ehe wir Nowo-Nikolajewsk verließen. Es war nicht mehr Zeit, den Arzt und die Schwester in den Wagen zu rufen. Der Zug setzte sich schon in Bewegung. — Es war am Nachmittag um 3 Uhr.

## 10. Raubüberfälle.

Etwa eine halbe Stunde nach unserer Abfahrt von Nowo-Nikolajewsk erscheint eine ganze Anzahl, es mögen 12 bis 15 sein, Leute unserer Wachmannschaft, geführt von Weggis, in unserem Wagen. Alle sind bewaffnet, ein Teil trägt Seitengewehre und Revolver, die übrigen Flinten mit aufgezplantem Bajonett. Aus der ersten Abteilung unseres Wagens, es ist die für Nichtraucher, werden alle, die nicht dort ihre ständigen Plätze haben, hinausgewiesen und jedem wird befohlen, sich auf seinen Platz zu begeben, denn es soll eine Untersuchung stattfinden.

Bei jeder Bank wird ein Mann mit Gewehr aufgestellt und diesen Wachen die unzweideutige Weisung gegeben, jeden unverzüglich niederzuschießen, der den Anordnungen zuwiderhandelt. Dann wird die Tür zur Nichtraucherabteilung geschlossen. Was in der Nebenabteilung vor sich geht, wissen wir nicht, können nur vermuten, daß es sich um eine „Untersuchung“ handele, die sich auf die Wertgegenstände beziehe, die wir bei uns haben.

Erst ist neben uns alles still. Dann hört man gelegentlich heftiges, lautes Sprechen, dann folgt wieder Ruhe. Eine halbe Stunde vergeht in lautlosem Warten, keiner rührt sich von dem Platz, den er eingenommen hat.

Allmählig wird es immer deutlicher, daß diese Untersuchung zum Mindesten sehr gründlich ist,

denn dort in der Abteilung befinden sich ja nur 17 Personen. Schon ist eine Stunde vergangen und noch sind sie nicht fertig, es muß sich also nicht nur um eine Beschlagnahme des Geldes, sondern um eine genaue Durchsuhung auch der Kleider und Sachen handeln. Und das kann viel Zeit nehmen, die Dauer läßt sich nicht abschätzen.

Ich sitze dicht neben der einen Wache auf einem der kleinen Sitzplätze mit einem anderen zusammen. Es ist dort recht unbequem, schräg über mir ist der Liegeplatz frei, auch hoffe ich dort oben doch noch manches an meinen Sachen in Ordnung bringen zu können. Ich wende mich an den Mann neben mir und frage, ob es erlaubt sei, mich hinauf zu begeben, er hat nichts dagegen einzuwenden.

Ich mache mich also bereit, hinauf zu klettern, vorher aber ziehe ich meine Überschuhe aus, die ich zufällig gerade an den Füßen habe, und bei der Gelegenheit schiebe ich den Kasten mit den 3310 Rubeln tief unter die Bank, da mir scheint, daß sie dort wohl sicherer sein könnten, als in meiner Tasche. Dann schwinde ich mich hinauf und lege mich hin.

Während ich unten saß, hatte ich mir einiges überlegt, wie ich mein Geld, andere Werthsachen hatte ich nicht, verbergen würde. Vor allem schien es mir rätlich, das Geld an verschiedenen Stellen unterzubringen. Viel hatte ich übrigens überhaupt nicht bei mir, da ich ja den bei weitem größeren Teil dem Vertreter der Ritterschaft übergeben hatte. Die 3 Goldstücke meines Onkels, die ich in der ersten Nacht unterwegs gefunden hatte, waren immer noch in meiner Tasche. Die stecke ich in den Mund, da mir sonst kein besseres Versteck einfällt. Eine kleine Summe Geldes schiebe ich in den, an der Decke des Wagens, schräg über

meiner Bank sich befindenden Ventilator. Daß der Wachtposten mir gegenüber einäugig ist, ermöglicht mir die Ausführung dieses Planes. Das übrige Geld lasse ich in meiner Briefftasche und warte der Dinge, die nun kommen sollen.

Unterdessen vergeht die Zeit, es sind schon zwei Stunden, es sind 3 Stunden verflossen; mehrfach hat man nebenan Schelten und lautes Sprechen gehört, aber die Thüre bleibt geschlossen, wir müssen weiter in der Ungewißheit verharren. Ein Umstand, der sich sehr unangenehm bemerkbar macht, ist auch der, daß wir jetzt schon so lange vom Zugang zum Abort abgeschnitten sind, der sich ja gerade hinter der untersuchten Abteilung für Nichtraucher befindet.

Da endlich es ist unterdessen 7 Uhr geworden, öffnet sich die Thüre, und die Leute, Weggis an der Spitze kommen zu uns herein. Wie wohl wir wissen, daß uns nichts Gutes bevorstehe, wirkt das doch gewissermaßen wie eine Erlösung.

Als die Leute in unsere Abteilung gekommen sind, ordnen sie an, daß alle Insassen der ersten beiden einander gegenüberstehenden Bänke, also meine Abteilung von 13 Mann, ihre Plätze räumen, ihre Sachen fortnehmen und sich in den hintersten Teil des Wagens begeben sollen. Ich suche also meine Sachen zusammen und wie ich unter der Bank meine überschuße heraushole, werde ich doch wieder schwankend in Bezug auf die große Geldsumme, die ich dort untergebracht habe. Ich ziehe sie wieder hervor, um mich mit denen zu besprechen, die mir das Geld übergeben hatten.

Raum haben wir unsere Plätze geräumt, so stürzen sich die Leute auf die beiden Bänke und fangen an zu suchen. Und sie suchen mit großer Gründlichkeit und Sachkenntnis. Einer von ihnen,

das ist uns bekannt, ist ein mehrfach bestrafter Einbrecher, der sein Handwerk kennt und kaum etwas bleibt vor ihm verborgen. Im Fortgehen sehe ich noch, wie sein erster Griff dem Ventilator gilt. Er schraubt ihn herunter, greift hinein und zieht mit triumphierendem Ausdruck mein Geld daraus hervor. Ist es auch nur ein kleiner Betrag, es ärgert mich doch, daß der Hund sie findet.

Meine erste Sorge gilt nun der großen Summe, die ich in meiner Tasche mit herumtrage. Ich wende mich zunächst an den Landrat Baron Stadelberg, der mich veranlaßt hatte, das Geld zu nehmen, um es meiner Cousine weiterzugeben. Er meint, ich solle es irgendwo auf die Diele, unter eine Bank etwa, auf gut Glück hinlegen. Ich sage ihm, daß das auch mein erster Gedanke gewesen sei, ich es auch schon ausgeführt hatte, doch daß mir später Bedenken gekommen seien und ich mich doch lieber mit noch anderen Betheiligten besprechen wolle.

Ich wende mich nun an zwei andere Herren, die wissen zunächst auch keinen Rat, da ich aber annehme, daß ich bald vorgerufen werden würde, übergebe ich einem von diesen das Geld. Da hören wir, daß Weggis, da die Leute unterdessen mit der Durchsuchung der Bänke fertig geworden sind, und sich an die Personen machen, mit lauter Stimme verkündet: man solle alles Geld freiwillig aufgeben, es würden jedem ungefähr 50 Rubel zurückgegeben werden, das andere werde aufgeschrieben werden und wir würden Quittungen über das erhalten, was uns abgenommen sei. Was aber nicht aufgegeben und von den Leuten gefunden werde, würde beschlagnahmt werden und sei für uns verloren.

Diese Mitteilung veranlaßte nun die Herren, das Geld dem Vertreter unseres Wagens, Herrn von

Brümmer zu übergeben, der es Weggis vorweisen solle, mit der Mitteilung, das sei die Reisekasse, die allen zusammen gehöre. Man müsse sich eben zufrieden geben, mit dem, was dann weiter geschehen werde. Das Geld wird also Herrn von Brümmer eingehändigt.

Unterdessen, während aus unserer Bank einer nach dem anderen vorgerufen wird, haben die übrigen Zeit, noch vieles zu verbergen. Der Wagen ist jetzt so gefüllt, daß auch der Gang besetzt ist, und die Wachen nicht mehr das Tun der Einzelnen übersehen können. Die unwahrscheinlichsten Verstecke werden erfunden. In der Hülse des Kassierpfeils werden Ringe verborgen. Auch andere stecken Geld oder Ringe in den Mund. Auch der Afters wird als Versteck benutzt und endlich hängen einige ihre Uhren sich zwischen die Beine. Kurz, alle überbieten sich im Erfinden möglichst verborgener Orte.

Einer der Ersten von uns, der vortritt, ist ein noch junger Herr. Nachdem er auf Verlangen seine Briestafche mit dem Gelde und allen darin enthaltenen Papieren übergeben hat, wird er angefahren? „Wo ist Dein Siegelring?“ Er sagt, er habe seinen Ring zu Hause gelassen. Da wird ihm der Lauf eines Revolvers an die Schläfe gehalten und Weggis schreit ihn an: „Du lügst, wir haben gesehen, daß Du noch im Wagen einen Ring hattest, heraus mit ihm!“ Der Herr muß sich nun dazu bequemen, den Ring aus seinem Strumpf heraus zu holen und ihn abzuliefern. — Einem andern, dessen Ring so fest am Finger sitzt, daß er nicht abgestreift werden kann, wird gedroht, den Finger abzuhacken. Endlich gelingt es doch, ihn vom Finger zu ziehen.

Es wird alles genommen, was irgend einen größeren Wert hat. Geld, goldene und silberne Uhren, Ringe, Ketten, Nadeln, silberne Papprosdosen, Gabeln und Messer, nur die Trauringe werden gelassen, wohl aus Aberglauben, da fremde Trauringe Unglück bringen sollen. Ferner werden Brieftaschen mit allen Papieren, Notizbücher, Pässe abgefordert und endlich auch die Spazierstöcke. In Reisejäten und Körben sammeln sie ihre Beute. Diese Durchsuchung wird wiederholt von den ärgsten Schimpfworten und Schmähreden begleitet, besonders, wenn einer von den Beuten irgend einen Gegenstand in einem ganz besonders guten Versteck auffindet.

Einige von uns sind sicher, trotz aller Vorsicht bei der Auswahl ihrer Verstecke, von den Wachen belauscht worden, so werden einem Herrn gleich von vorn herein die Beinkleider geöffnet, und ihm wird die zwischen den Beinen an der goldenen Kette hängende Uhr unter Schimpfreden fortgenommen. Auch zu Tätlichkeiten kommt es. Ein Widerstand unsererseits wäre damals vollkommen zwecklos gewesen, man kann nur die Zähne zusammenbeißen und schweigen.

Ein Herr, der unmittelbar vor mir sich den Schergen stellt, hat seinen großen Pelz lose über die Schultern gehängt. Wie er nun zur Untersuchung kommt, muß er den Pelz ablegen. Im selben Augenblicke greift der neben ihm stehende Mann in den Pelz hinein mit den Worten: „Was ist denn das?“ und zieht zwischen den schwarzen Haaren des Pelzes eine goldene Brillantnadel heraus. Der Herr hatte die Nadel in seinem Pelze verborgen und zwar so, daß der Stein nach innen, die goldene Unterlage nach außen gefehrt war. Nun muß sich unglücklicher Weise die Nadel

durch die Bewegung verschoben haben, und der Brillant leuchtete dem Soldaten entgegen. Merkwürdiger Weise blieben Manschettenknöpfe ganz unbeachtet, ich weiß wenigstens von keinem Falle, daß sie abgenommen wurden. Die Leute wußten wohl nicht, daß auch diese Dinge manchmal wertvoll sind.

Nun komme ich vor. Mein Geld und meine Briefftasche werden mir abgenommen, 43 Rubel erhalte ich zurück, ungefähr die gleiche Summe bleibt in ihrer Hand. Eine Quittung übrigens wird keinem gegeben, jedoch wird der Betrag des Geldes nach flüchtiger Zählung auf der Namensliste, die sie mithaben, angeschrieben. In der Briefftasche befanden sich übrigens verschiedene Geschäftspapiere, die einen Geldwert von 5—600 Rubel hatten. Nur die Bilder meiner Lieben, die sich in der Tasche befanden, werden mir zurückgegeben und ein Abzeichen der Dorpater Freiwilligen Feuerwehr, das ich für alle Fälle immer bei mir trage, wird mir, nachdem ich erklärt habe, was es sei, wieder eingehändigt.

Dann muß ich meine Papyrostasche zeigen. Ich hatte zwei bei mir, eine große lederne, deren Inhalt genau geprüft wird, ob sich dazwischen nicht Geld befände, und die mir dann mit recht zerdrückten Zigaretten zurückgegeben wird. Die andere, eine Dose aus schwarzem Stahl, mit der silbernen Aufschrift „Evviva“, wird, wiewohl sie nur wenig wert ist, fortgenommen. Mir ist dieser Verlust schmerzlich, denn diese Dose war die Erinnerung an einen Sieg eines von mir erzogenen Pferdes, dessen Namen den Deckel zierte. Die Untersuchung meiner Kleider und meiner übrigen Sachen verläuft glatt, hatte ich doch überhaupt nur wenig auf die Reise mitgenommen. Auch von

mir behaupten sie, daß sie an mir einen Ring gesehen hätten, wie ich jedoch sage, ich hätte ihn in Dorpat zurückgelassen, beruhigen sie sich doch damit. Eine silberne Zündholzdose, die sie schon in der Hand haben und die sie nach Kerenski-Scheinen durchsuchen, lassen sie mir, ohne wohl zu merken, daß sie aus Silber ist. Die Goldstücke im Munde, die ich nun schon mehrere Stunden dort trage, hindern mich im Sprechen durchaus nicht. Ich werde nun entlassen und kann in die Abtheilung für Nichtraucher gehen, wo sich alle bereits Untersuchten zusammengefunden haben.

Da ich aus unserer Abtheilung der letzte bin, ist dort der Raum, der eigentlich für 17 vorgesehen ist, durch uns 13 recht beengt. Wie ich hinein komme, greife ich unwillkürlich nach meiner Papyrostasch, doch schon hat das einer der Herren Nichtraucher gesehen und ein entschiedenes: „Hier wird nicht geraucht!“ tönt mir entgegen. Diese Ungastlichkeit ist wenig erfreulich, hatte ich doch nach der überstandenen Erregung das ausgesprochene Bedürfnis zu rauchen. Ich gehe nun mit einem Anderen, der das gleiche Verlangen hat, auf den Vorraum hinaus, wo uns der Wächter auch den Aufenthalt gestattet.

Zurückgekehrt, erfahre ich dann, was unterdessen in der langen Zeit, die wir hatten warten müssen, hier in der Abtheilung vor sich gegangen war. Ein Herr, der eine größere Summe Geldes bei sich trug, hatte diese geteilt an verschiedenen Stellen verborgen. So hatte er einen Teil in einen Spalt an der Wand, einen anderen in das Brot in seinem Korbe, und sonst noch verschiedentlich untergebracht. Der Einbrecher hatte all dieses versteckte Geld gefunden und jedesmal, wenn er wieder etwas fand, war er in ein wüßtes Schimpfen aus-

gebrochen. Das war das gewesen, was wir gehört hatten.

Nachdem auch das zweite Paar Bänke bei uns erledigt ist, können wir uns in unsere Abteilung zurück begeben und unsere Plätze wieder einnehmen. Jetzt können wir uns ein genaues Bild davon machen, wie die Leute gesucht haben, und es ist wirklich staunenswert, wie gründlich sie vorgegangen sind. Außer dem schon erwähnten Ventilator, haben sie die Laternen, Ascheneimer und ähnliches alles durchsucht. Zwischen den Doppelfenstern, auf und hinter den Heizungsrohren ist herumgestöbert worden. Aus der Teekanne haben sie den ganzen Inhalt in alle Trinkgeschirre, Ascheneimer kurz alle vorhandenen Gefäße ausgegossen um die Kanne selbst auf ihren Inhalt zu prüfen. Alle Papiere auf dem Fußboden sind besehen worden. Ein Notizbuch mit ausführlichen Reiseerinnerungen hatte der Besitzer unter die Bank geworfen, in der Hoffnung, daß es vielleicht dort ihrer Aufmerksamkeit entgehen könnte, doch auch das ist fortgenommen. Der ganze Fußboden liegt voller Papiere, Zigarettenstummel, Zündhölzer und ähnlichem.

Unterdessen nimmt die Untersuchung ihren Fortgang. Herr von Brümmer gibt, als er an der Reihe ist, den Paden mit Geld, als gemeinsame Kasse ab. Mit gierigen Blicken und voller Genugthuung wird das Geld in Empfang genommen. Gnädig werden, da sich um viele Personen handelt, nicht nur 50 Rubel, sondern 310 Rubel zurückgegeben, die übrigen 3000 verschwinden in einem der Reisefäcke. Noch mancher wird beschimpft, diesem und jenem wird mit Erschießen gedroht.

Endlich sind sie zur vierten Bank, damit zur letzten in unserer Abteilung gekommen. Der

Älteste dort ist Baron Tiesenhausen. Er ist selbst bereits durchsucht, eine Weile später kommt der Korb mit den Sachen daran, die Gemeingut seiner Abteilung sind. Er tritt jetzt vor, um bei der Durchsicht dieser Sachen zugegen zu sein, und wird von Weggis auf das Heftigste angefahren und zurückgewiesen. Er wird gepackt, sein Pelz ihm herunter gerissen und er selbst durch die letzte Abteilung des Wagens hindurch, hinaus auf den eisi- gen Vorraum gestoßen. Dort wird er der Wache übergeben und ihm gesagt, er würde wegen Wi- derseßlichkeit erschossen werden. Hierauf geht die „Untersuchung“ weiter.

Wir, die wir doch mehrere Bänke von dem Orte dieses Vorganges getrennt sind, haben all dieses nicht beachtet. Schimpfen und Schreien haben wir wohl gehört, doch daran sind wir diesen Abend schon zur Genüge gewöhnt. Da ertönt in der nächt- lichen Stille draußen ein Schuß. — Gleich darauf hört man aufgeregt sprechen, die Soldaten laufen hin und her, es wird lange anhaltend gepfiffen.

Später hören wir: der Wächter ist aus dem Vor- raum hereingestürzt mit dem Rufe, Tiesenhausen habe ihn überfallen, ihn mit einem Faustschlag oder Fußtritt niedergeschlagen, so daß er ihn nicht habe greifen können, habe dann die Türe aufge- rissen und sei aus dem Zuge in die Nacht hinaus gesprungen. Ein Wächter aus einem anderen Wa- gen habe ihn abspringen sehen und einen Schuß auf ihn abgegeben. — Den Faustschlag oder Fuß- tritt hat der Wächter hinzugesetzt. Er muß fort- gegangen gewesen sein, oder sich sonst wie die Zeit vertrieben haben, denn Baron Tiesenhausen, ohne Pelz auf den Vorraum hinausgestoßen und mit dem Tode bedroht, ist durch das offene Fenster, ohne Anwendung von Gewalt hinausgesprungen.

Wir alle, die wir vor wenigen Tagen die heimliche Flucht des Herrn Thomson auf das Entschiedenste verurteilt hatten, konnten in diesem Falle nicht anders, als Baron Tiesenhausen in seinem Vorgehen vollkommen recht geben. Mißhandelt beschimpft, mit dem Tode bedroht, war es doch wohl auch verständlich, wenn er sich dem, was er zu erwarten hatte, durch die Flucht, oder vielleicht auch durch selbstgewählten Tod entzog. Denn ob der Sprung gelungen, wußten wir nicht. Gefährlich ist solch ein Sprung aus dem fahrenden Zuge doch immer. Die Nacht ist kalt, ungefähr — 20 Grad R. warme Kleidung hat er nicht, ist er doch eben gerade seines Pelzes beraubt worden. Geld hat er bei sich, das weiß einer seiner näheren Bekannten sicher; eine größere Summe, die er versteckt hatte, ist nicht gefunden worden. Wir sind alle in Sorgen um ihn.

Viele meinten zwar nachher, er konnte doch wissen, daß die Drohung mit dem Erschießen nicht ernst gemeint war. Das ist nachher leicht gesagt. Die Leute waren zu allem fähig und es hat auch nicht viel gefehlt, so wäre es bald darauf zu Blutvergießen gekommen.

Wir sind alle besorgt, was wohl aus Tiesenhausen werden würde. Was konnte ihm nicht alles geschehen, bis er zu Menschen kam? Die größte Gefahr war, daß er erfrieren könnte. Wenn es auch nicht weit bis zur Station Bolotnaja war, die wir erst kürzlich verlassen hatten, so war es doch zweifelhaft, ob er den Weg längs der Bahn einschlagen werde, wo es doch leichter geschehen konnte, daß er wieder ergriffen würde.

Tiesenhausen ist körperlich gewandt, zäh, widerstandsfähig und energisch, das wissen wir, er beherrscht das Russische vorzüglich das alles sind

Eigenschaften, die dafür sprechen, daß er Aussicht habe, das Wagestück glücklich durchzuführen. Eine verzweifelte Sache bleibt es aber immer doch. Daß er beim Sprung glücklich gelandet sei, kann man annehmen, da sonst wohl schwerlich auf ihn geschossen worden wäre; daß er von dem Schuß getroffen ist, scheint unwahrscheinlich denn einem Roten Gardisten ist es nicht zuzutrauen, daß er ihn aus dem gehenden Zuge werde treffen können.

Endlich werden die Pfiffe der Wache von der Lokomotive erwiedert und man merkt, der Zug wird gebremst, doch dauert es eine gute Weile, bis er zum Stehen gebracht ist. Man hört draußen lautes erregtes Sprechen. Dann setzt er sich wieder langsam in Bewegung, wie es scheint, in entgegengesetzter Richtung.

Wir sitzen im Halbdunkel auf den Bänken und unterhalten uns leise miteinander. Das Für und Wider der Aussichten auf Entkommen des Flüchtlings, sind der Inhalt unseres Gespräches. Da wird die Türe der Nebenabteilung heftig aufgerissen und herein stürmt Weggis mit einigen Soldaten. Sie bleiben dicht vor der Türe stehen, stoßen heftig und laut die Kolben ihrer Gewehre auf die Diele und Weggis ruft: „Macht Euch fertig, zehn Mann von Euch werden sofort erschossen!“ Dann geht er weiter, den Gang entlang.

Diese Worte, dicht neben unserer Bank gerufen, legen sich wie ein Bleigewicht auf unser Empfinden. Jeden von uns kann es jetzt treffen, niemand weiß, wer die Behn sein werden. Es herrscht tiefes Schweigen, nur an dem anderen Ende der Abtheilung hört man erregtes Sprechen zwischen Weggis und Herrn von Brümmer, doch kann ich kein Wort verstehen. Jeder ist wohl mit sich selbst beschäftigt und mit dem Gedanken, an das, was ihm

bevorstehen könnte. Manches Gebet mag aus tiefstem Herzen zu Gott gesandt worden sein. Zuweilen flüstert der Eine oder Andere seinem Nachbarn einige Worte zu.

Dann hält der Zug wieder, wir sind wohl an der Stelle angelangt, auf der die Flucht erfolgte. Man hört jetzt wieder draußen lautes, befehlendes Sprechen. Weggis befiehlt, es solle auf den Wagen eine Salve abgegeben werden. Was wird nun erfolgen? Der nächste Augenblick kann für viele unter uns den Tod bringen. Man hört hin und her gehen, wieder Sprechen. Die Leute sind mit dem Befehl nicht einverstanden: sie wollen nicht schießen. Dann wird wieder gegangen und endlich setzt der Zug sich in Bewegung.

Hierauf erscheinen einige Leute in unserem Wagen und lassen sich den Pelz und die Sachen des Baron Tiefenhausen geben. Die Wache tritt ihr Erbe an. Vom Erschießen ist nicht mehr die Rede.

Jetzt hören wir auch, was zwischen Herrn von Brümmer und Weggis verhandelt worden ist. Weggis hatte von ihm, als dem Wagenältesten verlangt, er solle 10 Personen nennen, die erschossen werden sollten. Herr von Brümmer hatte sich selbstverständlich geweigert, das zu tun, wie könne er, hatte er gesagt, bestimmen, wer erschossen werden solle. Darauf hatte Weggis gemeint, es könnten sich doch Freiwillige melden, oder das Los könne entscheiden. Herr von Brümmer jedoch blieb bei seiner Weigerung. Hierauf meinte Weggis, nun dann müßte wenigstens der Älteste der betreffenden Abteilung erschossen werden, zu der Baron Tiefenhausen gehörte. Worauf Herr von Brümmer erwiederte, das ginge nicht gut an, denn Baron Tiefenhausen sei selbst der Abteilungsälteste gewesen. Damit endete das Ge-

sprach, um dann aber doch Rache zu nehmen, wollte Weggis eine Salve auf den Wagen auf gut Glück abgeben, doch versagte seine Autorität bei den Leuten, was wohl manchem von uns, zumal denen, die, wie ich, an der Außenwand saßen, das Leben gerettet hat.

Unterdessen ist es 2 Uhr Nachts geworden. Am nächsten Morgen wird die „Untersuchung“, die bei uns beendet war, im Wagen vierter Klasse und im Heizwagen fortgesetzt. In der vierten Klasse erklären die Leute, die Untersuchung sei notwendig, weil gestern einer aus dem anderen Wagen entflohen sei. Der Raubüberfall verlief ähnlich wie in unserem Wagen, geschimpft und gedroht wurde zu verschiedenen Malen, doch ereignete sich nichts Besonderes.

Anders war es im Heizwagen. Bei Herrn von Liphart, einem ehemaligen Offizier, wird eine Revolverpatrone gefunden. Weggis fährt auf ihn los, und verlangt von ihm, daß er ihm auch den dazugehörigen Revolver ausliefern solle. Der sagt, er habe keinen, die Patrone sei aus Zufall in seiner Tasche geblieben. Da droht er ihm mit seinem Revolver, dessen Patronenrahmen er erst herausnimmt, um ihn zu zeigen und dann wieder in die Waffe schiebt, und schreit ihn an: „Du Hund, du verdienst, daß ich Dir mit Deiner eigenen Patrone durch die Stirn schieße, ebenso wie ich gestern einen aus dem anderen Wagen erschossen habe!“ — Eine Uebertreibung, deren Unrichtigkeit die Herren aus dem Heizwagen aber damals noch nicht beurteilen konnten. — Hierauf stürzt er sich auf den durch den Krieg um den vollen Gebrauch seines rechten Armes gebrachten Herrn los.

Bald darauf erblickt Weggis den ihm von Dorpat her gut bekannten Baron Manfred Wolff, und verlangt von ihm, er solle eine größere Summe, die er bei sich habe, herausgeben. Baron Wolff weigert sich. Infolgedessen muß er sich bis aufs Hemd entkleiden, jedes Stück seiner Bekleidung wird eingehend untersucht. Endlich finden sie bei ihm das Geld. Das gibt den Grund zu einem Ausfall gegen ihn: „Wie darfst Du das Geld verstecken, der Einzige, der offen sein Geld abgab, ist Brümmer im anderen Wagen, aber Ihr anderen wollt uns betrügen!“ Hierauf droht er ihm mit dem Revolver, der Baron Wolff in Dorpat abgenommen ist und befiehlt dann Herrn von Liphart, er solle Baron Wolff eine Ohrfeige geben. Der will es erst nicht tun, doch Baron Wolff ermutigt ihn, indem er sagt: „Tun Sie es doch immerhin, ich bekomme doch lieber von Ihnen eine Ohrfeige, als von jenem!“ Herr von Liphart schlägt ihn nun mit aller Vorsicht ins Gesicht. Doch das genügt Weggis nicht. Unter erneuter Drohung, ihn zu erschießen, zwingt er ihn, Baron Wolff zum zweiten Male zu schlagen und damit der Schlag wirksam sei, packt er selbst den Arm und verstärkt so den Schlag. Dann wurde Baron Wolff noch vollkommen ausgeraubt, sein Koffer mit seinen Sachen, Tabaksbeutel und Pfeife, auch sein Trauring wurde ihm abgenommen.

Zu bewundern ist die Kaltblütigkeit und Ruhe, mit der diese beiden Herren, die beide eher zu den Heißblütigen gehören und sich sonst wohl nicht ungestraft zu nahe treten lassen, hier das alles über sich ergehen ließen, ohne dagegen aufzutreten und auf diese Weise großes Unglück verhüteten. Denn wenn sie sich widersezt hätten, wäre es sicher zu einem Blutbad gekommen, das sich wohl

nicht nur auf den einen Wagen beschränkt hätte.

Den 8ten März um 1 $\frac{1}{2}$  Uhr sind wir in Mariinsk. Hier ist der Mittelpunkt der Kohlenindustrie Sibiriens. Wir befinden uns seit einer Weile im Gebiete der Taiga. Dieses ist das südsibirische Waldgebiet. Doch von Wald ist wenig zu sehen. Über die Fläche zerstreut, zeigen sich ziemlich vereinzelte Sträucher, hin und wieder dann ein verdorrter Birkenstamm, dessen Krone in der Höhe von etwa 15–20 Fuß abgebrochen ist. Auf dem Boden ist ein wirres Durcheinander von Ästen, ein trauriges Bild der Zerstörung. An vielen Stellen sieht man deutlich Zeichen von Waldbränden. Es mag hier einst Wald gewesen sein, er ist dann wohl durch herumziehende Nomaden in Brand gesetzt und so zerstört worden.

Heute gibt es sehr wenig zu essen und fast nichts zu trinken. Die Versorgung durch die Schwester hat aufgehört, der Kommissar hat sie für unsere Rechnung in die Hand genommen. Als unsere Ärzte, Dr. Kohler und der Student der Medizin Westphalen sich schriftlich über die zu farge Beföstigung und über den Mangel an frischer Luft beim Kommissar beschwerten, wird ihnen von Weggis geantwortet: „Im Hinblick auf die Tatsache, daß von Euch das mir gegebene Versprechen, nicht zu entfliehen (!) gebrochen worden ist, und Einer von Euch schon entflohen ist, werde ich Euren Wunsch nicht erfüllen. Schon so habe ich den mir erteilten Auftrag nicht erfüllt, da ich zehn von Euch hätte erschießen lassen müssen. (!) Ich tat es nicht, weil ich weiß, daß jedem das Leben teuer ist. Weggis“.

Heimlich schaffen wir uns Wasser, indem wir einen der Leute bestechen. Hatten wir früher schon

3 ja 5 Rubel für einen Eimer voll zahlen müssen, jetzt verlangt man gar 15 Rubel.

Am nächsten Morgen um 7 Uhr gelangen wir nach Minino, der letzten Station vor Krasnojarsk. Was wird uns dieser Tag bringen? Heute wird sich wohl entscheiden, was aus uns wird. Jedenfalls werden wir erfahren, ob unsere Hoffnung, die noch immer nicht ganz erloschen ist, daß wir einfach zurückgeschickt werden, sich erfüllt. Aber auch das kann sich entscheiden, ob wir in Krasnojarsk zunächst wenigstens bleiben, oder sofort weitergeschickt werden. Die wenigsten sind in ihrer Bekleidung für einen längeren Marsch, noch dazu im Winter, eingerichtet. Schnee ist freilich wenig zu sehen und kalt ist es heute auch nicht mehr so sehr, wie noch vor wenigen Tagen, dennoch aber tagelang mit kleinen Stiefeln und Uberschuhen zu wandern, ist eine schlimme Aussicht.

Nach kurzem Aufenthalt geht es weiter. Die Gegend wird hügelig. Nach einer Weile sieht man auf einer Höhe links von der Bahn einen Turm. Einer der Herren, die in Krasnojarsk bekannt sind, erzählt, daß das ein alter Wachturm der Kosaken sei, er liegt schon ganz nahe an der Stadt, von der aus man ihn auch sehen kann. Dann macht die Bahn einen weiten Bogen und hinein geht es in den Bahnhof von Krasnojarsk.

Es ist 9 Uhr, wie wir dort ankommen. Wir werden sogleich weiter auf ein Nebengeleis gefahren und halten am Bahnsteig für Militärzüge, eine gute halbe Werst vom eigentlichen Bahnhofgebäude.

Im Laufe des Vormittags erscheint Weggis bei uns und macht gewissermaßen Entschuldigung. Western, sagt er, sei aus Mariinsk nach Krasno-

jarst telegraphiert worden, für 360 Barone (russisch Baronii) Mittagessen bereit zu halten. Sie hätten aber hier offenbar nicht gewußt, was Barone seien und infolgedessen das Mittagessen für die gleiche Anzahl Schafböcke (Baranüi), nämlich Heu, herbei geschafft. Es täte ihm sehr leid, uns kein Essen geben zu können. So ist auch heute ein Hungertag!

Übrigens mag hier eingeschaltet sein, daß an der Außentür unseres Wagens, wohl von einem naseweisen Wächter die Aufschrift gemacht war: „Reserviert für baltische Barone!“ und „Tod den baltischen Baronen, den Tyrannen!“

Von den Fenstern unseres Wagens sehen wir die, der Stadt nach Südosten vorgelagerten Berge, zwischen diesen und der Stadt kann man auch den Jenissei sehen, über den die Bahn gleich hinter dem Bahnhof auf einer großen eisernen Brücke führt.

Wir hören, daß wir wohl noch eine Weile auf dem Bahnhofe werden liegen müssen, da der Soldaten- und Arbeiterrat der Stadt sich weigern sollte, uns hinein zu lassen. Vielleicht, denkt mancher von uns, geht es jetzt doch zurück! —

Da kommen wieder eine Anzahl Soldaten in unseren Wagen. Einer von ihnen sagt: Es seien so viele unbemittelte Leute in Reval und Dorpat und sie müßten jetzt unsere Sachen durchsuchen, um das, was wir etwa zu viel hätten, zum Besten dieser Armen fort zu nehmen.

Und so begann eine zweite Beraubung.

Mehr als zwei Stücke jeder Art Leibwäsche wurden niemandem gelassen, wer mehr hatte, dem wurde der Ueberschuß fortgenommen, ebenso verfuhr man, wenn einer mehr als 3 Taschentücher besaß. Die schmutzige Wäsche wurde allerdings

hierbei nicht mit gezählt. Wer außer der Fußbekleidung, die er gerade an den Füßen hatte, noch ein Paar andere bei sich hatte, dem wurde dieses genommen, gleichgültig, ob das vielleicht Filz- oder Wasserstiefel waren. Wenn einer im Besitz eines zweiten Anzugs war oder zweier Überzieher oder Pelze, der mußte das eine Stück hergeben.

Kissen, Decken wurden geraubt, desgleichen alle Stöcke, die zufällig noch zurückgeblieben waren. Nur alten Leuten wurden diese Gegenstände gelassen. Einige, die zwei Koffer für ihre Sachen hatten, mußten den einen mit dem ganzen Inhalt den Räubern überlassen. Bemerkenswert war, daß alle adeligen Herren um ein Erkleckliches mehr zu dieser „Steuer“ herangezogen wurden, als die anderen. Je ein Stück Wäsche durften die, deren Namen kein „von“ oder „Baron“ zierte, mehr behalten.

Meine kleine Handtasche, in der die Leute wenig vermuteten, wurde nur gerade geöffnet. Wiewohl ich 3 Hemden mithatte, wurde mir keines genommen, da die Anzahl nicht ermittelt wurde.

Unser Kommissar Radschischewsky hatte sich übrigens bei diesen beiden Raubüberfällen gar nicht gezeigt. Er hat die ganze Zeit über eine gewisse wohlwollende Zurückhaltung uns gegenüber zur Schau getragen, die handelnden Personen waren stets Weggis, oder sonst einige von den Soldaten. So hatten wir ein gewisses Vertrauen zu ihm gewonnen. Erst später hörten wir, daß er um nichts besser, als die anderen gewesen sei, und alle Maßregeln gegen uns, auch die Raubüberfälle, nicht nur gutgeheißen, sondern zu ihnen gedrängt habe.

Mehrere von uns meinten, daß die Raubüberfälle dadurch veranlaßt seien, daß wir durch unsere Einkäufe zeigten, daß wir viel Geld bei uns hätten. Das dürfte doch wohl nicht so ganz stimmen. Die Absicht, uns zu berauben hat jedenfalls schon in Dorpat bestanden und dort war ja auch der Anfang damit gemacht worden. Die Abnahme des Geldes war damals nur wegen Mangel an Zeit unterbrochen worden und es war gleich gesagt worden, daß uns das Geld später genommen werden würde.

Unterdessen vergeht die Zeit, es wird Nacht und wir sind immer noch im Zuge auf dem Bahnhof vor Krasnojarsk. In der Nacht gehen Wachen auf dem Bahnsteig vor unseren Wagen auf und nieder. Einer von ihnen trägt den hellen Pelz von Baron Tiesenhanzen, der uns allen so gut bekannt ist.

Am Morgen sehen wir auch durch das Fenster die Heizerin, die früher so viel für uns eingekauft hatte und bis jetzt verhaftet gewesen sein soll.

## 11. Die Ankunft in Krasnojarsk.

Am Sonntag, den 10ten März, vier Wochen nach unserer Verhaftung, wird uns um 10 Uhr Morgens die Weisung erteilt, unsere Sachen zusammen zu nehmen, da wir den Wagen verlassen sollen. Dann gehen wir, jeder mit seinem Gepäck auf den Bahnsteig, der von Soldaten abgesperrt ist. Außerhalb der Absperrung haben sich einige Neugierige eingefunden, um den seltenen Anblick zu genießen, mehrere hundert Gefangene der höheren Klassen (Burshuis), meist Edelleute, Barone, zu sehen. Man hört unter ihnen estnisch sprechen.

Auf dem Bahnsteig müssen wir uns wieder in Reihen zu vieren aufstellen und zwar in zwei getrennte Gruppen, die Revaler und wir, in einem Abstand von etwa 100 Schritt, jedenfalls so weit, daß es kaum möglich ist, auch nur einen von ihnen zu erkennen, zumal sie ja alle durch große Bärte und magere und ungewaschene Gesichter unkenntlich sind.

Die Aufstellung nimmt viel Zeit in Anspruch, da wir aus den Personenwagen nur einzeln diese verlassen können. Dann wird die Erlaubnis erteilt, daß jeder, der seine Sachen nicht tragen zu können, diese ablegen darf, sie würden alle an den Ort unserer Bestimmung gebracht werden. Wo dieser Ort ist, ob wir weit zu gehen haben, oder nicht, weiß keiner.

Erst will niemand der Aufforderung Folge leisten, doch nachdem der Erste seinen Koffer niedergelegt hat, türmt sich bald ein Haufen von Gepäck aller Art, Handkoffer, Plaidriemen, Rucksäcke, Reiseetaschen auf dem Bahnsteig auf.

Von den Schweden und von der Schwester, die wir seit vielen Tagen nicht mehr gesehen haben, ist auch hier nichts zu erblicken. Wie wir später hören, wurden sie erst nach unserem Abmarsch aus ihrem Wagen herausgelassen.

Wie alle, die solches wünschten, ihr Gepäck niedergelegt haben, beginnt ein namentlicher Aufruf in alphabetischer Reihenfolge. Als der Name „Thomson, Alexander“ gerufen wird, ruft einer „Hier“. Der Name von Baron Roman Tiefenhanzen bleibt unbeantwortet. Nach unsren werden die Namen der Revaler aufgerufen. Bemerket sei, daß wir unterwegs die Listen der aus Reval verschleppten Herren erhalten hatten, so daß wir wissen, wer sich unter ihnen befindet. Verschiedene nahe Angehörige, Väter und Söhne, Brüder und Schwäger waren so 17 Tage in nächster Nähe von einander gewesen, ohne sich sehen und sprechen zu können. Und das sollte, wie die Folge zeigt, auch weiter so bleiben, wenn schon einige Ausnahmen gemacht wurden.

Hierauf wird Alten und Kranken gestattet, auch zu dem Gepäckhaufen zu treten um mit diesem zusammen im Kraftwagen zum Orte unserer Bestimmung gebracht zu werden. Einige machen davon Gebrauch. Dann wird wiederum: „Marsch, marsch!“ kommandiert und umgeben von Wachen setzen wir uns in Bewegung. Zuerst geht es ein Stück Weges den Bahnsteig entlang, dann rechts über weite Geleisanlagen in eine Vorstadtstraße an das Ufer des Jenissei.

Dieser Fluß, hier noch ziemlich in seinem Oberlauf — stromauf ist er aber doch durch 300 Werst schiffbar — ist doch auch hier schon recht ansehnlich, etwa von der Breite des Rheines bei Mainz. Vom anderen Ufer grüßen die Berge herüber. Es ist schönes klares Wetter. Der leichte Tau hat die Straßen noch nicht in Moräste verwandeln können. Schnee ist wenig vorhanden, Schlitten sieht man garnicht, alles fährt im Wagen. Die Droschkenkutscher mit entsetzlich schlechten verbrauchten Gefährten und elenden Kleppern tragen alle große Pelze, die bis zu den Knöcheln herabreichen und außen mit Renntierfell überzogen sind.

Wir gehen eine Weile längs des Flußufers, dann biegen wir wieder links in eine breite Straße mit kleinen, meist einstöckigen Holzhäusern. Die Häuser sehen alle so unsauber und unansehnlich aus. Mir ist aufgefallen, daß wir auf dem ganzen Marsche nur an einem einzigen Hause mit Vorhängen an den Fenstern vorüber gekommen sind. Dieses Haus fiel darum auch gleich auf, es sah so anheimelnd aus, ich bin überzeugt, daß Deutsche darin wohnten. Vorüber geht es an der Brauerei „Bohemia“ am Spritzenhaus, über eine breite Straße, an deren Ende man eine große Kirche erblickt, über einen weiten Platz.

Der Kraftwagen mit unseren Sachen ist unterdessen an uns vorübergefahren, einige Herren saßen auf dem Gepäck. Jetzt begegnet er uns wieder, er kommt leer zurück, um noch den Rest abzuholen. Auf Grund der Begegnung mit ihm berechnen wir, daß wir nicht mehr sehr weit zu gehen haben können, also bleiben wir zunächst wenigstens in der Stadt.

Da sehen wir in nicht allzugroßer Entfernung vor uns ein großes, weitläufiges, mehrstöckiges Gebäude, das von einer hohen Mauer umgeben ist. Haus und Mauer sind weiß getüncht und darum weithin sichtbar. Diesem Hause steuern wir zu. Wie wir näher kommen, zeigt sich über dem Eingangstor in der Mauer in großen schwarzen Buchstaben die Aufschrift: „Kraßnojarsker Gouvernements Gefängnis.“ Dieser Titel ist übrigens ein vergessener Rest aus zarischer Zeit. Jetzt heißt die Anstalt: „Haus zum Einschließen“, an seiner Einrichtung und an seiner Ordnung, erst recht an seinem Zweck ist aber mit der Namensänderung sonst nichts geändert worden.

Wir gehen gerades Weges auf das Tor zu, das zu unserem Empfang seine gastlichen Flügel öffnet, schreiten hindurch und kommen zunächst auf eine gepflasterte Straße, an deren beiden Seiten sich breite Gräben hinziehen, deren äußere Ränder mit jungen Pappeln bepflanzt sind. Hier mag eingeschoben sein, daß soweit ich durch Sibirien gekommen bin, ich nur Pappeln angepflanzt gesehen habe. In Gehöften, an Bahnhöfen, in den Städten — immer nur Pappeln. Ob der Baum hier besonders gut gedeiht, oder ob es der sibirische Modebaum ist, habe ich nicht erfahren können.

Links von der Straße sind eine Anzahl kleinerer und größerer Holzhäuser, in denen die Angestellten des Gefängnisses wohnen. Gleich das erste hinter dem Tore ist recht stattlich, zweistöckig mit einem Balkon, das ist die Wohnung des Direktors, jetzt natürlich auch Kommissar genannt. Rechts ist ein großes, zweistöckiges getünchtes Steingebäude, in dem sich ein weiter Torweg befindet. Es ist, wie ich später erfuhr, das Verwaltungsgebäude. Durch das Tor gelangt man zum eigentlichen Gefängnis.

Zwischen den Pappeln und diesem Gebäude zieht sich ein mit Ziegelsteinen gepflasterter Steig hin. Wir schwenken nun von dem Tor nach rechts, überschreiten eine Brücke, neben der unser Gepäck, soviel davon angekommen ist, liegt und nehmen dann auf dem erwähnten Fußsteig Aufstellung.

Wieder bleiben wir in getrennten Gruppen, die Revaler vor dem Tor und wir um ein gutes Stück weiter nach links. Wir legen unser Gepäck ab und allmählig macht sich jeder so bequem, wie es nun gerade geht. Man setzt sich auf seine Sachen oder auf die Ziegelsteine des Pflasters, die in der Sonne schon durchwärmt sind, andere gehen herum, begrüßen gute Bekannte, Freunde und Verwandte aus den anderen Wagen, von denen man ja jetzt 10 Tage getrennt gewesen ist. Man erzählt sich seine Reiseerlebnisse, bespricht seine Aussichten, kurz an Gesprächsstoff kommt man ja nicht so leicht zu kurz. Mit den Revalern kann man immer noch nicht in Verkehr treten, doch ist man sich jetzt so nahe, daß man doch einzelne erkennt und sie aus der Entfernung begrüßen kann.

Heute Morgen im Wagen waren unsere Vorräte die gestern Abend schon sehr zusammengeschrumpft waren, fast gänzlich erschöpft. Ein kleines Stückchen trockenen Brotes hatten wir uns am Abend für alle Fälle doch noch abgepart und es am Morgen verzehrt, freilich ohne Wasser, geschweige denn Tee dazu zu haben. Kurz vor dem Ausbruch hatte unser Ältester dann noch ein Stückchen Speck erhalten, das er jetzt unter uns verteilte, so daß jeder ein Häppchen, kaum größer als ein Taler, erhält. Ein freundlicher Nachbar aus einer anderen Gruppe gibt mir dann noch einen Becher lauwarmen Tee aus seiner Thermosflasche. Das war das Frühstück, — die Uhr war nach gerade 12 ge-

worden — und wie sich später zeigte, sollte das auch unser heutiges Mittagessen sein.

Trotz Hunger und Durst war der Aufenthalt hier in frischer Luft doch angenehmer, als in den dumpfen Eisenbahnwagen, wo wir ja auch oft genug Mangel gelitten hatten. Das Wetter war schön. Solch ein stundenlanges Warten freilich bei Schneesturm und kaltem Wetter wäre furchtbar gewesen. So aber freuten wir uns der guten Luft und des Sonnenscheins.

Schon bald nach unserer Ankunft auf dem Gefängnishof war Befehl erteilt worden, die für uns bestimmten Räume zu säubern. Bald erschien auch ein Mann mit mehreren Besen und verschwand im Torweg. Also Sauberkeit gibt es hier auch. denken wir, doch überläuft uns ein Grauen, wie wir uns das Ungeziefer in dem Gefängnis vorstellen. Daß das Fegen ebenfalls eine recht oberflächliche Säuberung ergeben werde, ist ja klar.

Endlich, nach 1 Uhr beginnt man mit dem Namensaufruf. Zuerst kommen die Estländer. Wessen Namen aufgerufen ist, geht mit seinen Sachen durch das große Tor. An der linken Seite des Tores haben sich Angestellte des Gefängnisses aufgestellt, die uns jetzt in Empfang nehmen. Rechts stehen unsere bisherigen Begleiter mit dem Kommissar und Weggis. Unter Gelächter, Spott und rohen Scherzen der Schergen muß jeder Einzelne durch das Tor. Auch an Tätlichkeiten fehlt es nicht. So wird einem alten Herrn, ohne Ursache mit der flachen Klinge über den Rücken geschlagen, diesem oder jenem wird ein Kolbenstoß versetzt.

Mein Name beginnt nach dem russischen Alphabet mit einem der allerletzten Buchstaben, so muß ich lange warten, es ist schon 2 Uhr, als auch ich durch das Tor gehe. Was erwartet mich dort? Ein

grauenvolles Leben in feuchter, dumpfer Zelle, gepeinigt von Ungeziefer, allen Rohheiten der Wächter überantwortet, wohl gar zu Zwangsarbeit veranlaßt, das ist es ja wohl, was wir dort zu gewärtigen haben.

Nachdem wir durch den Torweg gegangen, gelangen wir auf einen Hof, in dem sich ein anderes, weißgetünchtes Gebäude befindet, das drei Geschosse enthält, aber viel kürzer als das erste ist, das eigentliche Gefängnis. Eine Treppe von sieben bis acht steilen Steinstufen führt zur Eingangstür hinauf. Dann geht es rechts gleichfalls eine Steintreppe mit zu kurzen Stufen, so daß nur die Fußsohle, nicht aber der Hacken auftreten kann, in mehrfachen Windungen hinauf. So steigen wir durch zwei Stockwerke. In jedem Geschosß mündet auf den Treppenraum eine Tür, die mit starkem eisernen Riegel verwahrt werden kann, doch sind die Riegel jetzt zurückgeschoben, da die Türen von innen verschlossen sind. In jeder der Türen befindet sich ein Fensterchen, durch das der Wächter sich überzeugen kann, wer Einlaß begehrend die neben der Türe angebrachte Glocke gezogen hat.

Über der Tür des dritten Geschosses, die für uns geöffnet ist, befindet sich die Aufschrift „Korridor N. 6“. — Das Gefängnis besteht aus zwei Flügeln mit je 3 Geschossen, von denen jedes einen Korridor hat. — Durch diese Türe kommen wir in einen langen Gang, der gedeckt ist mit einem hohen Tonnengewölbe. Links zweigt sich bald hinter der Eingangstür ein kurzer Nebengang ab, der an einer vermauerten Tür sein Ende erreicht, während der Hauptgang auf eine vergitterte Türe mündet, die auf einen anderen Teil des Ganges

führt, der sich rechtwinklig nach links an diesen anschließt.

Wir gehen Einer hinter dem Anderen, wie wir aufgerufen wurden, schweigend den Korridor entlang. Links sind große Türöffnungen, die durch starke Eisengitter abgesperrt sind. Hinter diesen Gittern sehen wir schon unsere vor uns aufgerufenen Kameraden. An drei solchen Türen geht es vorüber, die vierte ist für uns geöffnet. Ich komme als einer der Letzten in den für mich bestimmten Raum, noch ein Paar Herren folgen, dann sind wir vollzählig. Es wird hinter uns abgeschlossen. Wir sind 24 Personen, der noch nach uns folgende Rest geht in die nächste Kammer.

Uns ist die Kammer Nr. 6 zugewiesen. Diese hat eigentlich Raum für 20 Insassen und für diese Zahl ist auch die Einrichtung angelegt. Wir sind aber 24. In einer anderen Kammer bei uns, die die gleiche Größe hat, sind 28 untergebracht und am Korridor Nr. 5, gerade unter uns, der die Revaler beherbergt, sind gar 36 in einer Kammer gleicher Größe zusammen gedrängt. Diese Kammern haben eine Tiefe von etwa 24, eine Breite von 18 und eine Höhe von 11 Fuß. Die Decke ist zwischen Eisenschienen flach gewölbt, der Fußboden besteht aus Zementguß: Wände und Decke sind getüncht. Neben der Türe befinden sich 2 Öffnungen in der Wand, die mit starken Eisenstäben vergittert sind und durch die die Wächter vom Korridor aus auch die Seiten der Stube, besonders die Liegestatt übersehen können. In der Wand, der Türe gegenüber befinden sich die nicht großen vergitterten Fenster. An der linken oberen Ecke ist das Heiligenbild vorschriftsmäßig angebracht. In der Mitte der Stube hängt von der Decke ein vogelbauerähnliches Drahtgestell herab,

wie sich später erwies, ist es bestimmt, die Lampe in sich zu bergen.

Die Einrichtung der Stube ist leicht beschrieben. Rechts zieht sich in der ganzen Ausdehnung der Außenwand ein Bretterlager von etwa knapp 6 Fuß Breite hin, das auf einem in den Fußboden eingelassenen Balkengerüst ruht. Auf der linken Seite ist eine gleiche Bank, doch nur bis  $\frac{3}{4}$  der Länge der Wand. Das sind die Liegestätten. Unter den Fenstern befindet sich ein großer Tisch, der den Raum von der rechten Liegestatt bis nahe an die gegenüberliegende Luerwand, dort wo diese von der linken kürzeren Liegestatt freigelassen ist, ausfüllt. Neben dem Tisch sind zwei lange, schmale Bänke. In der rechten vorderen Ecke, an der Wand zum Gange und an der Luerwand ist je ein Kleiderrechen und links neben der Thür ein Bord an der Wand befestigt. Der Tisch hat unter der Platte 20 offene Fächer, um dort seine Lebensmittel zu verwahren. Die Tischplatte ist nur lose auf das Untergestell aufgesetzt und läßt sich abheben, dergleichen die einzelnen Bretter der Liegestatt. — In der linken Luerwand befinden sich zwei mit durchloctem Blech geschlossene Oeffnungen zum Eintritt heißer Luft, denn das ganze Gebäude hat eine Anlage für Heißluftheizung. Das ist die ganze Einrichtung unserer Stube.

Nachdem wir nun alle 24 diese Stube betreten haben, wird das Gitter hinter uns geschlossen und wir sind auf unbestimmte Zeit für ein ungewisses Schicksal im Gefängnis untergebracht. Besonders schwer lastet auf uns allen, daß wir nicht wissen, was doch sonst jeder Gefangene weiß: was uns bevorstehe und für wie lange Zeit wir unserer Freiheit veraubt seien. Schon einen ganzen Monat werden wir gefangen gehalten, sind ein hal-

bes tausend Kilometer von unserer Heimat verschleppt worden und noch ist uns nicht einmal gesagt worden, wessen man uns anklagt, geschweige denn, daß wir vor irgend ein Gericht gestellt worden wären.

Wenn wir auch der Hilfe des mächtigen Deutschen Reiches gewiß waren, dessen gewaltigen Siegeszug wir mit mehr als gewöhnlicher Teilnahme auch während unserer Fahrt nach den spärlichen Zeitungsmittellungen verfolgt hatten, so liegt doch, — dieser Einsicht können wir uns nicht verschließen — in der Unabhängigkeit aller örtlichen Räte von der Hauptregierung eine Gefahr, die unseren Aufenthalt hier ins Ungewisse verlängern, ja auch unsere Rückkehr beliebig unterbrechen kann. Diesen besorgniserregenden Erwägungen können wir uns nicht entziehen, und so bilden sie auch während unseres ganzen Aufenthaltes im Krasnojarsker Gefängnis den Mittelpunkt unserer Gespräche.

Als wir in unserer Stube eingeschlossen sind, ist das Erste, was wir tun, daß wir das ganze Gemach einer gründlichen Säuberung unterziehen. Denn die soeben vollführte Reinigung war ersichtlich nur um der Form zu genügen erfolgt und hatte sich wohl auf den freien Raum des Fußbodens zwischen den beiden Lagerstätten beschränkt. Einen Besen, wenn auch ohne Stiel, finden wir vor, und so kann die Arbeit beginnen. Zunächst werden alle Bretter der Liegestatt abgeräumt und dann wird der ganze Fußboden gründlich gefegt. Ein großer Haufen Schmutz und Staub sammelt sich und wird vor der Thür zusammengekehrt, von wo er dann später fortgebracht werden kann.

Amherst angenehm ist unsere Überraschung, als es sich erweist, daß nirgends Spuren von Un-

geziefer zu erblicken sind. Die Ursache für diese in einem russischen Gefängnis wohl seltene Tatsache, mag in dem Umstande liegen, daß dieser Teil des Gefängnisses seit der Freilassung der politischen Gefangenen im März 1917 nicht mehr bewohnt gewesen ist. Jedenfalls sind wir die ganze Zeit über von Ungeziefer verschont geblieben, bis auf Kleiderläuse, die einige von uns, zum Teil schon in Dorpat im Lazarett, zum Teil unterwegs und auch hier in Krasnojarsk hatten.

Die Sache hing folgendermaßen zusammen: Einer der jüngeren Herren war nicht lange vor der Verhaftung von der Front, an der er als Reserveoffizier gewesen war, zurückgekehrt und hatte versäumt, sich und seine Sachen sogleich einer gründlichen Säuberung zu unterziehen. So war er denn mit seinem Ungeziefer zusammen verhaftet worden und besonders sein schöner großer Pelz war ein beliebter Aufenthaltort dieser Tierchen. Gerade dieser große Pelz war aber auch gleichzeitig sehr beliebt als Unterlage auf den harten Brettern im Eisenbahnwagen und wer ihn als Matratze benutzt hatte, war bald von starkem Jucken geplagt. Endlich kam man hinter die Ursache und nun wurde dieses Ungeziefer mit allen verfügbaren Mitteln bekämpft. Unsere recht reichhaltige Reiseapotheke, die gelegentlich beim Aufenthalt in den Städten mit Hilfe der Schwester zusammengelaufen worden war, half bei der Vertreibung mit und so wurde man denn, besonders nachdem wir baden können, von dieser Plage befreit. Dennoch galt es auch weiter darauf zu achten, daß sich kein Ungeziefer entwickelte und diese sogenannten „Lauseparaden“, das Durchsuchen der Wäsche, bot viel Anlaß zu Scherz und Heiterkeit. Die Kleiderlaus ist übrigens leicht zu vertilgen,

da sie ihre Eier nicht in die Haut oder an die Haare ablegt, sondern in Kleider und Wäsche.

Nachdem nun diese gründliche Säuberung unserer Kammer durchgeführt ist, beginnen wir unser künftiges Leben, soweit es sich tun läßt, zu regeln. Zunächst schließen wir uns zu vier Tischgesellschaften zusammen, von denen sich jede einen Tischältesten wählt. In meiner Gesellschaft wird dieses Amt mir übertragen. Der Älteste empfängt die Lebensmittel und Anderes, was uns mit der Zeit gebracht wurde und verteilt es unter seine Gesellschaft. Alle Arbeiten in der Kammer werden je einen Tag von jeder der Tischgesellschaften besorgt und die Zuteilung der Arbeit an jeden Einzelnen ist wiederum Aufgabe der Ältesten. Solche und ähnliche Obliegenheiten sind ihm übertragen. Hierauf wird der Stubenälteste gewählt, der die Angelegenheiten der Stube dem Kommissar und der Gefängniswache gegenüber, aber auch in unserem eigenen Vorstande zu vertreten hat. Dieses Amt übernimmt mein Schwager Baron Georg Engelhardt. Endlich wird noch ein Proviantmeister gewählt, der auch die Einkäufe besorgt, denn auf dem Gefängnishofe befindet sich ein Laden, in dem die Insassen des Hauses Lebensmittel, Tabak, Papier und ähnliches kaufen können. Der Proviantmeister erhält alle Lebensmittel für die ganze Stube und teilt sie dann nach Möglichkeit in vier gleiche Teile für jede der Tischgesellschaften, doch mußte der Älteste sie dann wieder in je 6 Teile zerlegen. Natürlich kam es oft vor, daß nicht alle Teile ganz gleich ausfielen, dann wurden sie unter denen verlost, die Anteil an ihnen hatten.

Wir sind noch nicht lange mit dem Aufräumen unserer Stube und den Wahlen fertig, da erscheint

der Wächter an der Gittertüre und teilt uns mit, daß wir, da wir zu spät hier angekommen seien, heute kein Mittagessen erhalten würden. Eine angenehme Aussicht. Es wird jetzt 3 Uhr und noch haben wir außer einem Stück trockneuen Brotes und einem Happen Speck nichts gegessen! Weiter sagt er, wir würden von morgen an jeder zwei Pfund Brot täglich erhalten. Da wir in das Gefängnisbuch noch nicht eingetragen seien, könnten wir auch dieses heute noch nicht erhalten. Ich glaube, wir schauen alle bei dieser Mitteilung recht verdrießlich drein. „Doch“, fährt er fort, wir haben beschlossen, Euch auch heute schon ein Pfund Brot zu geben, aber morgen erhaltet Ihr dann auch nur ein Pfund. — Wißt Ihr auch warum? — Weil Ihr das Brot von morgen zur Hälfte schon heute empfangen werdet!“ So bringt er Frage und Antwort selbst in Einem vor. Dann entfernt er sich, nachdem er noch die Türe soweit geöffnet hat, daß wir den aufgetürmten Rehrichthausen auf den Gang hinauschieben können.

Nicht lange danach, etwa um 1<sup>2</sup>/<sub>4</sub> Uhr werden zwei von uns beordert, heißes Wasser und das Brot aus der Küche abzuholen. Das Brot, aus reinem Roggenmehl gebacken, ist vorzüglich und mundet allen aufs beste. Es wird Tee gemacht und um unseren Hiesenhunger zu stillen, nehmen wir einige unserer Konservenbüchsen hervor.

Etwa um 1<sup>2</sup>/<sub>6</sub> Uhr erscheint der Wächter wieder am Gitter und teilt uns mit, daß er kurz vor 6 Uhr pfeifen werde, dann müßten wir uns alle in einer Doppelreihe aufstellen, denn um 6 Uhr erscheine der Beamte zum Appell. Hierauf wird das Gitter geöffnet und uns bedeutet, daß wir auf den Gang und zum Abort gehen könnten.

Gleichzeitig wird ein mächtiges Blechgeschirr mit einem Deckel versehen in unsere Stube hereingetragen und neben die Türe gestellt. Auch eine kleine, schlecht brennende Petroleumlampe wird uns gegeben, die in dem Drahtgestell untergebracht wird. Gleiche Lampen hängen in gleichen Gestellen im Korridor. Kurz vor 6 Uhr, nachdem wir schon alle wieder in unserer Stube sind und das Gitter verschlossen ist, ertönt ein greller, lauter Pöiff, der im Gewölbe des Ganges seinen Widerhall findet. Man hört Schritte auf dem Gange. Sprechen, Klirren von Schlüsseln und Eisengittern. Dann wird auch unser Gitter geöffnet und es erscheint ein Beamter mit Säbel und einer großen Pelzmütze, in der einen Hand ein aufgeschlagenes großes Notizbuch, in der anderen einen Bleistift. Mit schiefem Kopf geht er die Reihe entlang mit dem vorgestreckten Bleistift zählend, stellt er fest, daß die Doppelreihe aus 12 Mann, also im ganzen 24 Mann, bestehe und macht die entsprechende Eintragung in sein Buch. Baron Engelhardt hatte als unser Ältester sich vor der Reihe aufgestellt. Er bedeutet ihm kurz, sich in die entsprechende Lücke zu stellen. Nachdem er die Eintragung gemacht hat, geht er hinaus und die Türe wird wieder verschlossen.

Noch eine Sache wurde gleich anfangs von uns geregelt. Es war streng von unserem Stubenältesten angesagt worden, daß, um allen Mißverständnissen vorzubeugen, niemand von uns sich mit den Wächtern in ein Gespräch einlassen dürfe. Wenn mit diesen irgend etwas gesprochen werden müsse, solle dies ausschließlich durch den Stubenältesten oder durch unsere allgemeinen Vertreter, Herrn von Brümmer und Landrat Baron Stadelberg geschehen.

Nach dem Appell teilt uns der Schließer mit, daß er morgen früh vor 6 Uhr wieder pfeifen werde, wir sollten uns alsdann erheben und uns wieder in Doppelreihen aufstellen, denn um 6 Uhr fände der Morgenappell statt. Von 6 Uhr Abends bis 6 Uhr Morgens blieben auch tatsächlich die Türen vollkommen geschlossen. Das große Blechgeschirr, die „Parascha“, das neben unserer Türe aufgestellt war, hatte die Bestimmung, uns während der 12 Nachtstunden zum Befriedigen unserer Notdurft zu dienen.

Zeitig sucht man sein Lager auf, denn an Lesen etwa ist bei der knappen Beleuchtung nicht zu denken. Wir hatten die Liegestatt schon gleich unter uns geteilt, wenn man zwei kürzere Leute auf der umgekehrten Tischplatte unterbrachte, hatte jeder von uns übrigen 22 Personen einen Raum von knapp 2 Fuß Breite und 6 Fuß Länge als Lager. Mit seinem Gepäck, mit Pelzen und wer es hatte, mit Kissen und Decke, macht man sich dann ein Lager zurecht, — viele schliefen freilich auf den blanken Brettern, allenfalls hatte der Oberkörper eine Unterlage, — legte sich nieder und versuchte, so gut es ging, zu schlafen.

Außer meinem kleinen Beutel, den ich mir statt eines Kissens unter den Kopf legte, stand mir nur ein kurzer Jagdpelz zur Verfügung, der nicht bis ans Knie reichte. Die nach oben gefehrten Ärmel und der Kragen machten mir dann, an den Beutel gelehnt, das Kopfkissen weicher, die eine Hälfte des Pelzes diente als Matraze, die andere als Decke, so legte ich mich nieder.

An Schlafen war kaum zu denken. Immer wieder kam ich mit meinen beiden Nachbarn rechts und links in Berührung. Bald waren meine Knie, die auf den bloßen Brettern lagen, empfindlich, bald

die Knöchel. Da ich volle 6 Fuß messe, hingen meine Füße über den Rand der Liegestatt und die Stelle, mit der sie auf dem Rande auflagen, schmerzte gleichfalls. Anziehen konnte ich die Beine nicht, da ich sonst meine Nachbarn störte oder von ihnen gestört wurde. — Allmählig habe ich mich freilich auch an solch ein Schlafen gewöhnt, aber auf mehr als 4 Stunden habe ich es in all den 10 Wochen auf den verschiedensten Schlafgelegenheiten nicht gebracht, mit Ausnahme einer Nacht, in der ich etwa 6 Stunden geschlafen habe.

Die Revaler haben es übrigens noch enger gehabt. Dort ist es in einigen Stuben so gewesen, daß mitten in der Nacht alle sich auf Kommando von einer Seite auf die andere legen mußten.

Wie ich so schlaflos auf meinem Lager ausgestreckt bin, sehe ich, daß ein anderer Herr, der offenbar auch nicht schlafen kann, anfängt, im Zimmer auf und ab zu gehen. Da nähert sich außen auf dem Gang der Wächter und bleibt an unserem Gitter stehen. Nun geht auch der Herr an die Tür und es entwickelt sich bald ein Gespräch zwischen beiden, das eine gute Weile dauert. Am andern Morgen erzählt mir der Herr, der Wächter habe ihm dies und das gesagt. Ich erwidere ihm darauf: „Es ist uns doch gestern noch dringend untersagt worden, uns mit den Wächtern zu unterhalten.“ Darauf meinte jener: „Das bezieht sich doch nur auf Studenten und andere junge Leute, ich habe in meiner Praxis viel mit Gefängnissen zu tun gehabt und weiß, wie man mit diesen Leuten umgeht.“ Nun der Herr wurde vom Vorstande gebeten, solche Unterhaltungen zu unterlassen, das Verbot erstreckte sich durchaus auf Alle und nicht nur auf die ganz Jungen.

Ich erwähne dieser Sache hier nur, weil sie bezeichnend dafür ist, wie sehr, besonders eine Anzahl älterer Herren, die wohl Disziplin als durchaus notwendig verlangten und oft über Disziplinlosigkeit schmälten, dennoch sich außer der Disziplin befindlich wähnten. Solche und ähnliche Vorkommnisse, die wenn auch nicht häufig, doch immer wieder vorkamen, haben manchen Arger und manchen Mißton in unsere Gesellschaft gebracht, die sonst im Allgemeinen doch gut zusammen stimmte.

Am Morgen bald nach 5 Uhr ertönt der erste gellende Pfiff, man erhebt sich allmählig von seinem Lager, streckt sich, dehnt sich, gähnt. Wohl keiner hat sich wirklich ausgeschlafen. Fast die ganze Nacht über ist es nicht still im Gefängnis, man hört im Gang und von den anderen Stuben jedes stärkere Geräusch, Schritte auf dem Steinfußboden, Husten und ähnliches. Auch die, während der ganzen Nacht andauernde Benutzung des Blechgeschirres, dessen Deckel sich nur mit Geräusch öffnen und schließen läßt, verscheucht den Schlaf. Wer Wasser von gestern Nachmittag übrig behalten hat, putzt sich die Zähne, man kämmt und bürstet sich und kleidet sich an, soweit man sich gestern überhaupt entkleidet hatte.

Die Pfliffe wiederholen sich mehrmals, endlich um 6 Uhr hört man das Geklapper der Schlüssel, eilige Schritte hallen auf dem Gange, wir stellen uns auf und bald erscheint auch ein Beamter, diesmal ein anderer, der aber wie der gestrige, mit vorgestreckter Bleifeder und schiefem Kopf die Reihe abschreitet und feststellt, daß alle 24 noch auf dem Plaze sind. Nachdem er sich entfernt hat, wird nach einer Weile die Thür geöffnet und

wir werden in den Waschraum gelassen. Unterdessen wird das große Blechgefäß hinausgetragen.

Der Waschraum ist eng und hat, gleich dem hinter ihm liegenden Abort zerbrochene Fensterscheiben, so daß es in ihm kalt und zugig ist. In einem Troge etwa in Kopfhöhe befindet sich Wasser, unten am Troge sind Metallzapfen, die man hinaufdrücken muß, um Wasser zu erhalten. Auf diese Weise kann man nur wenig Wasser zur Zeit bekommen und die Säuberung hat einige Schwierigkeiten. Unten ist dann ein breiterer Trog, der das benutzte Wasser auffängt, und aus dem es in darunter stehende große Eimer abfließt.

Der Abort ist unglaublich ursprünglich eingerichtet, um ein Luftrohr gruppieren sich vier Sitzgelegenheiten. Jemand eine Scheidewand ist nicht vorhanden, ebenso fehlt jeder Deckel. Sein Geschäft muß man völlig offen, vor aller Augen verrichten. Und Zuschauer sind immer vorhanden, denn hier wie auch im Waschraum muß man in der Reihe stehen, bis man seine Wünsche erfüllen kann. 3, 4, 5, stehen hinter einander, sind wir doch 152 Personen und dabei sind 7 Waschstellen vorhanden und an anderen Orten, wie gesagt 4. Allerdings werden nicht alle gleichzeitig hinausgelassen, sondern immer nur eine Stube zur Zeit, die nächste aber, ehe die vorige noch fertig ist, so daß doch meist etwa 50 Personen gleichzeitig diese Gelegenheiten benutzen. Tagsüber, d. h. zwischen 6 Uhr Morgens und 6 Uhr Abends wird man 4 Mal aus der Kammer hinausgelassen.

Die Neußerung eines unjeres Wächters verdient hier auch festgehalten zu werden. Einmal wunderte er sich einem von uns gegenüber, daß wir uns so lange wünschen und so viel Wasser verbrauchten und sagte dann schließlich: „Ich kann das nicht

begreifen. Ihr seid gebildete Menschen und wascht Euch täglich, und noch dazu Teile des Körpers, die man ja gar nicht sieht! Merkwürdig!”

Zwischen 7 und 8 Uhr werden die Betreffenden, die an der Reihe sind, beordert, heißes Wasser und das für den ganzen Tag bestimmte Brot aus der Küche zu bringen. Dann folgt das Frühstück, zu dem wir dank den „Schweden“ und zum Teil auch durch eigenen Ankauf, meist Butter, manchmal auch Wurst, Speck und Schinken haben. Zwischen 12 und 1 Uhr ist Mittag. Es gibt eine Suppe, die gut schmeckt, aber eigentlich nur Spülwasser enthält, das mit Lorbeerblättern, Pfeffer und einem Stückchen Fleisch wohlschmeckend gemacht ist. Außerdem enthält die Suppe etwas Grütze oder einige Kohlblätter und knapp eine halbe Kartoffel für jeden von uns, diese „halbe Kartoffel“ hat die ganze Zeit über zu viel Scherz Anlaß gegeben. Bei der Verteilung, die von den Tischältesten der Reihe nach besorgt wird, muß streng darauf geachtet werden, daß das „Dicke“ zum Schluß gleichmäßig unter alle verteilt wird. Das Fleisch, das neben der Suppe gegeben wird, war an den ersten Tagen etwa  $\frac{1}{4}$  Pfund gutes Rindfleisch, später gab es nur  $\frac{1}{15}$  Pfund Sehnen für jeden. Mittwochs und Freitags gab es kein Fleisch, wer wollte, konnte sich etwas Fastenöl (Hanföl), das aus der Küche frei geliefert wurde, zur Suppe gießen.

Um 4 Uhr Abends gibt es wieder Tee, das ist die letzte von der Verwaltung des Gefängnisses vorgesehene Mahlzeit am Tage. Man muß sich reichlich versorgen und sparen, so daß man genug Tee oder Wasser übrig behält um dann etwa um 8 Uhr nach dem Abendessen noch einen Krug Tee trinken zu können und zum Zähneputzen am an-

deren Morgen auch noch Wasser übrig zu haben. Dieses Abendessen müssen wir uns selbst beschaffen.

Die Suppe und das heiße Wasser wurde in großen Kübeln, die von zwei Mann getragen werden mußten, herein gebracht. Den Tee erhielt man als sogenannten „Ziegeltee“, in gepreßten Tafeln, in der Küche für jeden Tag zugeteilt. Auch Tee kauften wir uns noch zu dem uns gelieferten hinzu, da wir sonst nicht ausgekommen wären.

Die Zinsassen der siebenten Stube, 13 Mann, hatten die Säuberungsarbeiten in den allgemeinen Räumen, dem Gange, dem Waschraume und dem Abort übernommen und hatten infolge dessen den Vorzug, daß ihre Thüre den ganzen Tag über, bis 6 Uhr Abends offen war. Sie füllen und verteilen die Lampen und sammeln sie morgens wieder ein, sie bringen jeden Abend die Blechgefäße in die einzelnen Stuben und holen sie dann nach dem Morgenappell wieder ab. Kurz sie haben eine Menge Arbeit, von der ein großer Teil recht unappetitlich ist. Ihre größere Freiheit ist ihnen von Herzen zu gönnen. In dieser Stube befindet sich auch unsere oberste Zeitung, Baron Stadelberg und Herr von Brümmer. Auch unser Arzt, ein älterer Mediziner Westphalen, der vor seinem Schlußexamen steht, lebt dort und besucht von dort aus alle Kammern mit seinem Apothekerkorb und gibt Mittel gegen Erkältungen, Zahnschmerzen, Kleiderläuse, Kopfschmerzen, Fieber und ähnliches. Zu ernsteren Erkrankungen ist es, Gott sei Dank, bei uns in der ganzen Zeit nicht gekommen. — Auch mein Bruder ist in dieser Kammer untergebracht.

Das Gefängnis umfaßt auf diesem Gange Nr. 6 und ebenso unter uns auf Nr. 5, wo die Revaler Verschleppten leben, 7 Kammern, die

sich alle an der Außenseite des Gefängnisses befinden. An der anderen Wand des Ganges sind Fenster, die auf einen geräumigen Lichthof gehen.

Aus unseren Fenstern und desgleichen von dem Gefängnishof unten, den wir später zum Spazierengehen etwa  $\frac{1}{2}$  Stunde täglich benutzen durften, sieht man die Berge, die Krasnojarsk im Westen, Südwesten und Süden umlagern. Es ist das Sajan-Gebirge, das hierher seine Ausläufer sendet, die uns einen schönen Anblick gewährten.

Auch die Stadt kann man von unseren Fenstern übersehen. Sie ist nicht klein, hat zwischen 100 und 200 000 Einwohnern und ist der Sitz der Regierung des Gouvernements Jenissei. Mehrere große Kirchen sieht man, darunter eine schöne gothische katholische Kirche mit zwei Thürmen. Auch eine lutherische Kirche ist vorhanden, doch ist die vom Gefängnis aus nicht zu sehen.

Das eigentliche Gefängnis ist ein quadratischer Bau von drei Geschossen, der einen inneren Lichthof umschließt, der voller Schutt liegt. Um dies Gebäude erstreckt sich ein weiterer Hof, der an der Vorderseite nur einen schmalen Gang läßt, der das Gefängnis vom Verwaltungsgebäude trennt, an den übrigen Seiten aber eine Menge Raum zum Spazierengehen enthält. Auf diesen drei Seiten ist er mit grobem Kies beschüttet.

In das Gefängnis hineingebaut, an einer Ecke desselben etwas heraustretend, befindet sich die Gefängnis-Kirche mit hohen gotischen Fenstern. Neben dieser ist ein rohes, überdachtes Gestell aufgebaut, in dem 7 größere und kleinere Kirchenglocken hängen, die wir übrigens niemals haben läuten hören. Wahrscheinlich finden im neuzeitlichen Rußland keine Gottesdienste für die Insassen der „Häuser zum Einschließen“ mehr statt.

Der Gefängnishof ist auf 3 Seiten umgeben von einer wohl 12 Fuß hohen, Mauer, die vierte Seite nimmt das zweistöckige Verwaltungsgebäude ein. In diesem befindet sich auch der Laden, der täglich von 2—4 Uhr geöffnet ist. In den Ecken des äußeren Hofes sind an der Mauer Aufbauten für Wächter, die aus einer Plattform bestehen, auf der ein Schilderhaus steht. An der Mauer, dem Laden gegenüber ist ein Schuppen angebaut, dessen flaches Dach gleichfalls als Aussichtspunkt für die Wache dient. Das ist das Zeughaus, in dem Gefängnisbekleidung, Geräte und ähnliches aufbewahrt werden.

An den genannten Hof stößt an der einen Seite noch ein anderer, der von ihm durch eine Mauer getrennt und durch eine Türe in dieser verbunden ist. Auf diesem Hofe befinden sich das Lazarett und die Badestube, ein Anbau am Verwaltungsgebäude.

Gleich wie der erste Tag verliefen äußerlich auch die übrigen. Die Mahlzeiten wurden im Allgemeinen nicht pünktlich eingehalten, der Mittag schwankte gar um eine Stunde, zwischen  $\frac{1}{2}$  12 und  $\frac{1}{2}$  1. Im Allgemeinen war das Benehmen der Leute gegen uns freundlich; die meisten von ihnen waren früher selbst als Gefangene, gleich uns hinter Schloß und Riegel gewesen und hatten sich dann anstellen lassen.

## 12. Der Aufenthalt im Gefängnis.

### Die erste Woche.

Wie der im vorigen Kapitel beschriebene erste Tag, verliefen im wesentlichen alle die Tage, die wir im Gefängnis in Krasnojarsk zubringen mußten. Die Zeit zwischen den Mahlzeiten wurde in der verschiedensten Weise ausgefüllt. Zum Lesen kam man nicht viel. Deutsche Bücher waren nur wenig vorhanden und ein Austauschen von Stube zu Stube war, da die Türen meist versperrt waren, nicht immer ganz leicht. Ein Buch, das in einer Stube vorhanden war, ging in dieser von Hand zu Hand, bis alle es gelesen hatten, dann gab man es in eine andere Stube weiter. Sehr beliebt war ein Detektivroman: „Das grüne Auto“, den wohl fast alle von uns in dieser Zeit gelesen haben werden.

Nach einigen Tagen ließ sich auch einrichten, daß wir aus der Gefängnisbibliothek Bücher erhielten. Diese wurde von einem alten freundlichen Popen verwaltet. Es war dort recht viel Gutes zu finden, russische Schriftsteller, aber auch westeuropäische, deutsche und englische in Uebersetzungen. Die Bücher waren gut erhalten, teils noch ganz neu. Auch ein hebräisches Altes Testament und ein griechisches Neues fanden sich dort. Ein Student der Theologie nahm sie sich, um seine Studien fortzusetzen.

Doch zum Lesen kam man überhaupt nur sehr wenig. Die immer währende Unruhe, das Geräusch störte, auch war keine einigermaßen bequeme Sitzgelegenheit vorhanden, und dann war tags bei den 3 nicht gerade großen Fenstern ja wohl Helligkeit in der Stube, doch auch nicht so viel, daß man an jeder Stelle der Stube gut hätte auf die Dauer lesen können. Die Abendbeleuchtung aber machte jeden Versuch unmöglich.

Umsoweniger wurde geschrieben. Ein großer Teil aller Gefangenen schrieb Tagebücher, die vielleicht ein wertvolles Material abgeben können, wenn sie erhalten bleiben. Auch gedichtete wurde viel. Theils waren es ernste Verse, die sich mit unserer Lage beschäftigten, mit unserer Furcht und Hoffnung, und endlich aber auch die Freude über das Geschick unserer Heimat zum Ausdruck brachten, theils waren es Gedichte heiteren Inhalts, einige in mehr als derber Form, Vorgänge aus unserem Gefängnisleben schildernd oder unseren gesamten Tageslauf darstellend. Diese Gedichte gingen von Stube zu Stube, wurden laut vorgelesen und lösten manchmal ein homerisches Gelächter aus.

Überhaupt war auch hier die allgemeine Stimmung meist heiter, was der Einzelne vielleicht an Sorgen und Befürchtungen in sich hegte, blieb wohl in seiner Brust verschlossen oder wurde nur dem einen oder anderen guten Freunde unter vier Augen mitgeteilt. Doch zu solchen Mitteilungen war nur selten Gelegenheit, denn man konnte sich kaum je zu zweien unterhalten, bei jedem Worte mußte man gewärtig sein, daß andere sich auch an dem Gespräch beteiligten. Auf den Spaziergängen, die uns schon am dritten Tage gestattet wur-

den, hatte man wohl die Möglichkeit zu persönlichem Gedankenaustausch.

Diese Spaziergänge erfolgten auf dem großen Gefängnishofe und dauerten etwa eine  $\frac{1}{2}$  Stunde. Wir Dorpater durften mit den Kevalern nicht gleichzeitig im Hofe sein, konnten aber ihre Gesichter hinter den vergitterten Fenstern des zweiten Stockes erkennen. Das Hinaufrufen zu den Fenstern war wohl verboten, dennoch wurde ab und an ein freundlicher Gruß gewechselt, ertönte ein: „Auch Du!“ hinauf und herunter; hatte doch wohl jeder von uns Verwandte oder gute Freunde auch in der anderen Gesellschaft.

Zu Zeiten wurden viele Spiele gespielt. Es war zwar nur ein Schachspiel und ein Domino vorhanden, ersteres in der Stube N. 3, das andere bei uns und zeitweilig in N. 7. Das hinderte aber nicht, daß fast in allen Stuben eifrig Schach gespielt wurde. Aus Papprosmundstücken, Besenreisern, Zündhölzchen, Pappstücken und Brot waren je nach der augenblicklichen Umgebung der Einzelnen verschiedene Schachspiele in mehreren Stuben hergestellt worden und wurden eifrig benutzt. Auch Mühle wurde gespielt.

Mit den Karten war das schon schwieriger. Bei den Raubüberfällen waren alle Kartenspiele fortgenommen worden, so daß anfangs gar nicht gespielt werden konnte. Später allerdings wurden auch Kartenspiele hergestellt und zwar aus den Papieren, in denen die Zigaretten verpackt gewesen, die man dort bekam. Es sind das Papiere auf denen eine fliegende Schwalbe in bunten Farben dargestellt ist. Das diente als Rückseite; auf die weiße Vorderseite wurden dann, je nach dem Geschick des Künstlers, die Kartenzeichen und Bilder angebracht.

Auch gezeichnet wurde viel. Die Stuben, der Korridor, dieser schön gewölbte klosterähnliche Gang, wurden im Bilde festgehalten; aus dem Fenster wurden die Berge und die zu ihren Füßen gelagerte Stadt gezeichnet, hatten wir doch sogar einen ehemaligen Schüler der Düsseldorfer Akademie unter uns. Auch an Karrikaturen fehlte es nicht, die gleich den Scherzgedichten viel Heiterkeit erregten. Da bei uns besonders anfangs kein Überfluß an Papier herrschte, wurde alles benutzt, was geeignet schien für das Bild verwendet zu werden, so wurde eine gute Zeichnung der Stube N. 6 auf Klosettpapier gezeichnet.

Anderer beschäftigten sich mit dem Entwerfen von Bauplänen für Wohnhäuser und landwirtschaftliche Gebäude, denn es waren viele Landwirte, Gutsbesitzer und Verwalter unter uns. Auch Aufstellungen von Fruchtfolgen für die veränderten landwirtschaftlichen Verhältnisse in der Heimat dienten als Beschäftigung, ebenso wie Vorschläge über Wirtschaftskosten und Ertrag.

In der Stube N. 7 fand ein Unterricht der englischen Sprache statt, der aber leider nur auf die Insassen dieser einen Stube beschränkt bleiben mußte, trotzdem wohl auch sonst mancher an ihm hätte teilnehmen wollen, doch mangelte hierzu die Sicherheit der Freizügigkeit.

An allerhand Tischgerät litten wir empfindlichen Mangel, besonders nachdem am 12ten uns Messer und Gabeln genommen worden waren. Zwar hatten wir vor dem ersten Mittagessen, am 11ten von den „Schweden“ jeder einen runden hölzernen Löffel erhalten, so daß wir nicht genötigt waren, den flüssigen Teil unserer Suppe zu trinken, das spärliche „Dide“ aber mit den Fingern aus unseren Trinkbechern herauszufischen. Das

war aber auch so ziemlich alles, was wir an Tafelgeschirr besaßen.

Da war dann die Herstellung von verschiedenem Gerät eine angenehme Beschäftigung. Gelegentlich erhielt man einen Scheit Holz, der sich leicht spalten ließ und schnitzte dann daraus Buttermesser, auch Gabeln mit zwei bis vier Zinken, Teller, allerdings viereckige, eigentlich mehr Brotplatten, die aber doch als Unterlage auch für Fleisch und Speck dienen mußten. Auf der Rückfahrt, wo wir zum Heizen Holz erhielten, wurde dieses Schnitzen noch viel eifriger betrieben, als im Gefängnis, da ja hier nur, wie später ausführlicher erzählt werden wird, sehr wenige Messer vorhanden waren. Ich habe mir im Gefängnis als Erinnerung an diese Zeit aus Lärchenholz ein Papiermesser geschnitzt, das mit den Namen meiner Stubengenossen beschrieben ist.

Eine beliebte Abendbeschäftigung waren allerhand Kraftproben. Das war auch für die Unbetheiligten ein Genuß, kräftige, meist jugendliche Körper in voller Anspannung aller Kräfte sich so betätigen zu sehen. Auch der Gesang wurde wieder gepflegt, allerdings war er nach dem Abendappell verboten.

Eine Sache hat dann alle lange Zeit beschäftigt, allerdings die meisten nur mit Gedanken und Worten, mit der Tat nur wenige.

Es war der Gedanke aufgetaucht, wir sollten uns alle für die Zukunft ein gleiches Erinnerungszeichen schaffen, das auch noch spätere Geschlechter an unser Schicksal gemahnen mag. Die Verhandlungen hierüber, die später auch zu den Estländern hinuntergelangten, haben uns all die Zeit hindurch immer wieder beschäftigt, haben veranlaßt, daß verschiedene Entwürfe gezeichnet wurden, doch

ist es leider zu einem einheitlichen Beschlusse in dieser Sache nicht gekommen. Vor allem war die Frage zu entscheiden, ob das Erinnerungszeichen ein Ring oder ein Schildchen sein sollte und nervös erregt wie man war, außerdem wohl auch, weil man sich niemals gemeinsam aussprechen konnte, kam eine große Spaltung in die ganze Gesellschaft, die einen wollten nur vom Ringe etwas hören, die anderen nur vom Schilde, und natürlich einige von gar nichts. Endlich wurde von der Mehrzahl von uns beschlossen, einen Ring mit den drei Bitterfenstern machen zu lassen, während die Revaler sich auf ein Schildchen an der Uhrkette zu tragen, einigten. Unseren Zustand aber kennzeichnet es, daß diese, an sich doch so unwichtige Sache, uns alle durch Wochen so in Atem hielt.

Montag, den 11ten März Vormittags erschien der Gefängnisarzt in Begleitung von Dr. Mirbach mit zwei Krankenschwestern bei uns, um alle alten und kränklichen Gefangenen, besonders solche, die Diät halten mußten, aufzuschreiben. Bei den letzteren handelte sich vorherrschend um Zuckerkranke, denen auch schon unterwegs, dank der Fürsorge unserer barmherzigen Schwester zum Teil wenigstens hatte Krankenkost verabfolgt werden können. Hier mag eingeschaltet werden, daß gerade die Zuckerkranken diese ganze Verschleppung verhältnismäßig gut überstanden haben, einige haben sich sogar durchaus in dieser Zeit in ihrem Gesundheitszustand verbessert.

Der Arzt schien ein nicht unfreundlicher, aber recht gleichgültiger Mann zu sein, während die beiden Krankenschwestern, beides ältere Damen, eine mit fast weißem Haar, ein durchaus gewinnendes Aussehen hatten. Besonders diese weißhaarige hatte einen wohlwollend freundlichen Blick, der

zum ersten Male nach langer Zeit in Erinnerung rief, daß es nicht nur Menschen gibt, die hassen oder allenfalls gleichgültig sind, sondern auch solche, die sich in Liebe ihrer Mitmenschen annehmen. Auch die ganze Zeit über ist sie gegen die von uns, die im Lazarett mit ihr zu tun hatten, gleichbleibend freundlich gewesen, erzählten später unsere Kranken.

Nachdem die Namen der Kranken und Alten aufgeschrieben waren, sagte der Arzt, es sei Aussicht vorhanden, daß diese alle in das Gefängnislazarett übergeführt würden. Das geschah auch schon am selben Nachmittage. Bis auf einen Zudeckranken kamen sie alle ins Krankenhaus. Auch meine beiden alten Onkel Stryk gelangten dorthin, nur Herr Büttner wollte nichts davon wissen und blieb in der Gefängnisstammer, allen Mühsalen trogend. Er hat auch unbeschadet seines Alters die Zeit gut überstanden und konnte manchem Jüngeren als Beispiel dienen. Nur einer von den Kranken, Baron Stael von Holstein muß offenbar vergessen worden sein, jedenfalls blieb er im Gefängnis und hat mehrere Tage doch recht gelitten. Anstelle der ins Lazarett übergeführten erhielten wir andere Herren aus einer zu stark gefüllten Kammer. Leider scheiterte der Versuch, bei dieser Gelegenheit meinen Bruder im Austausch auch in unsere Stube zu bringen. Er mußte bleiben, wo er war.

Wie ich schon erwähnte, waren unter den Nevalern mehrere, die nahe Angehörige in unserem Stockwerk hatten, und da unten schon an sich eine größere Ueberfüllung der Räume vorhanden war, wurden gleich am ersten Tage einige Herren zu uns gebracht. Zu diesen gehörten der alte Herr von Eivers-Kappin mit seinem Großsohn, einem

Studenten. Der Schwiegersohn und Vater war unter uns. Der alte Herr blieb aber nur bis zum Nachmittage in unserer Mitte, dann ging auch er ins Lazarett.

Unterdessen hatte er aber erzählen können, daß er — auch er war mit dem Kraftwagen vom Bahnhof zum Gefängnis gefahren — als er auf dem Bahnsteig auf den wiederkehrenden Wagen wartete, die Schwester Via Struß getroffen habe, die erst nach unserem Abmarsch den Wagen hatte verlassen dürfen. Es sei ihm dann gestattet worden, in der Bahnhofswirtschaft mit ihr zu Mittag zu speisen. Auch erzählte er Einiges von seiner Verhaftung in Fellin, dem Aufenthalt in Reval und der Reise im Heizwagen. Auch er ist ein Siebziger, und hat doch das alles leidlich überstanden. Die Revaler waren vom dortigen Hilfsverein ziemlich reichlich mit Matragen und Decken, auch anderen warmen Sachen ausgestattet worden, so daß sie daran wenigstens in den immerhin kalten Wagen nicht Mangel litten.

Von Zeit zu Zeit, etwa zweimal wöchentlich, war allen, die dessen bedürftig waren, gestattet, sich im Empfangszimmer des Arztes, diesem vorzustellen. Viele benutzten in Zukunft diese Gelegenheit, um sich in das einförmige Leben etwas Abwechslung zu schaffen, weniger wohl, um ihre kleinen Leiden dem Arzte vorzutragen, hatten wir doch für alle geringeren Schäden im Studenten Westphalen einen stets bereiten Helfer unter uns.

Noch eine andere Möglichkeit der Abwechslung bot sich schon von den ersten Tagen unseres Gefängnislebens an. Es waren verschiedene Arbeiten für die Anstalt zu verrichten, Holz anzuführen, Schutt aus dem Lichthof und Ziegelsteine zum Umbau der Heizungsanlage zu tragen. Für solche

Arbeiten durften dann immer aus jeder Stube zwei bis vier Herren sich freiwillig melden, die dann eine oder auch einige Stunden in frischer Luft sich körperlich betätigen konnten. Zumal bei schönem klarem Wetter waren solche Arbeiten sehr beliebt.

Am ersten Tage wurde auch danach gefragt, ob jemand seine schmutzige Wäsche zum Waschen geben wolle, gefangene Frauen seien bereit, diese Arbeit zu übernehmen. Natürlich hatte jeder solche Wäsche und die meisten machten auch den Versuch sie hier waschen zu lassen. Mir schien es doch ängstlich und da ich bis auf Taschentücher noch leidlich versorgt war, verzichtete ich darauf, meine Wäsche wenn auch nur zum Teil der Gefahr auszusetzen, abhanden zu kommen. Ich wusch mir zunächst einige Taschentücher im kalten Wasser unseres Waschräumens aus. Schön wurden sie zwar nicht, doch konnte ich sie nun doch einige Tage wieder gebrauchen.

Am Dienstag, den 12ten, kommen eine Anzahl Gefängniswärter auf unseren Korridor und begeben sich dann in die einzelnen Stuben, wo sie ohne Unfreundlichkeit zwar, aber doch entschieden erklären, sie seien gekommen uns Geld und alle im Gefängnis nicht gestatteten Gegenstände abzufordern. Nach unseren Erfahrungen unterwegs ist natürlich die Bestürzung groß und wieder geht in den Stuben, in denen die Leute noch ihre Arbeit nicht begonnen haben, sofort ein eiliges Verstecken von Geld an. Ich glaube nicht an eine neue Beraubung, da ich weiß, daß das der Gefängnisordnung entspricht, und bin nur besorgt um mein Taschenmesser und meine Gabel, die ich zum Gebrauch behalten möchte.

Die Abnahme des Geldes vollzieht sich dann wie folgt. Alle Insassen einer Stube müssen auf den Gang hinaustreten, dort werden sie einzeln vorgerufen, jeder muß sein Geld vorweisen, das ihm dann vom Wächter abgenommen wird. Dann werden ihm die Kleider flüchtig befühlt, ob irgend etwas Verdächtiges zu bemerken sei. Ich hatte mein Messer und die Gabel in verschiedenen Taschen untergebracht und ließ es darauf ankommen, ob der Mann die Gegenstände bemerkte. Er fand sie nicht, und so war ich fortan einer der Wenigen, die solche Geräte zur Verfügung hatten und sie wurden darum auch häufig in Anspruch genommen. Die Meisten hatten die ihren vorgewiesen, die ihnen dann auch abgenommen wurden. Auch Rasiermesser durfte man nicht behalten.

Nachdem die Besichtigung des Einzelnen beendet war, ging der Wächter mit ihm zum Ende des Ganges, wo neben der Ausgangsthüre der Gefängnis-Kommissar, d. h. mit anderm Wort, der Gefängnisdirektor an einem Tische saß. Diesem wurden Geld und Gegenstände überliefert, er trug alles in ein Buch ein, nachdem er jedem ungefähr 5 Rubel Geld zurückgegeben hatte. Über das abgenommene Geld versprach er eine Empfangsbcheinigung auszustellen. Unterdessen wurde in der Stube alles Gepäc in Gegenwart unserer Stubenältesten einer genauen Durchsicht unterzogen, ob von verbotenen Gegenständen sich auch dort nichts befände. Messer, Gabel und ähnliches wurde fortgenommen und als aus der betreffenden Stube stammend angeschrieben. Wir atmeten wohl alle auf, als die Durchsuchung vorüber war, und nichts Unangenehmes sich ereignet hatte. Weder Tätlichkeiten erfolgten, noch fielen Schmähworte, wie wir das sonst schon gewohnt waren, im Gegenteil alles

verlief in vollkommener Ruhe, die Leute waren bäurisch höflich und hatten sichtlich das Bestreben, nur ihre Pflicht zu tun.

Am gleichen Tage ward uns auch zum ersten Male gestattet auf dem Hof spazieren zu gehen. Das war eine Erfrischung, die man sich nicht vorstellen kann, wenn man nicht ähnliche Erfahrungen aufzuweisen hat, wie wir. Seit über drei Wochen waren wir gesunde Männer nicht an die frische Luft gekommen und hatten uns nicht anders als im Eisenbahnwagen und jetzt in den Gefängnisräumen bewegen können, mit der alleinigen Ausnahme des Marsches vorgestern vom Bahnhof hierher, den wir mit unseren Habseligkeiten bepackt in Reihe und Glied hatten zurücklegen müssen. Eine halbe Stunde durften wir auf dem Hofe zubringen, das Wetter war schön, nur leichter Frost. Über die hohen Mauern blickten die Berge zu uns herüber.

Mittwoch, den 13ten März. Es ist uns in Aussicht gestellt worden, daß wir nächstens in die Badestube werden gehen können. Wir freuen uns alle darauf, denn wir sind in einem Zustande von Schmutz, den man schwer beschreiben kann. In Erwartung dieses Bades, das von Tag zu Tag zu erhoffen war, haben viele bisher auch ihre Wäsche noch nicht gewechselt, denn man muß mit dieser bei der Schwierigkeit des Waschens, sparen und man möchte die neue Wäsche nicht auf dem unsauberen Körper gleich wieder beschmutzen. Einige von uns haben freilich in Dorpat im Lazarett baden können, das Los entschied damals, wer die wenigen zur Verfügung stehenden Bannen benutzen durfte, ich hatte nicht das Glück, um so sehnlicher erwarte ich jetzt den Tag, an dem ich

mich von dem ganzen Schmutz der Reise werde reinigen können.

Wir erhalten die Nachricht, daß unter uns im Gange N. 5 der estländische Landrat Baron Honningens-Huene seinem Herzleiden erlegen ist. Seine Leiche soll noch heute in die Kapelle des lutherischen Kirchhofes übergeführt werden. Das ist nun schon der Dritte, der unterwegs als Opfer der tierischen Wut der Bolschewiken dahingeht; bei uns Dorpatern ist bisher der Gesundheitszustand recht gut gewesen, wann wird aber auch von uns einer daran glauben müssen? Wer wird der Erste sein? Es ist ein schwerer Gedanke, so fern von den Seinen sterben müssen.

In allen Stuben ist es angeregt worden, Abends nach dem Appell sich die Zeit damit zu vertreiben, daß, wer solches irgend kann, seinen Stubengenossen einen Vortrag halte oder irgend etwas, aus seinem Leben, erzähle. Natürlich kann man nicht viel von diesen Vorträgen erwarten: da dem Redner ja nichts an wissenschaftlichem Material oder an Aufzeichnungen zur Seite steht, kann er doch nur aus dem Schatz seines Wissens und aus seiner Erinnerung schöpfen. Auch in unserer Stube findet dieser Gedanke Anklang, doch fast alle sagen, sie wollten gerne hören, womöglich aber selbst nicht sprechen. Da ich aus meiner Berufstätigkeit in den Steuerangelegenheiten, besonders in Betreff der Einkommensteuer leidlich beschlagen bin, wähle ich diesen Gegenstand, und verspreche heute Abend über ihn zu reden. Auch für die nächsten Abende gelingt es mir, feste Zusagen zu erhalten.

Bei einem in unserer Stube haben sich wieder Kleiderläuse gezeigt; er hat seine Wäsche einer genauen Durchsicht unterzogen und dabei einige

junge Brut vernichtet. Diese Läuse waren die Veranlassung, daß von einer Haarscheermaschine, die unter uns vorhanden war, heute reichlich Gebrauch gemacht wurde. Bis auf 6 haben sich alle die Haare scheeren lassen. Mir ist es doch noch etwas zu früh im Jahr.

Nach dem Appell setzen sich alle auf die Lagerstätten, ich setze mich auf die Bank, so daß ich gerade der Thür gegenüber die Zuhörer rechts und links vor mir habe und beginne meinen Vortrag, der einen Vergleich bietet zwischen dem russischen und dem preußischen Einkommensteuer-Gesetz. Natürlich vermag ich nicht, da ich mich nur auf mein Gedächtnis stützen kann, mich in alle Einzelheiten einzulassen, sondern muß mich in einem ziemlich allgemeinen Rahmen halten, doch glaube ich meine Zuhörer über eine Stunde hinweggeholfen zu haben, die sonst bei der schwachen Beleuchtung recht unerfreulich gewesen wäre.

Wie ich mit dem, was ich zu sagen habe, schon ziemlich zum Schluß gekommen bin, erscheint unser Wächter Grischa mit seiner zottigen Schafpelzmütze am Gitter der Thür, bleibt stehen und, da ich mit Sprechen fortfahre, unterbricht er mich, indem er fragt: „Ich dachte Ihr seid alle gute Christenmenschen, der da aber mit der Mütze scheint ein Mohamedaner zu sein?“ Einer von den Herren hatte nämlich, da ihm der Kopf nach dem Scheeren doch fror, sich seine Mütze aufgesetzt und der Wächter hatte geglaubt, wie er uns weiter sagte, daß wir hier unter uns eine Seelenmesse für den heute verstorbenen Baron Huene hielten! Wir klärten seinen Irrtum auf und er bleibt noch längere Zeit am Gitter stehen und unterhält sich mit uns in freundlich kindlicher Art. Wie er fortgeht, ist es

zu spät, den Vortrag zu beenden. Ich schließe für heute und verspreche, morgen fortzufahren.

Nach dem Essen werden noch einige Kraftproben gemacht, denen alle, die nicht selbst an ihnen teilnehmen, mit Aufmerksamkeit folgen. Dann legt man sich allmählig auf die harten Bretter zur Ruhe nieder.

Den 14ten März. Weggis hat den dringenden Wunsch geäußert, erzählt unser Schließer, uns im Gefängnis zu besuchen, er hofft sich an unserem Anblick hinter den Gittern erfreuen zu können. Diese Freude bleibt ihm versagt. Die Gefängnisverwaltung hat die Erfüllung seines Wunsches glatt abgelehnt. Wie lange wird er noch hier bleiben?

In unserem Gefängnis sind auch die Offiziere eines Kosakenregiments auf Befehl ihrer eigenen Soldaten eingesperrt. Sie sind in ähnlicher Lage wie wir. Heute haben sie uns als Sympathie-Kundgebung ein Brot zugeschickt, das von uns mit vieler Freude und Dankbarkeit empfangen wurde. In unsere Stube ist von dem Brote zwar nichts gekommen, es langte doch nicht für uns alle, aber jeder nahm es für genossen und empfand die Gabe, wie sie gemeint war.

Heute zwischen 2 und 4 Uhr darf man in den Laden gehen, um Einkäufe zu machen; da wir aber nicht gut alle gehen können, ist der ganze für unsere Stube nötige Einkauf Baron Vietinghof übertragen. Er kommt aber unverrichteter Sache zurück. Alle Strafgefangenen, die Kosaken und endlich die Revaler hatten den Vorrang vor uns gehabt. Doch soll die Reihenfolge wechseln, nächstens sind wir dann die Ersten.

Nach dem Abendessen bringe ich meinen Vortrag zu Ende. Daß die Zuhörer sich mit vielen An-

fragen über Einzelheiten aus der Steuergesetzgebung und ihrer Handhabung an mich wenden, ist mir ein Beweis dafür, daß ich doch ihr Interesse erweckt habe. — Mir scheint, als ob solche Vorträge zur Gemüthlichkeit unseres Lebens hier beitragen müßten, denn das ewige Gerede über unsere Zukunft und die Gerüchte, die auch hier schon wieder entstehen, ermüdet und entnervt. Leider ist unser bester Sänger, Herr von Schmidt, erkältet, sodaß mit dem Gesang noch nicht begonnen werden kann. Auch das ist ein guter Zeitvertreib, ebenso wie die abendlichen Kraftproben.

Später kam das Gespräch auf die Vorgänge in Dorpat während der letzten Tage unseres Aufenthaltes dort und viele von uns, unter diesen auch ich, hörten hier erst von der Möglichkeit einer Befreiung durch einen Widerstand gegen unsere Schergen. Daß die Wachen erkaufte waren, hatte ich wohl gewußt, das hatte mir Herr von Brümmer gesagt, daß aber das Zutragen von Waffen angeboten, von unserem Vorstande aber abgelehnt worden war, erfahre ich erst heute. Wirklichen Einblick in unsere Lage und die Möglichkeit unserer Rettung hatte von uns gewöhnlichen Sterblichen niemand gehabt. Auch das war uns vorenthalten worden, daß von unserem Landmarschall Baron Pilar von Pilchau aus Petersburg ein Brief gekommen sein sollte, des Inhalts: wir sollten alles ruhig über uns ergehen lassen, der deutsche Vertreter Graf Kaiserling habe sich in diesem Sinne geäußert, uns würde sicher nichts geschehen und die Esten setzten sich durch ihr Vorgehen gegen uns ins Unrecht. Der Trost ist gering. Wir sollen uns totschlagen lassen ohne uns zu widersetzen, unsere Mörder setzten sich dadurch ins Unrecht und werden nachher alle gehenkt!

Erstlich scheint es noch nicht ausgemacht, ob man die Esten, wenn man ihrer, d. h. der Rädelshführer auch nur, habhaft wird, wirklich alle hängen würde. Es könnten doch auch Stimmen laut werden, die Schonung verlangten und die gehört werden müßten. Dann aber sind wir allgemach in einen Teil des russischen Reiches gelangt, aus dem Deutschland uns mit Gewalt schwerlich wird lebend befreien können. Ehe deutsche Truppen nach Krasnojarsk kommen, können wir schon lange verhungert oder irgendwie umgebracht sein. Wir können uns dem nicht verschließen, daß wir vollkommen in der Gewalt unserer Schergen sind, das Einzige, womit wir rechnen können, ist, daß wir es mit einem Volke zu tun haben, das nicht rasch zur Tat ist. Darum ist das allmähliche Verhungern etwa in Turachansk wohl unser wahrscheinliches Schicksal, denn dorthin können uns die so dankenswerten Beiträge zu unserer knappen Gefangenenskost, die wir mit Hilfe der „Schweden“ auch hier erhalten, nicht gut folgen.

Wir bekommen von den „Schweden“ wieder Lebensmittel, wenn auch nicht mehr in der Regelmäßigkeit, wie anfangs unterwegs. Dafür erhalten wir ja auch hier so viel Kost, daß wir Hungers nicht sterben werden. Die „Schweden“, Herr Hahn und Herr von Sivers, sind übrigens, wie wir erfahren haben, nachdem sie sich durch Unterschrift verpflichtet hatten, aus Krasnojarsk abzureisen, fortgefahren. Hier ist nur die Schwester Lia Stryl geblieben, die sich mit wohlgesinnten deutschen Einwohnern in der Stadt nach wie vor unserer annimmt.

Den 15ten März. Die Nacht war kalt. Wenn das so bleibt, wird es recht empfindlich sein, besonders in den Stuben N. 1 und 2, wo, wie es

scheint, die Heizung nicht ganz in Ordnung ist und die Lagerstatt sich an der Außenwand und dicht unter den Fenstern befindet. Auch draußen ist ein eisiges Wetter, so daß ich mich heute nicht dazu entschließen konnte, am Spaziergange teilzunehmen. Die Meisten blieben auch nur kurze Zeit im Hofe und kamen lange vor der vorgesehenen Zeit wieder herauf. Heute haben wir Fastenessen, d. h. die Suppe ist ohne Fleisch gekocht, in Folge dessen gibt man uns aus der Stube N. 7, wo unsere gemeinsamen, uns von den Schweden gespendeten, Vorräte aufbewahrt werden, Speck zum Mittagessen dazu.

Heute erleben wir eine recht erfreuliche Neuveränderung in der Gefängnisordnung. Der Gefängnisdirektor hat angeordnet, daß die Türen der einzelnen Stuben am Tage nicht verschlossen werden sollen, so daß jeder von uns nach Belieben seine Stube verlassen und in den anderen Stuben Freunde und gute Bekannte besuchen kann. Von dieser Möglichkeit wird auch ausgiebig Gebrauch gemacht, nur sind wir angewiesen, darauf zu achten, daß man sich nicht unnütz auf dem Gange aufhalte, weil die Strafgefangenen durch die Zwischentüre, die nur durch ein Gitter von uns getrennt ist, unseren Gang gelegentlich übersehen können und unsere größere Freiheit ihr Mißfallen und ihren Neid erregen könnte.

Im Laden ist wieder kaum etwas zu haben, die Revaler haben vor uns gekauft, und fast alles vorweggenommen. Nur Butter und 6 Pappros für jeden von uns sind übriggeblieben. Das ist bei der Knappheit an Tabak recht empfindlich. Wir haben schon vor einigen Tagen begonnen, mandschurischen Blättertabak, fein zerschnitten, teils in Pfeifen, teils in dünnes Papier gerollt, zu rau-

chen. Der Geschmack ist zwar recht minderwertig, doch in der Not frißt der Teufel Fliegen. Auch Pfeifen gibt es nur wenige, drei in der Stube, die wandern dann von Mund zu Mund. Gut ist unter diesen aber nur eine, die ist darum auch am meisten begehrt. Gestern konnten wir einen Wunschzettel zusammenstellen, die Schwester hofft uns das Nötige aus der Stadt besorgen zu können, außer Wäsche werden natürlich auch Pfeifen erbeten und sonst alles mögliche, Zahnbürsten und Zahnpulver, Seife, Papier und ich weiß nicht mehr, was alles.

Die Stube 7 hat doch mehr aus dem Baden erhalten, als die übrigen und dank der Freundlichkeit meines Betters, der das Rauchen aufgegeben hat, erhielt ich seine Pappros, 50 Stück, darob bei uns, zum Teil wenigstens, große Unzufriedenheit. Diese Mißgunst ist bezeichnend für die Betreffenden.

Wieder verbreitet sich heute das Gerücht, wir sollen nach Eröffnung der Schifffahrt nach Turachansl gebracht werden. Das Gerücht stammt aus der ärztlichen Ambulanz, wohin sich einige von uns begeben hatten.

Die offenen Stubentüren habe ich gleich dazu benutzt, um diesmal nicht im Gedränge aller, sondern in Ruhe in unserem Waschraum 6 Taschentücher zu waschen. Im kalten Wasser sind sie zwar nicht schön geworden, doch was ist dabei zu machen, man muß sich schon durchschlagen, so gut es geht.

Heute hatte Baron Richard Vietinghof den Vortrag übernommen und er erzählte von seinen Erlebnissen als Marineoffizier im Sommer 1917 im Rigaschen Meerbusen. Er hat auf einem Torpedoboot die Angriffe auf die Sworbe bei Pirul mit erlebt und die große Schlacht im Soela-

und Moonsfund den 25. Sept.—5. Okt. Der Vortrag war in hohem Grade fesselnd. Voll Bewunderung sprach er sich auch über die Einrichtung und die Leistung der deutschen Marine aus.

Baron Oskar Vietinghof, unser Vertreter im Ausschuß, teilt uns einiges mit, worüber dieser verhandelt hat. Morgen, Sonnabend soll der Krasnojarsker Soldaten- und Arbeiterrat über uns verhandeln und es sei möglich, daß sich morgen unser Schicksal entscheide. Doch sei es noch nicht geklärt, in wie weit wir, die wir von weitem hierher geschickt sind und uns jetzt nur hier in Haft befinden, von ihm abhängig seien, desgleichen sei aber auch die Frage noch nicht geregelt, in welchem Verhältnis der Krasnojarsker Rat zum Rat der Volkskommissare, d. h. der Hauptregierung stehe. Alle Verhältnisse sind so ungeklärt, und von der Klärung dieser Angelegenheit hängt unser Schicksal ab, so daß alles sich noch gewaltig in die Länge ziehen kann.

Morgen hoffe, so erzählt Vietinghof weiter, die Schwester kommen zu dürfen, uns zu besuchen. Hier wird es doch wohl etwas anders mit ihren Besuchen sein, als im Eisenbahnwagen, da man hier doch überhaupt menschlicher mit uns verfährt. Trotzdem aber soll heute eine größere Sendung Lebensmittel, die für uns bestimmt war, und die wir so gut hätten brauchen können, von der Gefängnisverwaltung beanstandet worden sein. Schlimme Aussichten für die Zukunft. Ferner machte er Hoffnung, daß eine Regelung der Anläufe im Laden nächstens erfolgen solle, so daß sicher allmählig alle Beteiligten dazu kämen, ihren Bedarf von dort zu beziehen. Die Preise im Laden sollen nicht höher als in der Stadt sein.

Der Verkäufer ist angestellt und hat von der Höhe des Umsatzes keinen Vorteil.

Den 16ten März, Sonnabend. Heute morgen ist wieder eine neue Vorschrift erlassen, laut der unsere Türen auch tagsüber nicht geöffnet sein dürfen. — Unsere Mitgefangenen, die Zwangssträflinge, haben sich über unsere größere Freiheit beschwert und so ist uns diese Vergünstigung wieder entzogen. Eine kurze Freude. — Allerdings heißt es, daß der Gefängnisdirektor diese Angelegenheit heute endgültig regeln werde und er soll uns, die wir uns durchaus wohlständig auführen, gut gesinnt sein. Nun, wir wollen das Beste hoffen.

Draußen ist es windig und kalt, und da ich recht erkältet bin und stark huste, gehe ich lieber nicht auf den Hof. Nach dem Spaziergange werden die Quittungen über das hier im Gefängnis fortgenommene Geld ausgeteilt. Auf diese Quittungen hin kann jeder bis zu dem vermerkten Betrage aus dem Laden kaufen, der Wert des Bezuges wird dann jedesmal auf der Rückseite vermerkt werden. Messer und Gabeln sollen alle zurückgegeben werden, da man zu uns das Vertrauen hat, daß sie nicht mißbraucht werden würden. Jetzt sind uns für die ganze Stube offiziell nur zwei Messer, ein großes Brotmesser und ein gewöhnliches Tischmesser gelassen worden, das solle genügen.

Jetzt heißt es wieder, daß in Zukunft unsere Türen doch offen bleiben sollen und heute Nachmittag sind sie es auch wieder. Diese Zeit wird auch gleich ausgenutzt. Baron Vietinghof wiederholt seinen gestrigen Vortrag in einer anderen Stube und Professor Seesemann spricht in Stube N. 2 über die Schöpfungsgeschichte nach dem Alten

Testament. Diesen Vortrag hörte ich mit an. Auch philosophische Vorträge sind in Stube N. 7 geplant, doch hängt ihr regelmäßiges Zustandekommen davon ab, ob die Türen offen bleiben.

Es ist jetzt ermittelt worden, daß die Gesamtsumme dessen, was uns im Zuge und im Lazarett beim Ausbruch geraubt worden ist, außer Kleidern, Wäsche, Stiefeln, Koffern und ähnlichem, 70000 Rubel ausmacht. Dazu kommt noch all das, was in Dorpat den Einzelnen im Spritzenhause und bei den Hausdurchsuchungen fortgenommen worden ist. Um die Höhe dieser Werte festzustellen, fehlen uns hier zum Teil die näheren Angaben. Doch hat es sich aber um viele Hunderttausende gehandelt, weiß ich doch allein von drei Fällen, bei denen das Geraubte zusammen über 400 000 Rubel betrug.

Die Gittertüre wird wieder geschlossen, der Wächter sagt, eine Kommission werde sich das Gefängnis ansehen. — Die wird auch schön sein.

Die Kommission, bestehend aus 3 ganz westeuropäisch aussehenden Männern und einem richtigen Bolschewiken, offenbar als Begleiter vom Rat, ist durch den Gang gekommen, vor jeder Türe haben sie Halt gemacht, und sich erkundigt, ob dort nicht deutsche, österreichisch-ungarische, bulgarische oder türkische Staatsangehörige seien.

Allmählig wird es bekannt, die drei Herren waren keine Bolschewiken-Kommission sondern „Schweden“, die sich etwas davon überzeugen wollten, wie wir leben. Es war der schwedische Konsul Graf Bonde, ein deutscher Zivilkriegsgefangener Dr. Hillert, der in Krasnojarsk lebt, und ein Estländer, ein Marineoffizier Baron Bodo Schilling. Durch einen von uns, der auf dem Treppenschlur mit einem Revaler zusammengetroffen ist, hören wir, daß von den „Schweden“ einer in eine

Zelle auf dem Stockwerk der Revaler das eine Wort: „Hoffnung“ hinein geflüstert habe. Sonst durfte nichts gesprochen werden, keine Erkennungs-szene durfte stattfinden. Wohl im Zusammenhange mit diesem Besuche erhalten wir gegen Abend eine größere Menge Speck und Schinken.

Auch nach dem Fortgang der „Kommission“ bleiben unsere Türen geschlossen. Es heißt, der sie begleitende Bolschewik habe, als er auf den Gang kam, gemerkt, daß die Türen eben erst verschlossen wurden, und darauf hin sei dann durch den Fernsprecher der gemessene Befehl gekommen, die Türen geschlossen zu halten. Doch das berührt uns wenig, denn es sind soeben eine Menge guter und wichtiger Neuigkeiten gekommen.

Eine Krasnojarsker Zeitung, deren Bezug uns erlaubt ist, enthält die Friedensbedingungen, deren Ratifikation in diesen Tagen erfolgen muß und erfolgen wird, denn Rußland kann die Sache jetzt nicht mehr hinziehen, nachdem ihm das erste Hinhalten Kars und Batum gekostet hat. Und in diesen Bedingungen Punkt 6 wird ausdrücklich verlangt, daß alle Balten, die aus politischen Gründen verhaftet, verschleppt oder ausgewiesen sind, unverzüglich in Freiheit gesetzt werden müssen und daß ihnen keine Hindernisse bei ihrer Rückkehr nach Hause in den Weg gelegt werden dürfen. Das sind ja auch wir, die damit gemeint sind. Wo sind jetzt die, die sagten, Deutschland werde sich um uns 350 nicht kümmern, wir seien viel zu wenige, als daß Deutschland unseretwegen den Krieg verlängern würde. Ja auch solche hat es gegeben, die das gemeint haben.

Allgemein herrscht eine frohe Stimmung unter uns. Man spricht viel von der Rückreise, wie lange die dauern werde; wohl höchstens 10 Tage. Viele

wollen sich vorher die Stadt ansehen, Einkäufe machen. Andere freuen sich darauf, im Gasthaus in einem guten Bett zu schlafen, einmal an einem gedeckten Tisch ein gutes Mahl zu verzehren. Noch andere planen einen Marsch in die Berge, die so freundlich in unseren Kerker herübergrüßen. Und dann die Heimkehr, das Wiedersehen mit den Seinen. Es wird herrlich werden und steht so nahe bevor! — Wetten werden abgeschlossen, es gibt einige Zweifler, die noch nicht recht daran glauben, daß bald all das Schwere überstanden sein wird. Auch ich wette, trotzdem ich schon eine Wette verloren habe, mit demselben Herrn, daß wir heute in einer Woche bereits unterwegs nach Hause, jedenfalls aus den Gefängnismauern heraus sein werden.

Wir erhalten die Nachricht, daß ein Zug mit 160 Gefangenen, der einige Tage nach uns dieselbe Strecke durchfuhr, in Jekaterineuburg angehalten und zurückgeschickt worden ist. Die Glücklichen jetzt sind sie wohl schon zu Hause, von den Ahrigen voll Jubel empfangen, sehen, genießen mit vollen Zügen all das Schöne, was uns daheim in der erneuten alten Heimat erwartet. Nun lange ist's ja nicht mehr bis dahin. —

Diese 160 werden wohl dieselben gewesen sein, von denen wir schon dunkel gehört haben, daß sie in Wenden, Wolmar, Wall und Werro gefangen genommen seien. Bei all dem Jubel heute Abend findet kein Vortrag statt. Niemand hat Zeit, jetzt an Anderes zu denken, als an seine Freude. Die Schwester Via Stryl ist heute bei den Revalern gewesen, zu uns kommt sie ein anderes Mal.

## 13. Der Aufenthalt im Gefängnis.

### Die zweite Woche.

Den 17ten März. Sonntag. Heute sind wir eine Woche im Gefängnis, das Leben hier ist doch um vieles besser, als unterwegs. Damals als wir herkamen, fürchteten wir uns vor diesen Mauern, jetzt sehen wir, daß sie so schlimm nicht sind, daß unser rollender Kerker durch unsere abgefeynten Schergen viel schlimmer war, als dieses „Haus zum Einschließen“, in dem doch noch einige Ordnung herrscht und wo man nicht der Willkür derer preisgegeben ist, die uns um unseres Blutes und um unseres Standes willen hassen.

Heute kann die Nachricht auch schon hier eintreffen, daß die Ratifikation des Friedens erfolgt sei, dann kann das Ganze nicht mehr lange währen. Graf Bonde soll im Lazarett erzählt haben, daß gleich mit der Entlassung der Gefangenen begonnen werden solle. Erst freilich sollen die Kriegsgefangenen daran kommen, was allerdings recht lange dauern kann, und dann wir.

Durch einige Herren, die ihre Väter im Lazarett haben, erhalten wir zuweilen Nachrichten von dort, allerdings sind diese oft nicht zuverlässig, da zu viele Mittelspersonen an ihrer Überbringung beteiligt sind, andererseits aber erfahren die im Lazarett doch mehr als wir, weil dort kein so strenger Abschluß nach außen ist, wie bei uns und

auch die russischen Krankenschwestern manches erzählen. So heißt es auch, daß der Friede bereits ratifiziert sei und eine Drahtnachricht, die diese Mitteilung enthalte, hier im Soldaten- und Arbeiterrat angekommen sei, mit dem Befehl, uns alle zurückzuschicken. Es verlautet auch, daß die Wagen, in denen wir hergekommen sind, noch alle auf dem Bahnhof ständen und dort unserer warteten. Weggis und seine Genossen sollen nun endlich abgereist sein. Sie haben sich bisher in der Stadt aufgehalten und wie die Fürsten gelebt. In den Gasthäusern haben sie beim Tafeln mit unseren Ringen und Uhren geprahlt. Zwei von den Leuten sind, wie es heißt, in ihrer Wohnung von hiesigen Verbrechern ausgeraubt worden. Nun zu wünschen ist ihnen das schon.

Unsere Türen sind und bleiben verschlossen, infolge dessen findet auch kein gemeinsamer Gottesdienst statt, wie es eigentlich geplant war, und da wir keinen Geistlichen in unserer Kammer haben, ist in dieser Beziehung jeder auf sich selbst angewiesen. Bis zum Mittagessen sind wir heute noch nicht auf den Hof gelassen worden, unser Vorstand soll gebeten haben, den Spaziergang auf den Nachmittag zu verlegen, weil es dann wärmer ist. Eben kommt die Nachricht, daß nach dem Mittagessen die Türen wieder geöffnet werden sollen und daß es uns dann auch gestattet werden wird, unsere Schicksalsgefährten auf dem Gang N. 5 zu besuchen. Das wird sehr angenehm sein, habe ich doch dort manch lieben Freund.

Aus dem Spaziergang am Nachmittage ist trotz des schönen Wetters heute nichts geworden, der Ruf: „zum Spaziergang“ ertönte nicht. Auch die Türen wurden nicht wieder geöffnet, und so konnten wir all die geplanten Besuche nicht ausführen.

Die Schwester hat uns eine Menge Sachen geschickt, die zunächst bei den Revalern abgegeben worden sind und dort verteilt werden. — Es sind Decken, Handtücher, Hemden, Beinkleider, Taschentücher, Tabak und verschiedene kleinere Dinge. Bei uns ist wohl ein sehr großer Mangel an Decken und Kissen, da ja gerade viele von diesen Gegenständen im Zuge geraubt worden sind. Doch sollen Kissen sich unter den hergeschickten Sachen nicht befinden. Auch ich hoffe so sehr eine Decke zu bekommen, denn das Schlafen auf den blanken Brettern wird je länger, umso schwerer, meine Knie und Knöchel sind schon recht empfindlich.

Eben gingen einige Revaler Herren mit den für uns bestimmten Dingen über unseren Gang. Von den 60 Decken haben sie uns nur 15 überlassen, dabei waren sie schon in Reval vom dortigen Hilfskomitee vor ihrer Abfahrt ausgestattet worden, auch wurden sie nicht, wie wir, auf der Reise an solchen Gegenständen ausgeraubt. 15 Decken und wir sind 150 Personen; da wird ja wohl für mich keine Decke abfallen.

Ich sprach einen der Herren von den Revalern: sie haben jetzt einige sichere Nachrichten von Hause, vor allem, daß die Damen in Reval zwei Tage vor dem Eintreffen der Deutschen aus der Haft entlassen worden seien. Der Ritterschaftshauptmann Baron Dellingshausen befindet sich noch immer mit 7 Herren in Petersburg im Gefängnis, doch sollen die Schweden über ihnen wachen.

Heute ist ein großer Teil unserer Wächter betrunken, wohl eine Folge dessen, daß man gestern auf Vorschlag eines von ihnen, ihm eine größere Summe Geldes zu Einkäufen übergeben hatte.

Die Einkäufe sind bis jetzt noch nicht hierher gelangt und die Leute haben sich mit dem Gelde offenbar einen frohen Tag gemacht. —

Eben war große Bescherung. Jeder von uns erhielt als Geschenk 2 Handtücher, 3 Taschentücher, ein Stück Seife und Tabak und dieser ist sogar recht gut. Seit ein paar Tagen rauchen wir schon die gleiche Gattung, so daß wir sie bereits kennen. Solche, die es dringend brauchen, können gegen Bezahlung Decken, auch Wäsche, Zahnbürsten und Zahnpulver erhalten, doch ist von diesem allen so wenig vorhanden, daß nur die aller Bedürftigsten daran kommen. Ich komme garnicht in die Lage mir eine Decke zu erstehen, denn in den Kammern vor uns sind schon alle fortgenommen worden. Erst kommt immer N. 7 daran, weil dort unser Vorstand lebt, dann geht es von 1—5 und unsere N. 6 ist die letzte.

Am Abend war Vortrag von Herrn von Eilsparre über „Eid und Meineid“. Nach einer juristischen Einleitung über das Wesen beider Begriffe und einem Hinweis auf die Gewissenlosigkeit, mit der der Eid in Rußland vielfach geleistet wird, erzählte der Vortragende aus seiner richterlichen Berufstätigkeit im Gouvernement Witebsk einen spannenden Meineidsprozeß aus der höheren russischen Beamtenwelt.

Den 18ten. Alles wie gestern. Die versprochene Erleichterung läßt auf sich warten. Allmählig gewöhnt man sich doch daran, daß alles so unklar ist und bleibt, heute hofft man dies, morgen hat mans schon fast vergessen.

Heute sitzen viele und zeichnen mit mehr oder weniger Geschick mit schwarzem Wachs, das einige vorsorglich zum Annähen von Knöpfen, gleich wie

Nadeln mit auf die Reise genommen haben, ihre neu erhaltene Wäsche ein. Da ich mit meinen vom Hause mitgenommenen Handtüchern wohl auskommen werde, will ich die neuen jetzt gar nicht brauchen und meine Taschentücher wasche ich ja doch selbst, so daß sie zunächst nicht gezeichnet zu werden brauchen.

Am Vormittag ist großes Scheuerfest in den Stuben und auf dem Gange. Ich habe mit zwei anderen zusammen übernommen, diesen zu säubern. Erst muß er trocken gefegt werden, dann wird er mit einem Bastbesen mit Wasser gekehrt, und dann noch einmal mit einem trockenen Besen übergereinigt. Eine ganz große Arbeit. Ich hätte mir das wohl nie träumen lassen, daß ich einmal den Krasnojarsker Gefängnisgang würde reinigen müssen. Wozu man nicht alles in seinem Leben kommt! —

Ich habe wieder zwei Herren gewonnen, die sich zu Vorträgen bereit erklärten. Ich habe mich zu einer Art Vergnügungsrat aufgeschwungen und habe doch damit recht viel zu tun, da ich den Herren manchmal erst auf die Sprünge helfen muß, indem ich ihnen sage, was sie erzählen sollen, und ihnen so gewissermaßen das Gerippe zu ihrem Vortrage gebe. Aber das ist kein undankbares Amt. Wenn der Herr auch anfangs sagt: „Ich kann nicht reden, auch verfüge ich über gar kein Material“, schließlich sagt er doch zu und diese zwei Vorträge, die wir bisher hörten, waren durchaus gut und haben ihren Zweck, anzuregen, doch auch erfüllt. Hoffentlich wird es nur nicht gar zu lange dauern, daß ich Vorträge schaffen muß, allmählig wird der Stoff doch ausgehen.

Eben kommt wieder einmal die Nachricht, daß wir bald befreit werden würden. Die russische

Lazarettchwester hat es im Krankenhause erzählt. sie habe das von Schwester Lia von Stryk gehört, der es Frau Oberlehrer Dr. Jäger, die in Kraßnojarsk lebt und sich in reizender Weise der Verschleppten annimmt, erzählt haben soll.

Der Wärter, der neulich so freundlich sein wolte, verschiedene Einkäufe für uns zu besorgen, ist wegen Betrunktheit in Arrest gesteckt worden. Ein Teil des ihm übergebenen Geldes ist noch bei ihm gefunden worden. Die Kosakenoffiziere haben erzählt, in Peking sei unter Lwow eine neue russische Regierung gebildet worden, die an die sibirischen Soldaten- und Arbeiterräte das Ultimatum gestellt haben solle, ihre Mandate niederzulegen und sich ihr zu unterwerfen. Aus Kraßnojarsk sei zunächst Rote Garde nach Irkutsk ihnen entgegen geschickt worden, die Truppen der neuen Regierung, Russen und Chinesen, sollen in Charbin eingezogen sein? — Für uns könnten diese Vorgänge eine Verlängerung unseres hiesigen Aufenthaltes bedeuten.

Hier wird viel darüber gesprochen, daß unser Vorstand in entschiedener Form vom Soldaten- und Arbeiterrat eine Klärung unserer Lage verlangen solle. Aber freilich kommt er ja an den Rat garnicht heran. Auch wünscht man, daß das, was bei uns gar nicht geschehen ist, bei den Revolvern aber Erfolg gehabt zu haben scheint, auch unsererseits versucht werde, nämlich, daß unsere Wächter nach guter, alter russischer Sitte „geschmiert“ würden. Wir könnten uns doch wohl auf diese Weise einige Erleichterungen verschaffen.

Nach einer Pause von mehreren Tagen bin ich heute wieder auf dem Hofe zum Spaziergang gewesen. Das Wetter war schön, wenn sich auch noch ein ziemlich scharfer Wind bemerkbar machte.

Am Abend erzählt Hugo von Stryk von seinen Reisen in Aegypten, Palästina und Spanien. Dem mit viel Humor gewürzten Vortrage wurde allgemeine Aufmerksamkeit geschenkt.

Wir waren alle ganz verwundert, als nach dem Vortrage mit einem Male der bekannte Pfiff zum Appell wieder ertönte. Und richtig erscheint ein Beamter, allerdings ein noch nie gesehener, und zählt uns mit vorgestrecktem Bleistift und schiefem Kopf. Wir hoffen alle, daß dieser unvorhergesehene Appell veranstaltet werde, uns eine frohe Nachricht mitzuteilen. Doch damit ist es nichts. Kopfschüttelnd zwar, aber im übrigen wie er gekommen, entfernt sich der Gefängnisinspektor wieder und die Thür wird verschlossen. Nachher sagt uns unser Wächter, es haben mehrere der Zwangssträflinge gefehlt und darum habe eine zweite Durchsicht im ganzen Gefängnis stattgefunden.

Von diesen Zwangssträflingen sehen wir nicht viel, nur zuweilen erscheint während unseres Spazierganges der Eine oder Andere am Gitterfenster, manchmal auch singen sie dort ihre schwermütigen russischen Lieder. Vier wüste Kerle mit langen Bärten sehen wir täglich auf unserem Gange. Sie benutzen zu gewissen Zeiten unseren Waschraum und den Abort. Warum das geschieht, habe ich nicht erfahren. Auf dem Gange, zu dem sie gehören, werden doch solche Wohlfahrts-einrichtungen sicher auch vorhanden sein. Diese Leute haben erzählt, daß sie bei den anderen Gefangenen wenig gelitten seien, da sie darum im Gefängnis säßen, weil sie Dynchjustiz geübt, d. h. andere eigentliche Verbrecher erschlagen hätten. Ihre Mitgefangenen betrachteten sie darum als Mörder ihrer Kameraden, und nehmen sie nicht in ihre Mitte auf.

Heute war das Brot zum ersten Male schlecht gebacken, es war ganz kleistrig. Viele versuchten gegen Speck Rindenstücke von Brot einzutauschen. Das Brot ist unsere hauptsächlichste Nahrung, daher ist es recht empfindlich, wenn es einmal nicht gut ist.

Den 19ten März. Heute endlich sollen wir in die Badestube gehen. Alle 10 Tage ist das Bad für die Gefangenen geheizt und da wir gerade am Tage nach dem Bade hier ankamen, haben wir bis heute warten müssen, ehe wir uns von dem Schmutz der Reise und der vielen Wochen reinigen können. Schön wird es aber doch sein, wenn man wieder sauber ist und reine Wäsche am Körper hat.

Der Wächter erzählt eben, daß sich auf den Straßen Volk zusammenrotte, um die Regierung der Soldaten- und Arbeiterräte zu stürzen. Wir antworten darauf, das könne doch wohl für uns sehr bedenklich werden, wir seien hier fremd und sollen jetzt wieder unter eine andere Regierungsgewalt kommen. Darauf entgegnet er: „Für Euch ist das doch alles gleich, Ihr kommt ja doch jedenfalls bald frei!“ Gott gebe es — Diese guten Aussichten, die allgemach unser täglich Brot geworden sind, können für eine Weile wohl das Gefühl niederhalten, daß unsere Lage eigentlich eine ganz verzweifelte ist. Wenn auch der schwedische Konsul hier in unserem Interesse wirkt, tatsächlich sind wir der Willkür der Banden, die sich Regierung nennen, preisgegeben, da sie mit uns machen können, was ihnen beliebt, ohne das jemand in der Lage wäre, es zu hindern. Daß ihnen das teuer zu stehen kommen wird, ist ihnen wohl ziemlich gleichgiltig, denn der Einzelne wird unterzutauchen wissen in der großen Menge und am Wohle ihres Landes liegt diesen, von überall aus dem russischen

Reiche zusammengewehnten Abenteurern, die jetzt die Regierung bilden, doch nichts.

Auch die heutige Zeitung enthält die erlösende Nachricht noch nicht, daß der Frieden ratifiziert sei, doch ergibt sich aus dem Bericht über die Verhandlungen der Regierungsorgane in Moskau, daß man dort nicht abgeneigt sei, ihn anzuerkennen.

Jetzt waren wir endlich in der Badestube. Die Ersten, die darin gewesen sind und zurückkamen, entwarfen eine entsetzliche Schilderung dieser Anstalt. Der Waschraum soll allerdings gut sein, aber der Ankleideraum spottete jeder Beschreibung. Er sei schmutzig und eng und fasse höchstens 20 Personen, doch würden 40 gleichzeitig hineingelassen. Die Insassen unserer Stube gehörten wieder zu den Letzten, die hinkamen. Man ging den vorderen Hof entlang, zwischen dem Gefängnis und dem Verwaltungsgebäude, vorüber an dem großen Tor, durch das wir einzogen und auch hoffentlich wieder ausziehen werden, aber wann? — Dann ging es vorüber an einem Wachtposten, durch eine kleine Pforte in einen zweiten Hof. In diesem befindet sich rechts das hölzerne Lazarettgebäude und links eine Fortsetzung des Verwaltungshauses, die Badestube.

Auf diesem Hofe treffen wir auch mehrere von den Insassen des Lazarettts. Auch meine beiden alten Duldel sind unter ihnen. Sie äußern sich über den Aufenthalt dort im Ganzen recht zufrieden, d. h. soweit man unter solchen Umständen überhaupt zufrieden sein kann. Jeder hat dort eine eigene Bettstelle, Strohsack, Kissen und Decke! Auf den Hof dürfen sie jederzeit ohne besondere Erlaubnis und machen von diesem Recht auch viel Gebrauch, zumal sich hier einige Bänke befinden. Mit wie wenigem man sich doch begnügen kann,

wenn man es noch schlechter gehabt hat! Die Schwester sei bisher freundlich gegen sie gewesen, doch heute sei sie kurz angebunden. Auch hätten sie heute keine Milch mehr erhalten, wie sonst. Der Grund soll sein, daß man es für unnötig befunden habe, ihnen Milch zu geben, da sie doch alle nur Deutsche seien.

Doch auch einige Klagen sind zu hören, aus denen sich ergibt, daß dort manches schlechter sei, als im eigentlichen Gefängnis. Das Gebäude ist sehr alt und aus Holz gebaut. Die Wände sind wohl einmal getüncht gewesen, doch ist die Tünche teils abgefallen, teils von Schmutz bedeckt. Der Fußboden besteht aus Brettern, zwischen denen klaffende Spalten sind. Wie bei uns, sind ebenfalls die Lazarettwächter ehemalige Verbrecher. Der eine von ihnen hat erzählt, als er gefragt wurde, warum er ins Gefängnis gekommen sei: „Nun es war weiter nichts, ich hatte mich nur daran gewöhnt, auf fremden Rossen zu reiten!“ d. h. er war wegen Pferdediebstahls bestraft. Die Leute alle sprachen ohne viel Scheu von ihren Verbrechen. Auch hatten sie durch ihre Wächter von der Absicht gehört, in den nächsten Tagen die Bolschewikenherrschaft zu stürzen.

Nun ging's in die Badestube. Das vordere Zimmer, der Ankleideraum, war dunkel und eng, doch nicht so gar schlimm, wie er uns beschrieben worden war. An den Wänden befanden sich Kästen zur Aufnahme der Kleidungsstücke und im ganzen Gemach waren Bänke verteilt. Allerdings war der Fußboden recht schmutzig. Nachdem man sich entkleidet hatte, ging es in den Waschraum. Dort bot sich dem Eintretenden ein Bild, das wert gewesen wäre, vom Pinsel eines Meisters festgehalten zu werden. Der Raum, den nur kleine vergitterte

Fenster erleuchteten, war im Helldunkel mit leichtem Dunst gefüllt und darin bewegten sich eine Anzahl nackter, glänzender Männergestalten, die sich in den verschiedensten Stellungen befanden. Der eine scheuerte sich gerade oder seifte sich ein, der andere hochte unter einem der Wasserhähne um sich je nach Bedarf in einem Eimer heißes oder kaltes Wasser zu holen, wieder andere trugen Eimer oder begossen sich mit Wasser, daß ihnen dann am Oberkörper und an den Beinen hinunterlief.

Hier unterzog sich nun ein jeder, so gut er es verstand, der Reinigung. Wannen waren nicht vorhanden, was auch gut war, da ihre Benutzung durch alle Gefängnisinsassen, wohl zu allerlei ansteckenden Krankheiten geführt hätte. Seife hatte jeder ein kleines Stückchen von der Gefängnisverwaltung erhalten, sie war herzlich schlecht und schäumte kaum, außerdem erhielten wir von den Schweden Lofah-Abreiber, die gute Dienste taten. Es war geradezu eine Wollust, das Wasser immer wieder an sich herunter laufen zu lassen. Doch endlich hatte auch dieser Genuß ein Ende.

Einige von den Zwangssträflingen hatten es übrigens irgend wie einzurichten verstanden, daß sie mit uns gleichzeitig in der Badestube waren und so mußte denn auch nachher festgestellt werden, daß einer der Herren bestohlen worden war. Aus seinem Geldbeutel, der leer zurückgelassen worden war, fehlte der ganze Inhalt. Geld und die Gefängnis-Quittung auf Geld, die Uhr und Manschettenknöpfe, — alles war fort.

In der Zeitung haben einige gelesen, daß der Friede tatsächlich am 15. ratifiziert sei, jetzt können wir jeden Tag entlassen werden. Mit meiner Wette werde ich doch recht behalten.

Am Abend berichtet Oskar von Stryl über eine Schrottkur, die er in Oger durchgemacht hat und die, obgleich sie mit dem Hungern und Dürsten recht wenig angenehm sei, ihm doch vorzüglich geholfen und ihn um Jahre jünger gemacht hat.

Den 20ten März. Mittwoch. Heute Nacht wird es ein Monat, daß wir aus Dorpat verschleppt wurden, wie lange wird es noch dauern, bis wir zurück kommen?

Der Gefängnisarzt hat erzählt, daß heute im Soldaten- und Arbeiterrat eine wichtige Sitzung stattfinden solle, an der auch er teilnehmen werde, und auf der Angelegenheiten in Bezug auf die Gesundheitspflege im Gefängnis zur Sprache gebracht werden sollen. Auch erfahren wir, daß alle Schritte, die wir bisher getan haben, um mit der Regierung in Verbindung zu kommen, erfolglos gewesen seien. Unterwegs war von unserem Vorstände mit Genehmigung des Kommissars ein Telegramm an die Regierung abgeschickt worden. Jetzt erweist es sich, daß der Kommissar es nachher doch zurückgehalten habe. Eine Aufschrift, die er auf das Telegramm gemacht hat, besagt, daß wir, ehe wir unseren Bestimmungsort erreicht haben, keine Eingabe machen dürften. Aber auch hier ist bisher jeder Versuch, mit der örtlichen Regierung auch nur in Beziehung zu treten, gescheitert.

Jetzt sollen nun neue Schritte versucht werden, auch will die Schwester dahin wirken, daß sich der schwedische Konsul durch seine Gesandtschaft mit der Regierung in Verbindung setzt. Sind wir doch jetzt bald anderthalb Monate in Haft ohne daß bisher auch nur die geringste Anklage gegen uns erhoben worden wäre, ohne daß wir auch nur das Geringste darüber wüßten, was uns bevorsteht. Denn alles,

was geredet wird, ist doch nur Vermutung oder Gerücht.

Das Kaufen aus dem Laden ist noch nicht geregelt worden, doch scheint sich jetzt so etwas anzubahnen. Auch mit dem Bezahlen hat es eine gewisse Schwierigkeit, in sofern, als unser bares Geld fast zu Ende ist und die Berechnung und das Umschreiben auf die Gefängnis-Quittungen nicht so ganz einfach ist, wenn wir die Waren gemeinsam beziehen. Es soll jetzt so gemacht werden, daß zunächst einer seine Quittung an unsere Verwaltung gegen eine Verschreibung gibt und diese Quittung dann zunächst aufgebraucht wird, dann kommt eine andere dran. Allerdings, das alles dann einmal zu verrechnen, wird auch nicht ganz leicht sein.

Heute kam auch ein kleiner Teil der Wäsche, die in der vorigen Woche abgegeben war, zurück. Sie ist recht schlecht gewaschen und sehr teuer. Ich bin froh, daß ich nichts gegeben habe und hoffe mit eigener Arbeit auszukommen. Ich glaube, daß von der abgelieferten Wäsche nicht alles wieder an die Besitzer zurückkommen wird.

Wir haben eben Benzin für unsere Feuerzeuge erhalten, das ist doch sehr angenehm. Bündhölzer sind nicht leicht zu haben und sehr teuer. Wer sich seine Paphros anzünden will, nimmt nach Möglichkeit das Feuer von einem anderen, der gerade raucht. Auch die Mundstücke der Paphros, die ja meist sehr lang sind, werden gesammelt und mit Hilfe von Stopfmaschinen, deren einige vorhanden sind, nachdem das dünne Hülsenpapier weiter vorgeschoben ist, von neuem gestopft. In der Not wird man erfinderisch.

Trotz schönen Wetters werden wir heute schon den zweiten Tag nicht auf den Hof gelassen, gestern dachten wir, es stünde irgendwie mit dem Bade im

Zusammenhang, aber heute liegt kein Grund vor, den wir uns denken könnten. Auch unsere Beköstigung ist seit gestern knapp. Gestern und heute sind wir ganz auf die karge Gefängniskost, Suppe und trockenes Brot, angewiesen. Aus dem Laden haben wir nichts erhalten können, und die Schweden haben nichts geschickt, oder es ist nicht bis zu uns gelangt, was wohl das Wahrscheinlichere ist.

Manchmal könnte man ungeduldig werden, daß sich in unserer Angelegenheit so garnichts verändert. Es ist so schwer zu tragen, daß man nicht einmal weiß, auf wie lange wir in Haft sind. Jeder Verbrecher kennt das Ende seiner Strafzeit, nur wir werden in Ungewißheit gehalten.

In Stube N. 7 nebenan sind Lebensmittel für uns abgegeben worden. Das ist doch schön, wieder etwas zu seinem trockenen Brot zu haben. Wirklich, wie ein Schutzengel bemüht sich die Schwester um uns, nur ist ihr leider nicht immer gestattet zu helfen. Wenn sie unsere Freudenäußerungen bei der Ankunft einer neuen Sendung hörte, sie würde sich auch freuen.

Eben bringt mir mein Bruder ein großes Stück Käse, den die Schwester ihm und mir persönlich als Cousine geschickt hat. Das ist für mich besonders, aber auch für meine ganze Abteilung eine eigene Freude, und wir fordern den Neid der Stubengenossen heraus, wie wir uns unser, jetzt ja mögliches Butterbrot noch mit Käse belegen. Uebrigens ist die Butter, die wir hier erhalten, meist von vorzüglicher Beschaffenheit.

Die Zeitung bringt heute die Nachricht, daß der Kurländische Landesrat dem Deutschen Kaiser die Kurländische Herzogskrone angeboten und daß er sie auch angenommen habe. Darob ist natürlich unter uns allen, besonders aber unter den Kur-

ländern große Freude. Auch bei uns sind zwei, sie empfangen von allen Seiten Glückwünsche.

Die Schwester hat die Mitteilung hergelangen lassen, daß Herr von Sivers, der uns als „Schwede“ begleitet hatte und dann nachdem er verhaftet worden war, hatte aus Kraßnojarsk abreisen müssen, jetzt wo unsere Reisewächter fort seien, wieder hierher zurück gekommen sei und auch hier mit der schwedischen Vertretung in Verbindung stehe. Es geschehe alles, was nur irgend möglich sei, um unsere Freilassung zu erwirken. Auch unsere neidischen Genossen, die Zwangssträflinge, werden von den Schweden mit versorgt, um sie nicht gar zu mißgünstig gegen uns werden zu lassen.

Heute nach langer Pause wird wieder einmal gesungen. Wir haben hier ein gutes, zum Teil mehrfach besetztes Quartett. Am Abend erzählt uns Baron Robert Engelhardt aus seiner Studienzeit an der Kunstakademie in Düsseldorf. Sehr anschaulich schildert er das heitere Leben der jungen Künstler und auch den Lehrgang auf der Akademie. Ich habe mir eine kleine Handarbeit verschafft, die besonders bei den Vorträgen ganz angenehm ist. Von einem Scheit Lärchenholz habe ich mir ein dünnes Stück gespalten und schnitze mir jetzt ein Papiermesser daraus, auf das alle meine Stubengenossen ihre Namen schreiben sollen. Das wird mir dann ein liebes Andenken an die gemeinsam erlebte schwere Zeit sein. In einer anderen Kammer hat ein Herr sich einen Tabaksbeutel aus weißem Zeug, in dem wir unsern Tabak erhielten, mit den Namen seiner Kameraden beschreiben lassen und diese dann mit bunter Baumwolle ausgenäht. Diese Baumwolle erhielt er aus den Bändern, mit denen die Taschentücher zusammen gebunden waren, die uns gespendet wurden.

Den 21ten März. Heute wurden von unserem Vorstande die ersten Vorarbeiten für unsere Rückreise gemacht! Alle werden aufgeschrieben mit Angabe ihres Alters und Gesundheitszustandes. Auch wird angegeben, über wieviel Geld jeder noch verfügt. Wann diese Daten nötig sein werden, ist freilich durchaus noch die Frage.

Die Zeitung bringt die Nachricht, daß Dorpat am 24ten Februar von den Deutschen besetzt worden sei und daß die Esten ihnen mit fliegenden Fahnen entgegengezogen seien. Ferner sollen in Dorpat 80 Leute erschossen worden sein. Diese Nachricht hat freilich manche unter uns beunruhigt und es ist nicht zu leugnen, daß das nicht gerade dazu angetan ist, im Böbel Kraßnojarsks für uns Theilnahme zu erwecken.

In Wirklichkeit wird es sich aber darum gehandelt haben, daß diese Leute sich entweder gegen deutsche Anordnungen aufgelehnt haben, oder mit der Waffe in der Hand ergriffen worden sind, nicht aber, um ein Strafgericht wegen unserer Verschleppung, zumal von den Rädelsführern damals sicher niemand mehr in Dorpat gewesen sein wird. In gewissen Kreisen mag ja die Nachricht wohl gegen uns Stimmung machen, doch glaube ich nicht eigentlich, daß uns vom hiesigen Böbel ernstlich Gefahr droht.

Sivers hat uns wissen lassen, daß in Petersburg ein Ausschuß aus Deutschen, Russen und Schweden gebildet sei, der hierher kommen solle, um unsere Angelegenheit zu untersuchen. Er erwarte täglich eine Drahtnachricht, daß er abgereist sei. Auch soll unser Gefängnis-Kommissar heute herkommen um verschiedene Beschwerden zu prüfen, so wegen des nicht ausgeführten Befehls unsere

Türen offen zu halten und wegen der uns nicht wieder zurückerstatteten Messer und Gabeln.

Eben klärt sich auf, daß das Gerücht inbetreff des Ausschusses nicht stimmt. Es beruht offenbar auf einem Mißverständnis oder auf einer falschen Wiedergabe irgend einer empfangenen Nachricht.

Heute wurden wir endlich wieder einmal auf den Hof gelassen. Das Wetter war milde, es schneite etwas. Die Luft ist aber so dunstig, daß man von den Bergen heute nichts sehen kann. Auch außer dem Spaziergang war das Leben heute angenehm. Zu Essen ist reichlich vorhanden, und die Türe ist fast den ganzen Tag auf, was wir wohl dem angesagten Besuch des Kommissars zu danken haben. Auch einige Revaler waren heute oben bei uns. Sie benützen die Gelegenheit, wenn sie in die Bücherei gehen, etwas mit uns zu plaudern.

Hier ist eine neue Zeitung begründet worden und die heutige Nummer enthält einen Aufsatz, der sich eingehend mit uns beschäftigt. Was wir bisher an Zeitungen erhielten, waren alles bolschewistische Blätter, die auch häufig Nachrichten aus den Ostseeprovinzen brachten. Diese Nachrichten schienen aber alle dazu bestimmt zu sein, gegen uns Stimmung zu machen. Diese neue Zeitung nun scheint ganz anders zu sein, jedenfalls ist der Aufsatz, der sich mit uns beschäftigt, in einem anderen Geiste geschrieben. Abgesehen von einigen kleinen Irrtümern ist unsere Verhaftung, die Reise und der Aufenthalt hier im Gefängnis richtig geschildert. Das Vorgehen gegen die „Burshuis“ in Dorpat, das Benehmen der Wache gegen uns, die Raubüberfälle, die Schläge, alles wird erzählt und auch die Tatsache erwähnt, daß gegen uns noch nicht die geringste Anklage erhoben

ist. Es ist davon die Rede, daß Männer jeden Alters, Knaben und Greise, jeden Standes, auch Nichtdeutsche sich unter uns befänden. Jedenfalls hat der Mann, der diesen Aufsatz schrieb, eine gute Quelle und steht ganz zu uns.

Heute haben wir viel über das Schicksal von Roman Tiefenhausen gesprochen, und auch namentlich darüber, ob er in vollem Bewußtsein, oder unter dem Einflusse versagender Nerven gehandelt habe. Ich glaube, daß ihn sein Freiheits Sinn zur Flucht veranlaßt hat und das brachte mich dazu, folgendes Gedicht zu machen:

Sin fährt der Zug durch Schnee und Eis,  
Es schimmert das Land in nächtlichem Weiß.  
Sibiriens Oder dehnt weit sich aus,  
Nicht ist zu sehen ein Hof ein Haus.

Es fahren im Zuge in schwerer Haft  
Viel Herren der baltischen Ritterschaft.  
Die Schergen, sie halten sichere Wacht  
In jedem Wagen, bei Tag und Nacht.

Und als sie völlig sich sicher geglaubt,  
Da haben die Herren sie ausgeraubt.  
Viel Silber und Gold und bares Geld  
In ihre gierigen Hände fällt.

Und wer stillschweigend sich ihnen nicht fügt,  
Der wird auf das Schroffste sogleich gerügt.  
Roman Tiefenhausen voll Feuer und Mut,  
Dem lochte vor Arger und Scham bald das Blut.

Er läßt sich nicht bieten ein hartes Wort,  
Es reißt die Leidenschaft ihn fort. —  
Da packen die Knechte mit fester Hand  
Den Stolzen und drängen ihn an die Wand.

Sie reißen ihm ab den Mantel in Haft,  
Sie zerren ihn aus der Türe fast,

Sie stellen im eisigen Vorraum ihn hin. —  
Nur eine Wache ist sonst noch darin.

Sie sagen ihm an in wildem Hohn:  
„Dort draußen, da ist der Tod dein Lohn!“  
Roman Tiefenhausen schaut aus in die Nacht,  
Noch hat er die Freiheit, noch blieb ihm die Macht.

Nicht sollen die Schergen ihm geben den Tod;  
Viel lieber erleidet er bittere Not  
Dort draus in der Einöde, in Schnee und Eis.  
Wie gärt ihm das Blut, wie ist ihm so heiß.

Es bäumt sich sein Mut gegen schimpflichen Tod.  
Nicht kann er gedenken der Brüder Not,  
Die sein Entweichen wohl ihnen bringt. —  
Dort, wenn auch der Tod, doch die Freiheit winkt.

Auf den Wächter er stürzt sich, schlägt nieder  
den Mann,  
Noch ehe der nur besinnen sich kann.  
Dann reißt er die Thür auf, hinunter er springt. —  
Wer weiß, ob der Sprung ihm glücklich gelingt?

Das Gedicht endet mit einem Fragezeichen. Hoffentlich werden wir einmal sicheres über sein Geschick erfahren. Ich kann nicht daran zweifeln, daß ihm die Tat gelang.

Am Abend war Vortrag von Baron Oskar Vietinghof über die Typen der Kriegsschiffe, die er als Marineoffizier ja genau kennt. Er hatte dabei Gelegenheit auch auf die Verschiedenheiten der deutschen und russischen Schiffe einzugehen und manchen Vorteil der ersteren zu beleuchten. Allerdings ist es mit einigen wichtigen Erfindungen, die von Russen gemacht worden waren, so gegangen, daß das russische Ministerium ihren Erwerb ablehnte, das deutsche sie dann nachher kaufte.

Den 22ten März. Das Wetter ist schön und klar, aber kalt. Der Gesundheitszustand bei uns ist bleibend gut, wenn auch alle sich recht müde und körperlich unbehaglich fühlen. Nur zwei Uebelstände machen sich bemerkbar. Infolge des ausschließlichen Genusses von Grobbrot leiden alle an starken Blähungen und bei vielen sind die Füße, von den Knien an abwärts, geschwollen. Die mangelnde Bewegung macht sich doch geltend. Wenn ernste Krankheit unter uns ausbräche, das wäre wohl sehr schlimm. — Gestern wurden wir durch die Thüre von einigen Gefangenen angebetelt, die auch etwas Geld erhielten. Heute sind schon wieder welche da. Es wird davor gewarnt, ihnen etwas zu geben, wir werden sie sonst ja garnicht mehr los.

Bei den Estländern fand heute erst die Geldabnahme statt. Messer und Gabeln wurden ihnen gelassen und auch sonst verfuhr man viel milder als bei uns. Die Verwaltung muß allmählig eingesehen haben, daß wir nicht gar so schlimme Leute sind. Wer sein Geld nicht abgeben wollte, konnte es ruhig behalten. Wir haben unsere Messer und Gabeln noch immer nicht zurückbekommen.

Der Aufsatz in der Zeitung ist von einem gleichfalls verhafteten Juden geschrieben, der als Anhänger der Kerenskischen Regierung hier sitzt und auch hofft, durch die bevorstehende Umwälzung bald die Freiheit wieder zu erlangen. Was die Freilassung für uns für einen praktischen Erfolg haben wird, läßt sich zur Zeit noch nicht übersehen, denn es bleibt fraglich, ob wir auf der ganzen weiten Strecke ungehinderte Durchfahrt erhalten werden.

Unsere Thüren sind heute wieder geschlossen. Allmählig wird es klar, wie die Sache zusammenhängt. Der Kommissar hat den Befehl erteilt, die Thüren

offen zu halten, die Zwangssträflinge aber haben den Wächtern gegenüber gedroht, auffässig zu werden, wenn wir diese Vergünstigung behalten. Einige Wächter haben sich hierdurch einschüchtern lassen und halten die Türen geschlossen, andere setzen sich über die Drohungen hinweg und lassen uns unsere Freiheit. Nun hat heute Morgen einer von uns den Wächter zur Rede gestellt, warum nicht jetzt auch, wie gestern Nachmittag die Türen offen seien. Der hat das als eine Nachlässigkeit seines gestrigen Kameraden bezeichnet und jetzt steht zu fürchten, daß die Wächter es unter sich verabreden, daß sie alle die Türen nicht mehr öffnen. Dieses unnütze Gerede Einzelner mit den Wächtern hört immer nicht auf und kann uns noch manche Unannehmlichkeit bereiten. Wenn die Herren doch mehr Disziplin hätten. — Dieses Mal gelang es endlich, den Wächter umzustimmen und er öffnete schließlich die Türen.

Zwischen dem Nachmittagstee und dem Appell wurde heute wieder gesungen und eine große Zahl Sänger und Zuhörer waren aus anderen Stuben zu uns herübergekommen. Das Quartett war dreifach besetzt und in mächtigen Tönen hallten deutsche Volkslieder durch die Gewölbe des Gefängnisses. Wohl ein Vorgang, der im Leben dieser Anstalt völlig neu ist. Gleichzeitig fand nebenan in der Stube N. 7 einer der naturphilosophischen Vorträge statt. Der Veranstalter dieser Vorträge, der wohl auch die meisten selbst hält, ist Landrat Baron Eduard Stadelberg, ein Schüler Ostwalds.

Am Abend berichtete bei uns Baron Reinhold Stael von Holstein über seine Erlebnisse beim Rückzuge von der Rigaschen Front, den er als Offizier mitgemacht hatte. Er war von der Gegend von Oger aus in nordöstlicher Richtung in den

Osten Livlands gekommen. Die Auflösung der russischen Armee muß wohl damals schon eine Stufe erreicht haben, die man sich nicht hätte träumen lassen.

Sonnabend, den 23ten März. In der Nacht ungefähr um 1 $\frac{1}{2}$  Uhr begann ein großer Feuerlärm. Alle Glocken läuteten, alle Dampfmaschinen gellten und heulten, es war ein Lärmen, als sollte der jüngste Tag anbrechen. Dabei war der Himmel stark gerötet. Aus dem Fenster konnte man feststellen, daß das Feuer in der Nähe des Bahnhofes sei. Allmählig wurde das Feuer und der Lärm schwächer, so daß man wieder einschlafen konnte, doch um 4 Uhr begann er von neuem, wenn möglich mit noch größerer Gewalt. Am Morgen, als wir aufstanden, brannte es noch. Der Wächter erzählte, das Feuer sei in der Reparaturwerkstätte der Eisenbahn gewesen, wo sich jetzt die aus Reval herübergebrachte Eisenbahnwagenfabrik Dwigatel befindet.

Von der Wäsche ist immer noch ein großer Teil nicht zurückgeliefert worden, was da ist, scheint kaum reiner zu sein, als es abgegeben wurde. Ein Gefangener macht das Anerbieten um Tabak und Weißbrot zu verschaffen. Es wurden ihm Aufträge gegeben, doch wird das Geld diesmal nicht im voraus gezahlt. Er geht darauf ein, das Geld auszulegen und es erst später wieder zu erhalten. In der Gefängnisflüche werden auch verschiedene Dinge, besonders Tabak verkauft, viele kaufen dort, wenn sie nach Essen hinuntergehen, doch ist es dort sehr teuer.

Auch heute ist wieder schönes Wetter und unser Spaziergang dauerte länger als gewöhnlich, was wohl alle angenehm empfunden haben werden. — Ein Schließer vom Gange N. 5 erzählte neuer-

dinge von einer Kommission in Omsk, die in den Angelegenheiten der Kriegsgefangenen arbeiten und voraussichtlich auch bald sich mit uns beschäftigen werde.

Mit den Revalern haben wir zuweilen, wenn auch selten, etwas Verkehr, freilich immer nur unter der Hand. Auch in der Küche trifft man sich nicht, da sie zu anderen Zeiten dort sind, als wir.

Eine hiesige Zeitung bringt heute einen Bericht eines aus Dorpat angereisten Esten aus der Zeit seit unserer Verschleppung bis nach dem Einzuge der Deutschen. Danach seien die Soldaten- und Arbeiterräte und deren Anhänger in Dorpat und Reval verhaftet, in Dorpat seien die Gefangenen in der Bürgermuße, in Reval im Elevator untergebracht. An jedem dieser Orte sollen es Hunderte von Personen sein. Zu essen erhielten sie ebenso wenig wie wir, d. h. garnichts und sie seien darauf angewiesen, was ihnen ihre Angehörigen brächten. Weiße Garde solle unterstützt von deutschem Militär unter der Führung von Baron Werner Wolff und Herrn Brod einem aus Reval erwarteten Zuge Roter Garde nach Laisholm entgegengefahren sein, die Leute entwaffnet und gefangen genommen haben. Die estnischen Offiziere, die als Weiße Garde mitgefahren seien, sollen ihre Achselklappen wieder angelegt haben. In Dorpat soll eine große Menge Menschen gehängt worden sein, ihre Leichname seien mehrere Tage über hängen gelassen und dann in den Embach geworfen worden.\*

\* Dieser Bericht ist gut erfunden. Einiges Wenige daraus ist nicht vollkommen aus der Luft gegriffen. Jedenfalls hat der Mann Ort- und Personenkenntnis gehabt. Beim Abfangen der Roten Garde in Laisholm ist weder Baron Wolff

Heute ist bei uns kein Gesang, da sonst der Vortrag nebenan gestört würde. — Es sind eben eine Menge Herrlichkeiten aus dem Laden gebracht worden. Endlich sind wir doch wirklich zu Einkäufen gekommen, Butter, Wurst, Kringel und Konfekt als Ersatz von Zucker zum Tee. Wir leben heute herrlich und in Freuden. Mit wie wenig sich doch alte Leute, wie wir, schon eine Freude machen können, wenn man am Notwendigsten Mangel leidet. Übrigens hat sich neulich in einer Nachbarstube einer der Herren eine kleine Flasche Schnaps herein zu schmuggeln gewußt, die er mit einigen Freunden dann leerte.

Die Schwester hat durch einen Bettel mitgeteilt, sie sei heute nicht in das Gefängnis gelassen worden, doch habe sie gute Nachrichten. Baron Dellingshausen und die anderen Herren seien nach Hause zurückgekehrt, die 160 Gefangenen aus Südlivland, seien, wie wir ja auch schon früher gehört hatten, in Freiheit gesetzt worden, für uns sei Geld angekommen, und unsere Freilassung werde bald erfolgen. Heute läuft meine Wette ab, die ich nun wohl verliere.

Am Abend erzählt Baron Oskar Viatinghof auf allgemeinen Wunsch über Rasputin, den er selbst gekannt hat, und mit dessen nächstem Freunde auch er sehr bekannt gewesen ist. Rasputin ist immer eine eigenartige und merkwürdige Persönlichkeit gewesen, wie solche aber in der russischen Geschichte wiederholt aufgetreten sind.

noch auch Herr Bürgermeister Brock beteiligt gewesen. Baron Werner Wolff ist der Bruder des mehrfach erwähnten Baron Manfred Wolff.

## 14. Der Aufenthalt im Gefängnis.

### Die dritte Woche.

Den 24ten März. Palmsonntag. Heute beginnt die siebente Woche unserer Gefangenschaft und die dritte unseres hiesigen Lebens. Und noch ist kein Ende abzusehen. Wie es am ersten Tage war, ist es auch eben. Jeden Tag kann die Freilassung erfolgen und doch kann dieser Zustand noch sehr lange dauern. Jetzt fängt wieder einmal der Tabak an, knapp zu werden. Was wir auch zu ertragen haben, mit Rauchen läßt sich für uns alle doch viel leichter tragen.

Eben komme ich auch aus der Stube N. 5, wo Professor Seesemann für die Insassen von 5, 6 und 7 eine Palmsonntagsandacht hielt. Der Gottesdienst in dieser öden Umgebung war so ganz besonders eindrucksvoll und in manchem Männerauge sah man es feucht schimmern. Er sprach von der Freude, die die Unseren daheim erlebt haben, doch glaube ich, daß ihnen allen die Freude doch recht getrübt gewesen sein mag durch die Sorge um uns. Gott gebe, daß das alles bald ein Ende haben möge.

Zimmer wieder werden neue Erhebungen darüber gemacht, was und wieviel an Wert uns bei den verschiedenen Raubüberfällen abgenommen worden. Papier und als Sänne unser Vorstand nur darauf,

Papier und als säne un'er Vo'stand nur da auf, wie er uns und besonders un'eren Stubenältesten Arbeit zu'ziehen könne. Allerdings ist für die Antworten eine Unklarheit vorhanden, die zu den wie erhalten Neuau'stellungen Be'anlassung gere'nen sein mag, nämlich, daß wir hier nicht genau wissen, ob unsere Vertreter in Petersburg, auf deren Wunsch die Zusammenstellungen gemacht werden, auch darüber Angaben haben wollen, was uns in Dorpat bei den Haus'suchungen und bei der Einlieferung ins Sprizenhaus fortgenommen worden ist.

Eben erhalten wir von der Schwester einen russisch geschriebenen Zettel vom 23. März mit folgendem Inhalt: „Für die Zukunft hoffen wir auf Gott. Die hiesige Gewalt hat alle unsere Vorschläge zurückgewiesen, aber am heutigen Tage hat die Krone Schweden Euch und ins in ihren Schutz genommen.“ Das klingt sehr ernst. Ich kenne meine Cousine; wenn es sich nicht um sehr Wichtiges handelte, hätte sie uns diese Mitteilung nicht geschickt. Also der Rat ist vollkommen ablehnend uns gegenüber und mit seinem guten Willen können wir nicht rechnen, im Gegenteile, wir müssen alles Schlimme gewärtigen. Schweden hat uns formell in Schutz genommen, kann es uns aber schützen, kann es verhindern, daß wir weiter in die Einöden verschleppt, daß wir hier erschossen werden? Wenn wir nicht einen mächtigeren Schutz hätten, der uns die Freiheit auch gerade durch den Tod zu geben vermöchte, wahrlich wir müßten verzagen. Gerade jetzt erfährt es wohl jeder von uns, wie hinfällig auch der stärkste irdische Schutz ist. Aber ganz irdisch gedacht: unsere Lage scheint zum mindesten sehr ernst zu sein. — Die arme Schwester muß es jetzt auch nicht leicht haben, handelt es

sich doch nicht nur um uns im Allgemeinen, sondern um ihren Vater.

Diese Nachricht scheint aber jedenfalls das in sich zu schließen, daß auf eine baldige Erledigung unserer Angelegenheit in einem für uns günstigen Sinne nicht zu rechnen sei. Wir sind eben nicht mehr von der russischen Regierung abhängig, sondern von der Krasnojarsker und weiter von jeder, dessen Gebiet wir bei der Rückkehr nach Hause werden berühren müssen. Eine angenehme Aussicht, doch darum den Mut noch nicht verlieren.

Heute kam wieder ein Teil der Wäsche, aber immer fehlte noch eine Menge. — Auch die Sachen, die gestern nicht zugelassen worden waren, kamen heute zu uns. Es heißt, daß in Zukunft nur noch an den Montagen Gegenstände werden abgeliefert werden können. In der heutigen Sendung waren viele von den Dingen, um die wir in unserem Wunschzettel gebeten hatten, den wir der Schwester zusandten. Vieles andere war nicht zu haben gewesen, so Tabak und Pfeifen. Wohl aber kamen Taschenbücher, Stiefelwische, — wie gut wird das den Stiefeln tun, wenn sie nach über 6 Wochen wieder einmal gewischt werden können. — Was an Lebensmitteln gebracht wurde, war alles an bestimmte Personen geschickt, alles an solche, die hier in der Stadt vom früheren Aufenthalt her Bekannte hatten. So kam eine Menge Zwieback, Weißbrot und verschiedenes Andere, was aber doch auch wiederum der Allgemeinheit, jedenfalls der betreffenden Stube, zu Gute kommt. Gerade unsere N. 6 blieb aber ohne.

Wir werden wieder nicht auf den Hof gelassen und war, weil heute Sonntag ist! — Der Sonntag ist nämlich der Besuchstag für die Verbrecher und da sind alle Wächter beschäftigt und können in-

folgedessen unseren Spaziergang nicht beaufsichtigen.

Gegen Abend wurden doch noch eine Menge Lebensmittel gebracht, die diesmal nicht für Einzelne, sondern für uns alle bestimmt sind, Butter, Speck, Schinken, Wurst und Weißbrot.

Den heutigen Vortrag hält Baron Oskar Engelhardt. Er berichtet über Land und Leute in Finnland, in dem er sich als Reserveoffizier 3½ Jahre aufgehalten hat, wobei er im ganzen Lande, besonders im Süden und Westen, von Wiborg bis Torneo, weit herum gekommen ist.

Den 25ten März. Der Älteste auf dem Gang N. 5, der Kapitän zur See Adam von Gernet soll gestern noch mit der Schwester gesprochen haben, die ihm erzählt haben soll, der hiesige Arbeiter- und Soldatenrat habe an den Moskauer gedrahtet, um Auskunft darüber zu erhalten, was mit uns geschehen solle. Bisher sei aber noch keine Antwort eingelaufen. Jedoch habe der Vorsitzende versprochen, sobald sie eintreffe, die Schwester davon in Kenntniß zu setzen. — Der hiesige Arbeiter- und Soldatenrat soll ein buntes Gemisch der verschiedensten Völkerschaften sein. Auch Letten und Esten, deren in und um Krasnojarsk viele leben, sollen mit vertreten sein. Ein österreichischer Kriegsgefangener soll in ihm Sitz und Stimme haben und der Vorsitzende soll ein Jude sein. Jedenfalls scheint es eine recht vertrauenerweckende Gesellschaft zu sein.

Eben kommen wir vom Spaziergang zurück. Das Wetter ist wunderschön. Es ist wohl eine Frühlingsahnung in der Luft, daß es nicht leicht war, nach einer halben Stunde wieder in die düsteren Räume unseres Sterkers hinein zu müssen. Als wir auf den Hof kamen, fanden wir auf der

vorderen Seite eine Anzahl Estländer, die auf ihre Zulassung zur ärztlichen Ambulanz warteten. Auch ich hatte unter ihnen Bekannte und fand so Gelegenheit, mit einigen von ihnen gemüthlich zu plaudern.

Ein Theil der Herren des hiesigen schwedischen Konsulates soll nach Dmsl gefahren sein, wo ein Zentralausschuß in Sachen der Kriegsgefangenen begründet sein soll und wo sie sich auch inbetreff unser besprechen wollen. Sie sollen in nächster Zeit zurückkommen. Außer dem Grafen Bonde sollen auch Baron Schilling und Herr von Sivers gefahren sein, die sich den Schweden zur Verfügung gestellt haben.

Unsere Stubeengesellschaft wird vergrößert werden. Wir sind 24, in N. 5 sind 26 und in 4 gar 28 Personen. Eigentlich ist es ja ganz in der Ordnung, wenn aus N. 4 zwei hierher kommen, da die Räume ganz gleich groß sind, doch wird es jetzt recht eng werden. Wir haben sie auf die beiden aneinander gestellten Bänke für die Nacht unter unsere bequeme Einteilung in 4 gleiche Tischgebracht. Was aber schlimmer ist, das ist, daß jetzt genossenschaften aufhört. Jetzt haben zwei Genossenschaften 7 und zwei 6 Glieder. Das Verteilen des Brotes und der anderen Lebensmittel wird hinfort einige Schwierigkeiten haben. Meine Gesellschaft ist in ihrem alten Bestande geblieben. Wir leben alle in gutem Einvernehmen mit einander und auch die beiden neuen Insassen werden nicht stören. Es sind Brüder, von denen der eine aus der Revaler Gesellschaft zu uns herüber gekommen ist. Wir hatten eigentlich gehofft, bei dieser Gelegenheit einen von uns, der den Meisten nicht angenehm ist, loswerden zu können. Doch das gelang nicht.

Sehr mißlich ist es auch, daß ein Herr, der sich vor Erkältung fürchtet, sich nicht ordentlich wärmt. Es ist ja wohl wahr, daß das Wachen im zugigen Wachaum mit seinen eckigen Fenstern schon für einen zur Erkältung neigenden nicht gerade empfehlenswert ist, doch ist da schließlich nichts zu machen, seine Schlafnachbarn beklagen sich schon darüber, daß seine Ausdünstung sehr merklich sei. Neulich sollte er gezwungen werden, sich einmal ordentlich zu wachen, doch gelang mirs, die anderen davon abzubringen, da er nicht mehr ganz jung ist und solch ein Zwang ihm gegenüber vor den zum Teil sehr jugendlichen Stubengenossen nicht wünschenswert erschien.

Heute Abend erzählte uns Herr Georg von Schmidt von seinen Schicksalen im Jahre 1915. Er war, ohne daß irgend ein Grund vorlag, nur auf das Verbot der Leute hin auf seinem Gute in Oesels verhaftet und nach Petersburg in die Peter-Pauls-Festung gebracht worden, wo er 13 Tage in Einzelhaft gehalten worden war. Dann wurde er in Freiheit gesetzt, aber aus der Kriegszone, d. h. aber in diesem Falle aus seiner Heimat ausgewiesen. Er legte sich zunächst nach Moskau, aber schon nach einem Monat wurde ihm auch hier der Aufenthalt untersagt, dann siedelte er nach Jaroslaw über, wohin ihm seine Familie folgte. Dort hat er dann bis zum Frühling 1917 gelebt, wo ihm, nach dem Umsturz der Zarenherrschaft die Heimkehr nach Dorpat gestattet wurde. Wie fast alle Ausgewiesenen durfte auch er nicht an den Ort zurückkehren, an dem er verhaftet worden war; das hieß aber in fast allen Fällen, an den Ort ihrer früheren Wirksamkeit oder gar auf den eigenen Besitz.

Da das Speisen am großen Speisetische jetzt, nachdem zwei dazu gekommen sind, zu enge wird,

beschließt unsere Tischgesellschaft gleich wie eine andere es schon vom Beginn an getan hat, aus der Liegestatt einige Bretter herauszuheben und auf diese Weise einen Speisetisch mit zwei Bänken herzustellen. Das Speisen so im kleinen Kreise ist auch entschieden gemüthlicher.

Den 26ten März. Gestern Abend hat der Schließer noch erzählt, daß wir nächstens hier vor ein Gericht gestellt werden würden. Ich bin nur neugierig zu erfahren, was sie gegen uns vorbringen werden, was sie an Material, was an Zeugen aussagen, sie gegen uns in der Hand haben, und wie weit uns die Gelegenheit geboten sein wird, uns zu verteidigen. Unsere Zeugen und unser etwaiges Beweismaterial befinden sich fast 5000 Kilometer von hier und sind eben nicht zugänglich, da alles in deutscher Hand ist.

Mir will scheinen, daß, da wir nicht sofort nach der Ratifikation des Friedens — es ist heute schon der 11te Tag — frei gelassen und nach Hause gebracht sind, russischerseits der Ausdruck: „Unverzüglich auf freien Fuß setzen“, wie es im Bezug auf uns im Friedensvertrag heißt, nicht ernst genommen wird. Ob nicht Deutschland noch ein Machtwort sprechen wird? Ich kann es nicht glauben, obgleich viele Andere der Meinung sind, daß Deutschland nicht allen Ernstes auf der Erfüllung auch dieser Bedingung bestehen wird. Die Anderen meinen, um unsererwillen werde Deutschland keinen ernstlichen Schritt tun. Wenn deutscherseits aber diese Bedingung gestellt und durchgesetzt ist, dann wird und muß Deutschland auch ihre Erfüllung verlangen und sei es auch, daß dadurch der Krieg wieder neu ausbricht. Rußlands Vorteil wäre das sicher nicht. Und wenn Deutschland dadurch zu noch größerer Macht hier

im Osten gelange, sollte es mich nur freuen, auch wenn wir selbst darüber zu Grunde gingen.

Eben war Spaziergang bei herrlichem Tauwetter. Die Nachricht von gestern wurde dabei gründlich durchgesprochen. Ich bleibe bei meiner Ansicht, daß unser Hiersein bald ein Ende haben wird. Entweder wir werden auf erneute dringende Forderung Deutschlands freigelassen, oder die Bolschewiken schaffen uns aus der Welt, um uns nicht auszuliefern zu müssen. Ein Drittes, scheint mir, gibt es nicht; Gott helfe uns allen.

Heute scheint der Tag der Gerüchte zu sein. Vom Spaziergang kommt jeder mit einer Neuigkeit herauf. Die erste Nachricht ist die: ein kriegsgefangener Österreicher, der auf dem Gefängnis-  
hof Wasser führte, hat mehreren Herren, darunter auch mir, erzählt, daß morgen die ersten beiden Transporte Kriegsgefangener von hier abgefertigt werden sollen. „Natürlich“, setzte der biedere Wiener hinzu, „sind das Reichsdeutsche, die haben ja überall den Vorzug“. Solch ein Transport umfasse 4–500 Mann. Dann folgen die anderen Deutschen, im Ganzen 3000 und hierauf die 13000 Oesterreicher, Türken und auch einige Bulgaren. Das ganze werde 6 Wochen mindestens in Anspruch nehmen. Diese Mitteilung hat ja freilich mit unserer persönlichen Lage nur in den Falle etwas zu tun, wenn wir auch zu den Kriegsgefangenen gezählt werden, was aber nach der Behandlung, die uns bisher zu Teil wurde, nicht gerade anzunehmen ist.

Die zweite Neuigkeit ist, daß ein lettischer Schließer bei den Revalern gesagt haben sollte, er habe den Auftrag erhalten, uns alle von hier fortzubringen und zwar nach Luga, doch wisse er nicht, wo sich diese Stadt befände. (Luga ist schon

von den Deutschen besetzt.) Unsere Abfahrt sollte erfolgen, zwischen Freitag den 29ten März und Dienstag, den 2ten April, auch sollen wir in Wagen erster und zweiter Klasse geschickt werden. Nun, die Nachricht, wenn sie wahr wäre, könnte uns ja willkommen sein. Betont wird, daß dem Schließer der Ort Luga fremd sei und der Namen doch nicht gut von ihm erfunden sein könne.

Ein anderer Schließer aber hat einem Herrn auf unermessenen Gänge die weniger erfreuliche Nachricht gegeben, daß wir jedenfalls noch 3 bis 4 Monate, wahrcheinlich vier, hier im Gefingnis werden zubringen müssen. Also, das genaue Gegenteil der vorigen Nachricht. Das vierte Geheiß endlich befragt, daß einer der Herren gehen haben will, daß die Schwester mit einer Menge Sachen hier angekommen sei.

Eben war die Wäscherin wieder hier und wollte neue Wäsche erhalten, trotzdem noch ein guter Theil der alten fehlt. Sie versprach natürlich, alles anzuliefern. Die Preise sind das Beste an der ganzen Wäsche. Für ein Stück, ob Hemd oder Tahtentuch, verlangt sie 45 Kopelen! Ich glaube niemand wird ihr mehr Wäsche übergeben, ans unferer Stube bekam sie jedenfalls keine. Wir haben jetzt einen kleinen Kübel zur Verfügung und sorgen dann, wenn heißes Wasser gebracht wird, daß wir davon reichlich erhalten. Dann waschen wir die Wäsche selbst. Ich möchte mich in den nächsten Tagen auch ans Waschen machen und hoffe, es wird schon gehen. Jedenfalls glaube ich, sie soweit rein zu bekommen, daß ich sie ein Weilchen wieder tragen kann.

Die fünfte Nachricht, die eben kommt und die mit der vom Transport der Kriegsgefangenen, von dem der Wiener erzählte, übereinstimmt, ist,

daß ein Reichsdeutscher, der Sachen hierher gebracht haben soll, erzählt hätte, alle deutschen Kriegsgefangenen hier würden innerhalb 2 bis 3 Wochen zurückgeschickt werden.

Und endlich sechstens soll einer der Schweden erzählt haben, daß wir in 2—3 Wochen freikämen und daß uns von Morgen an verschiedene Vergünstigungen gewährt werden würden, so sollen wir am Tage in die Stadt gehen dürfen. Man sieht, an erfreulichen Nachrichten fehlt es nicht. Sechs Neuigkeiten sind doch für einen Tag recht viel, zumal, wenn man durch dicke Kerkermauern von der Außenwelt vollkommen abgesperrt ist. Diese Vergünstigungen, die wir zu erwarten haben, kennen wir übrigens schon zur Genüge.

Heute haben wir sehr reichlich Butter und da wir keinen Raum haben, in dem wir sie vor dem Verderben schützen können, kam ich auf den Gedanken, etwas Butter in unsere fade Suppe zu tun; es schmeckte vorzüglich und alle meine Tischgenossen folgten meinem Beispiel.

Dr. Ernst Seraphim liest uns seine Aufzeichnungen über unsere Verhaftung, den Dorpater Aufenthalt im Lazarett und die Reise vor, die er hier im Gefängnis geschrieben hat. Auch die Herren aus N. 7 sind zur Vorlesung in unsere Stube gekommen. Mitten drin wird die Vorlesung aber unterbrochen. Der Wächter hält sie für eine unerlaubte Versammlung. Herr von Brümmer spricht mit ihm und sagt ihm, daß der Kommissar diese „Unterrichtsstunde“ erlaubt habe. Er glaubt nicht und fragt durch den Fernsprecher an. Die bestätigende Antwort aber, die er erhält, genügt ihm nicht. Er nimmt daran Anstoß, daß auch Insassen von N. 7 dabei seien. Endlich gelingt es Herrn von Brümmer, ihn zu beruhigen, indem er ihm sagt,

daß gerade diese, die doch für die allgemeinen Dienste bestimmt seien, an dem „Unterricht“ teilnehmen müßten. Knurrend und kopfschüttelnd entfernt er sich endlich. Die Schrift ist angenehm geschrieben, doch scheint sie unseren Empfindungen nicht ganz gerecht zu werden. Jedenfalls ist alles zu rosig geschildert. Besonders fiel der Schluß auf, in dem der Verfasser mit seinem unverwüßlichen Optimismus vom Gefängnis sagt: „Das war das Bild der neuen Behausung, die uns für einige Wochen aufnehmen sollte.“ Ob das nicht vielleicht doch in „einige Monate“ wird umgeändert werden müssen? Erwähnt sei hier, daß heute mit Beteiligung aus anderen Kammern noch ein Vortrag stattgefunden hat, und zwar unter dem Vorwande, es handle sich um eine Besprechung in Bezug auf unsere Wäsche. Man muß sich eben zu helfen wissen.

Eben kommt die Zeitung und enthält die Nachricht, daß die Franzosen und Engländer in Flandern in der größten Schlacht dieses Krieges geschlagen und zurückgeworfen seien. Allgemeiner Jubel herrscht bei uns.

Es hat noch ein siebentes Gerücht bei uns Eingang gefunden. Als neulich die Reparaturwerkstätten der Eisenbahn brannten, sollen Leute bei der Brandstiftung gesehen, und einige auch ergriffen worden sein. Dies sollen estnische Arbeiter der Fabrik Dwigatel, die dort untergebracht ist, gewesen sein. Die Ergriffenen seien, heißt es, sofort erschossen worden. Infolge dieses Umstandes soll die Stimmung in der Stadt den Esten sehr feindlich, uns aber günstig sein. In der heute veröffentlichten Liste der für den nächsten Monat gewählten Richter, befinden sich auch keine Esten

und Letten, sondern man liest nur russische Namen, bis auf einen tatarischen.

Am Abend hält Baron Georg Engelhardt-Effern einen Vortrag über zweckmäßige landwirtschaftliche Bauten, der viel Interesse erweckt, da ja eine große Anzahl Landwirte unter uns sind und auch unter den jungen Leuten, die meisten auf dem Lande aufgewachsen sind.

Den 27ten März. Mittwoch. Heute werde ich große Wäsche haben. Warmes Wasser habe ich für mich zurückbehalten und den Kübel für heute bekommen; Jetzt weicht sie im Wasser. Die Mittagssuppe ist wieder in Unbetracht des Fasttages recht wässerig, aber mit etwas Butter läßt sie sich verbessern.

Am Nachmittag hatte ich gleich meine Wäsche vorgenommen, die ich am Morgen eingeweicht habe. Wie ich im besten Waschen bin, ertönt der Ruf: „Zum Spaziergang!“ Sonst gehen wir am Vormittage, da das heute nicht erfolgte, glaubte ich, wir würden wieder einmal nicht gehen dürfen und beschäftigte mich mit meiner Wäsche. Leid tut es mir wohl, denn auch heute ist schönes Wetter, doch es war nichts zu machen, die Wäsche konnte nicht zur Hälfte bleiben. Jetzt hängt sie im Zimmer zum Trocknen aus. Wie sie wohl geworden sein mag? Das Wasser war nur noch lauwarm, als ich mit dem Waschen begann.

Heute heißt es, daß ein Teil der Kosakenoffiziere auf Anordnung ihrer Soldaten in Freiheit gesetzt, die übrigen aber nach Tschita übergeführt werden sollen. Die Zeitung bringt die Nachricht vom Untergang des russischen Kreuzers „Admiral Makarow“, der, wohl auf dem Abzug von Reval nach Kronstadt, in der Nähe von Reval gesunken sein soll. Eine andere Zeitungsnach-

richt ist uns die Veranlassung zu eifrigen Erörterungen, die nämlich, daß England an Holland die Forderung gestellt hat, es solle alle seine Handelschiffe in den Dienst der englischen Versorgung stellen. Es ist nun die Frage, wie Holland sich in dieser Sache benehmen werde, und was seine Stellungnahme für Folgen haben könne.

Gegen drei Uhr schwirrt mit einem Male wiederum ein Gerücht durch unsere Gänge und in alle Stuben. Anfangs will man nicht glauben, wir sind zu oft durch solche Gerüchte irre geführt worden. Ein Vertreter der schwedischen Mission soll bei den Revälern gewesen sein und dort gesagt haben, wir wären frei und würden in 2 bis 3 Tagen nach Hause geschickt werden! Ist das wirklich wahr? — Dann geht Herr von Brummer den Gang entlang. „Ist es wahr“, wird gefragt, „was erzählt wird, daß wir freigelassen werden?“ „Ja“, sagt er, „es ist wahr!“ Nun ist der Jubel groß, Herr von Brummer hat uns noch nie Unsicheres als wahr mitgeteilt. Endlich können wir heimkommen aus dieser unwürdigen Lage heraus!

Da hört man lautes Sprechen auf dem Gang und dann brausenden Jubel, und dann steht ein Herr vor unserem Gitter und ruft mit lauter Stimme: „Meine Herren, Sie sind alle frei und können nach Haus fahren.“ Dann fährt er fort: „Freilich müssen Sie noch einige Tage hier bleiben, bis der Zug für Sie zusammengestellt ist, und solange werden Sie weiter im Gefängnis leben müssen, da in der Stadt kein Quartier für Sie alle aufzutreiben ist. Auch müssen Sie bei Ausgängen vorsichtig sein, nicht in Gruppen gehen, um unliebsames Aufsehen und Zusammenstöße mit dem Volke zu vermeiden.“ Weiter sagt er dann, daß wir auf Rechnung Schwedens reisen würden

und daß die Schwester und Herr von Sivers von morgen an, gleich wie er heute, freien Zutritt zu uns haben würden.

Auf die Frage, ob der hiesige Soldaten- und Arbeiterrat nicht vielleicht Schwierigkeiten machen würde, entgegnete Herr Zeunert, der Vertreter der schwedischen Mission: „Oh, meine Herren, fürchten Sie das nicht. Deutschland ist sehr stark, und besonders in diesem Augenblicke!“ Einer aus unserer Stube rief hierauf, gepackt von dem Eindruck der eben erhaltenen Freudennachricht: „Vielen Dank, und Seine Majestät, der König von Schweden und die schwedische Mission Hurrah!“ Und laute Hurrahrufe, tosender Jubel, schallten durch die Gewölbe.

Dann ging es an ein Händejütteln, glänzenden Blickes sah man sich an, tauschte Ansichten und Meinungen über die Rückfahrt, gedachte der Seinen zu Hause, wie man sie wiederfinden würde. — Ja wie? — Was ist mit meinem Kranken daheim? Werde ich ihn noch finden, oder ist er schon lange hinausgetragen, dorthin, von wo es keine Wiederkehr mehr gibt und ich kann nur noch an seinem Grab Abschied von ihm nehmen? Was kann in meinem Hause überhaupt in all den vielen Wochen geschehen sein, die ich ohne die geringste Nachricht war? Das sind die Gedanken, die mich beschäftigen und ähnlich mag es wohl den Meisten von uns ergehen.

Der Wächter, der unseren Jubel falsch versteht und wohl fürchtet, wir wollten ausbrechen, macht erst ein sehr verdrießliches Gesicht, dann stellt er sich ans offene Hoffenster und pfeift aus Leibeskräften, um Hilfe herbei zu rufen. Doch sein Hilfesgeschrei verhallt ungehört, denn im klei-

nen Lichthofe ist ja niemals jemand. Allmählig beruhigt er sich wieder.

Jetzt wird auch die Vorgeschichte unserer Freilassung bekannt. Damals als der traurige Brief der Schwester zu uns gebracht wurde, hatte der, der unter dem Vorsitz des Juden Maibaum steht, unsere Befreiung rund abgelehnt und hatte, wie ich hier beifüge, wiewohl ich es erst viel später, unterwegs, hörte, der Schwester gegenüber geäußert: „Ich kann die Leute in Reval und Dorpat garnicht verstehen. Warum haben sie diese alle überhaupt hergeschickt? Sie hätten sie gleich dort totschießen lassen sollen. Wenn ich zu entscheiden gehabt hätte, dann wäre das sicher geschehen.“

Dieser Jude ist, gestützt von estnischen und lettischen Bolschewiken, der Machthaber von Krasnojarsk. Und in seiner Hand haben wir uns die ganze Zeit befunden. Der hiesige Rat nun hatte auf das Entschiedenste das Verlangen der Regierung uns entsprechend den Friedensbedingungen frei zu lassen, abgelehnt, mit dem Bemerkten, Rußland mag Frieden geschlossen haben, Krasnojarsk aber nicht, die Deutschen können ja herkommen und die Gefangenen befreien. Dann hat Tschischerin, der Außenminister, durch ein deutscherseits gestelltes Ultimatum veranlaßt, in einer sehr dringenden Form nochmals unsere sofortige Freilassung verlangt und durchblicken lassen, die für Gehaltszahlungen und andere dringende Geschäfte notwendige Summe von 8 Millionen Rubeln würden nach Krasnojarsk nicht angewiesen werden, wenn wir nicht entlassen würden. Das half.

Nicht lange nachdem Herr Zeunert bei uns gewesen war, erschien auch der Gefängnisdirektor

und machte uns amtlich die gleiche Mitteilung, indem er hinzufügte, daß er sich freue, uns eine so gute Nachricht übermitteln zu können.

Abends kommen Lebensmittel in großen Mengen, außer all dem Verschiedenen, was wir schon früher auch erhalten hatten, gab es jetzt schöne gesalzene sibirische Wachs. Diese Lebensmittel sind für unsere letzten Tage hier und für die ersten auf der Reise bestimmt. Das Verteilen des Brotes, Fleisches und der Fische, so, daß möglichst gleich große Stücke für jeden Einzelnen von uns herauskommen, ist bei der großen Menge der heutigen Vorräte eine ganz beträchtliche Arbeit und an meiner rechten Hand habe ich schon ganz merkliche Schwielen.

Im Mittelpunkt unseres Gesprächs steht jetzt die Frage, wie lange die Reise dauern werde. Die Meisten stimmen der Meinung zu, daß sie nicht mehr als höchstens 14 Tage dauern könne, denn 17 Tage waren wir hierher unterwegs, rechnet man dann die ungefähr 3 oder 4 Tage ab, die wir in Gatschina und an verschiedenen größeren Städten unnütz gelegen haben, bleiben 13 oder 14 Tage für die Fahrt. Einige sprechen von 3 Wochen, da ja doch die Verhältnisse auf den Bahnen sicher noch schlechter geworden sein werden, als sie damals schon waren. Diese werden fast niedergeschrien. Die Hauptsache jedoch bleibt: Es geht heim.

Am Abend hält der Student der Medizin Steinmann einen Vortrag über die Physiologie der menschlichen Verdauung und Ernährung und da er in seinem Arztekalender einige Daten über den Nährstoffgehalt der wichtigsten Lebensmittel findet, ist er in der Lage nachzuweisen, daß wir zwar

Stärke in genügender Menge erhalten, Eiweiß aber und auch Fett in vollkommen unzureichendem Maße.

Es ist gut, daß unser Aufenthalt hier nur noch wenige Tage dauert, denn das Beschaffen von Vortragenden beginnt recht schwierig zu werden. Für Morgen habe ich mir etwas zurechtgelegt, ein Erlebnis, das unsere Rechtlosigkeit zur Zeit zarischer Herrschaft deutlich zeigt, dann ist aber wohl für eine Weile Schluß.

## 14. Der Aufbruch aus Krasnojarsk.

Den 28ten März. Wir lagen gestern Abend schon lange auf unseren Bänken und die Nachtruhe war von unserem Stubenältesten angesagt worden, doch immer wieder ertönten übermüthige Laute, waren Gespräche zu hören, die bewiesen, daß Viele in der großen Freude die zum Schlafen nötige Ruhe nicht finden konnten. Wir waren wie die Knaben, denen nach dem schweren Semester in der Stadt die Rückkehr ins Elternhaus auf dem Lande früher, als sie gerechnet hatten, winkt. Aber einige von uns hatten nicht den nötigen Humor und ärgerten sich über den lange dauernden Lärm doch. Ich glaube, es muß lange nach Mitternacht gewesen sein, als endlich Ruhe eintrat.

Da die Gefängnisordnung nicht durchbrochen werden kann, werden wir trotz der Verkündigung unserer Freiheit, ganz wie früher gehalten. Es kommt uns wohl hart an, doch scheint es nicht anders möglich zu sein. Nun, heute sind wenigstens die Thüren geöffnet und es steht ja nach der Mitteilung von Reunert für heute nicht nur der Besuch der Schwester und des Herrn von Sivers bevor, sondern wir haben auch Aussicht in die Stadt zu gehen.

Im Gefängnis scheint alles aus Sand und Band zu sein. Auch die äußere Ordnung ist gelockert. Im Waschraume ist kaum Wasser vorhanden, doch das hat wenig zu sagen, da uns heute oder morgen

Das Bad in Aussicht steht. Ich nehme meine Wäsche zusammen, die gut getrocknet ist und leidlich rein aussieht, besonders die Taschentücher sind gut geworden, schade daß ich sie nicht auch plätten kann, doch glätte ich sie so gut es geht auf dem Knie.

Wiewohl der Gang immer wie sonst verschlossen ist, dürfen wir jetzt doch auch zu den Revalern gehen. Ich habe dort viele liebe Bekannte, auch Verwandte, die ich eben besucht habe. Man erkennt sich kaum wieder, so sind die Bärte gewachsen und so ist man abgemagert und auch ergraut. Viele noch junge Leute haben schon mehr oder weniger graue Bärte. Auch dort ist voller Jubel. Die haben es noch viel schwerer gehabt, als wir, der Aufenthalt in Reval im Elevator muß entsetzlich gewesen sein, zeitweilig waren sie dann in der Turnhalle, so daß sie mehrmals hin und her geführt worden sind und wie sie aus einem Gebäude fort ins andere gebracht wurden und ihre Sachen zurücklassen mußten, waren sie alle davon überzeugt, jetzt ist das Ende da. Auch war ihre Reise in den Heizwagen bei der Kälte und bei der Härte ihrer Wache viel schlimmer als unsere.

Eben kommt die Nachricht, daß wir Sonntag oder Montag abreisen sollen und zwar sollen wir erhalten: für die Kranken, deren es doch eine Anzahl unter uns gibt, zwei Wagen II. Klasse, für solche, die über 50 Jahre alt sind und einige kränkliche jüngere Leute zwei Wagen III. Klasse und für alle übrigen Heizwagen. Ich bin wohl zum ersten Mal im Leben froh, daß ich schon 51 Jahre zähle, denn die Fahrt im Heizwagen stelle ich mir furchtbar vor und freue mich, daß mir die erspart bleibt. Die anderen schließen sich alle zu Genossenschaften von 20 zusammen, wie sie dann

gemeinsam einen Heizwagen bewohnen wollen. Jetzt geht es nicht mehr nach dem Buchstaben, sondern jeder kann sich nach Belieben hierhin oder dorthin wenden. Wir Älteren bilden dann zwei Gesellschaften für uns.

Un einen Ausgang in die Stadt ist zunächst nicht zu denken, auch haben sich bisher weder Herr von Sivers, noch auch die Schwester gezeigt, nur sind neue Mengen Vorräte angekommen, ganze Körbe voll Zwieback, Speck und Schinken, auch die lang-ersehnten Pfeifen kommen jetzt an, sie sind aber herzlich schlecht. Nun ist das ja ziemlich gleich.

Wir sollen heute in 2—3 Stunden ausrücken, heißt es jetzt plötzlich. Daß wäre um 4 oder 5 Uhr. Nicht noch die 2—3 Tage oder mehr hier abwarten. Alles packt in fieberhafter Eile seine wenigen Sachen zusammen. Die letzten Lebensmittel werden ausgeteilt. Man bedauert fast, nicht mehr in die Stadt zu kommen, die wir die ganze Zeit über malerisch unter uns haben liegen sehen und doch nicht kennen gelernt haben. Was hat dieser plötzliche Aufbruch zu bedeuten? Wie ist es dazu gekommen? Einer sagt: „Die Schweden sind noch nicht hier gewesen. Die Bolschewiken wollen uns, ohne deren Wissen von hier irgendwohin weiter verschleppen, sie haben eine neue Teufelei mit uns vor.“ Doch das verfängt nicht. Man weist die „Jammerziege“ zur Ruhe. Man glaubt Derartigem nicht mehr und freut sich, daß wir nicht noch bis Sonntag oder Montag werden warten müssen. Was sind 3 Stunden. Wenn die Sonne untergeht, fahren wir schon, und die Berge verschwinden hinter dem Horizont, dieser schwere Abschnitt unseres Lebens ist beendet, wir fahren heim, in die alte Heimat, die unserer in neuem Feierkleide

wartet. Wird das ein Jubel sein, wenn wir wieder daheim sind!

Unser Geld sollen wir erst im Zuge zurück erhalten, es ist nicht mehr die Zeit vorhanden, mit allen einzeln abzurechnen. Herr von Brümmer empfängt den ganzen Betrag in der Geschäftsstube und wird dann dem Einzelnen seinen Anteil auszahlen. Die Quittungen müssen wir ihm übergeben. Hier in der Stadt ist eben ein Streit der Fuhrleute und die Gefängnis Pferde sind beschäftigt, einen Kraftwagen gibt es nicht mehr, so entsteht die Schwierigkeit, wie das schwere Gepäck und die Alten und Kranken zum Bahnhof geschafft werden sollen. Nun irgend wie wird sich doch schon machen lassen.

Die heutige Zeitung enthält wieder schöne Siegesnachrichten: die österreichischen Truppen sind in Odeſſa eingerückt und die Engländer haben in der letzten Schlacht 30 000 Gefangene und 600 Geschütze den Deutschen überlassen müssen. Ja, „Deutschland ist sehr stark und besonders in diesem Augenblick“.

Es heißt jetzt zur Abwechslung, wir würden in einem fahrplanmäßigen Zuge, dem Expreßzug Wladivostok-Petersburg fahren und zwar nur in Wagen II. und III. Klasse und sollen auf diese Weise schon in 6 Tagen in Toſna sein. Dann wären wir ja heute über eine Woche zu Hause. Es wird beabsichtigt, an die Pastoren in Meoal und Dorpat zu drahten, daß wir heute abreisen, es ist zu hoffen, daß die Nachricht noch rechtzeitig hinkommt, so daß sie am Ostersonntag, spätestens aber Montag von den Kanzeln aus mitgeteilt werden kann. Wird das daheim aber Freude geben!

Heute ist Gründonnerstag und eben komme ich von einem Gottesdienste, den Professor Seeſe-

mann hier zum Abschied veranstaltete. Die Feier fand in dem kleinen Seitengange statt, die ganze Umgebung war eigenartig, aber eindrucksvoll. Das Fenster zum Hofe war geöffnet, doch hing davor Wäsche, die noch ausgehängt war, um möglichst schnell zu trocknen. Seesemann begann die Andacht mit dem alten Lutherliede. Mächtig tönte der Gesang im Gewölbe des Gefängnisses: „Ein feste Burg ist unser Gott“. Die Worte sind hier noch wohl nie erklingen, jedenfalls nicht in deutscher Sprache. Von so vielen Sängern und mit soviel Andacht und Vertrauen auf Gottes Hilfe wird das alte Lied auch nicht immer gesungen worden sein.

Dann sprach er ergreifende Worte zum 85ten Psalm. Worte des Dankes gegen Gott und Worte, in denen er uns die Bedeutung dieser Stunde darlegte und dann wies er darauf hin, was uns daheim erwartete: Ein Land, da die Ehre wohnt. Auch auf den heutigen Gründonnerstag wies er hin und auf Christi Leiden und die Schmach, die er erduldet. Dann gedachte er im Gebet unserer Lieben und derer, die in dieser Zeit von uns geschieden. Der letzte Vers des Liedes beschloß diese Feier, die uns allen wohl ans Herz griff.

Allmählig ist es spät geworden. Es ist schon dämmerig und noch sind wir hier. 5 Uhr ist es schon lange gewesen und doch ist vom Aufbruch nichts zu hören, wohl aber, daß nur Heizwagen für uns zur Verfügung seien. Nur wenige andere Wagen seien vorhanden, so daß nur die Kranken und Alten in ihnen untergebracht werden sollen.

Eben kommt ein ganzer Paden Briefe. Der Student Dollar hat sie aus Dorpat nach Petersburg gebracht, von wo sie dann durch eine Gelegenheit hierher gelangt sind. Baron Stadelberg

teilt sie in Stube N. 7 aus. Auch an mich ist einer da und — Gottlob — er enthält gute Nachrichten. Geschrieben ist er am 4ten März. Meinem kranken Sohne geht es schon besser, die Gefahr ist überstanden, er lag im Krankenhause, um den Anderen den Besuch der Schule nicht unmöglich zu machen. Mein ältester Sohn ist mit mehreren Herren schon vor 10 Tagen nach Estland gefahren, um zu helfen die Bolschewiken zu fangen und noch nicht zurück. Den Anderen allen geht es gut. Ich freue mich über die Nachrichten, besonders, daß der Kranke außer Gefahr ist und kann es teilnehmenden Freunden nur mit tränen schwerer Stimme erzählen. Auch daß mein Ältester hat mittun dürfen, an der Arbeit zur Befreiung und Säuberung unserer lieben Heimat, ist mir eine Freude. Ihm wird das fürs ganze Leben eine schöne Erinnerung sein.

Auch von Roman Tiezenhaußen sind Nachrichten gekommen, er ist glücklich in Petersburg angekommen und hat von dort geschrieben. Wie schön, daß wir ihn in Sicherheit wissen. Ich mache jetzt den Schluß zu meinem Gedicht:

Und siehe, ihm glückte das Wagestück,  
 Und der Freiheit giebt es den Freien zurück.  
 Der kühne Mut und die schnelle Tat  
 Vom Tode den Wackren errettet hat.

Aus allen Briefen spricht der Jubel der Unseren über ihre und des Landes Errettung aus der Hand der Bolschewiken und aus den Krallen des russischen Adlers. Aber auch schlimme Nachrichten bringen die Briefe. Viele sind dort der Unordnung zum Opfer gefallen. Hier und dort sind Menschen ermordet worden, aus dem Zuge aus Südlivland wurden 8 gleichzeitig erschossen.

Endlich werden auch Messer und Gabeln zu-

rückgegeben. Einige fehlen zwar, aber im großen Ganzen sind sie doch vorhanden und jeder freut sich der lange entmißten Werkzeuge. Auch das Geld ist ausgezahlt worden, doch alles in den 20 und 40-Rubelscheinen der republikanischen Regierung. Nun ist das Auszahlen an die Einzelnen schwierig und unterwegs werden wir auch Mühe haben, das Geld anzubringen, da diese Scheine hier nur ungern genommen werden.

Die Älteren unter uns haben sich auch zu zwei Gesellschaften zusammengeschlossen, meine hat Baron Eduard Stadelberg zu ihrem Ältesten und für den Fall, daß er in den Krankenwagen gehen sollte, Dr. Seraphim zu seinem Nachfolger erwählt. Wir sind einige 20 und sollen einen halben Wagen dritter Klasse erhalten, die übrigen unter Baron Hartwig Bistram, die andere Hälfte.

Jetzt ist alles geordnet, gepackt und verteilt. Wer wenig zu tragen hat, übernimmt einen Teil Gepäck von denen, die mehr haben, als sie fortbringen können. Ich nehme einen Packen von Baron Eduard Stadelberg. Es ist schon 10 Uhr und wir warten, jedoch es erfolgt nichts. Nach dem gewöhnlichen Abendappell sind unsere Türen wieder wie immer geschlossen worden. Ich befand mich aber damals schon mit meiner neuen Gruppe in Stube N. 7. Jetzt sind sie wieder geöffnet, man geht hin und her, und spricht eigentlich nur davon, warum wir noch hier sind, um 4 oder 5 hätten wir doch abziehen sollen.

Der Gefängnisdirektor hat mitgeteilt, daß wir über Moskau fahren werden. Wir erhalten von hier einen Trupp Roter Garde und einen Kommissar mit, diesmal nicht, um uns vor dem Ausweichen zu bewahren, sondern um unserer Sicherheit willen, also eine eigentliche Schutztruppe.

Der Kommissar empfängt uns hier von der Gefängnisverwaltung und muß uns richtig in Moskau einem dortigen Kommissar übergeben, der uns weiter an die Grenze bringt und uns den Vertretern der deutschen Regierung ausliefert. Ich freue mich über Moskau zu fahren. Es ist doch wieder ein neues Stück Erde, das man sieht und die Landschaft soll im südlichen Teil des Ural und an der Wolga bei Saratow schön sein. Ich habe vor einer Woche etwa meinem Schwager von Rautenfeld, der in Moskau, auch als Ausgewiesener, lebt und dort an der schwedischen Mission arbeitet, geschrieben, und ihm in Aussicht gestellt, daß ich ihn vielleicht auf der Rückfahrt würde sehen können. Jetzt wird es hoffentlich dazu kommen. Vielleicht hat er auch neuere Nachrichten von meiner Frau, seiner Schwester.

Den 29ten März. Charfreitag. Endlich um 12 Uhr Nachts hieß es: „Jetzt geht es los!“ Im letzten Augenblicke finde ich noch eine von den schönen warmen Decken, die unverteilt geblieben war, und die ich, nachdem ich Stadelberg davon Mitteilung gemacht habe, für mich behalte. Sie soll mir unterwegs noch gute Dienste als Matratze leisten. Meine armen Knochen werden sich erholen können. Die Abteilung der Alten geht zuerst hinaus. Schwerbepackt geht es zum letzten Male die zu kurzen Stufen herab. Auf dem Gang N. 5 stehen die Revaler mit ihren Sachen und rufen uns freudig an. Doch das lange Warten hat viel von der anfänglichen frohen Stimmung zerstört. Im Hofe stellen wir uns zu vieren auf. Ich stelle mich wieder neben meinen Bruder, der zwar weder 50 Jahre noch kränklich ist, wohl aber unserer Abteilung zugeteilt wurde, um als Führer der uns beigegebenen jungen Leute, die unsere eigene Wach-

mannschaft bilden, zu dienen. Es erschien notwendig, daß wir selbst auch für unseren Schutz sorgten, denn der roten Garde ist alles Mögliche zuzutrauen. Wenn wir auch keine Waffen haben, so kann doch einiges geschehen, wenn wir uns selbst rechtzeitig vorbereitet haben.

Dort unten mußten wir endlos lange stehen. Der Kommissar, der uns begleiten sollte, war nicht erschienen und der Gefängnisdirektor konnte uns auf diese Weise niemandem übergeben. Einmal stiegen wir die beiden steilen Treppen mit all unseren Sachen wieder hinauf, um lieber oben zu warten, doch kaum waren wir dort angelangt, so hieß es wieder: „Der Kommissar ist gekommen, schnell hinunter!“

Und wieder mußten wir unten eine lange Weile warten. Das Wetter war zwar schön. Es war Mondschein und leichte Wolken verdeckten den Mond dazwischen auf Augenblicke. Wir standen im Gange zwischen den beiden Gebäuden und es war dort doch recht zugig. Unser Gepäck hatten wir niedergelegt, doch ermüdete das lange Stehen. Ein hübsches Bild nahmen wir als Andenken an Krasnojarsk in unserer Erinnerung mit. Im tiefen schwarzen Mondesschatten, so daß man außer den Umrissen keine Linie unterscheiden konnte, zeigte sich auf dem Dache des Zeughauses die Gestalt des Wächters im schönsten Schattenriß. Der Mann hatte sich gesetzt, sein Gewehr in den Arm genommen und der Lauf mit dem Bajonett ragte weit über ihn hinaus. Lange saß er so da, wohl eine Stunde und mehr, ich glaube, er schlief, jedenfalls regte er sich nicht und der Kopf mit der großen Pelzmütze war ganz auf die eine Seite geneigt. Neben ihm stand das Schilderhaus. Die Ecken der beiden großen Gefängnishäuser um-

rahmten das Bild, das von dem schräg über den Mauern in den Wolken schwebenden Monde wirkungsvoll beleuchtet war.

Endlich, um 2 Uhr geht es vorwärts. Wir gehen durch den Torweg, wo zu beiden Seiten je ein Mann steht, die uns zählen. Auf dem breiten Wege im äußeren Gefängnishofe bleiben wir wieder stehen. Rote Gardisten haben sich aufgestellt und bilden nach allen vier Seiten den Abschluß nach außen. Wir sind ebenso bewacht, wie damals, als wir herkamen. Die Leute machen einen sonderbaren Eindruck. Die meisten tragen bürgerliche Kleidung, haben aber Soldatenflinten mit aufgepflanztem Seitengewehr und haben sich mit dem Gurt, der die Patronentasche hält, umgürtet. Der Führer der Wache hat an roter Schnur einen Revolver.

Herr Zeunert erscheint und stellt uns in Reihen zu fünf. Der Gefängnisdirektor kommt nach dem Letzten von uns heraus und geht über die Straße in seine Wohnung. Gleich darauf erscheint er oben auf dem Balkon, grüßt uns und redet uns an: „Leben Sie recht wohl“, sagt er, „ich wünsche Ihnen alles Gute. Sollten Sie aber vielleicht doch lieber hierbleiben wollen, so stehen Ihnen die alten Räume gerne zur Verfügung. Und vergessen Sie nicht, morgen wird das Bad geheizt.“

Wieder werden wir abgezählt, diesmal von Herrn Zeunert. Der Direktor grüßt noch einmal und dann gehts vorwärts, nachdem das große Tor sich vor uns geöffnet hat. Wir gehen einen anderen Weg, als wir gekommen sind. Die Stadt liegt schweigend, doch berühren wir nur wenig bewohnte Straßen. Meist geht es an unbebauten Plätzen entlang, an Schuppen vorüber. Durch das

lange andauernde Tauwetter sind die Straßen in Sümpfe verwandelt und mehrfach muß man über große Wasserlachen. Einmal wollen einige ältere Herren nicht recht durchs Wasser gehen. Herr Zeunert, der mit uns ist, spricht ihnen, halb scherzend, halb befehlend zu. Weiter geht es am Personen-Bahnhof vorüber, ungefähr auf dieselbe Stelle hin, wo wir damals den Zug verließen. Das größere Gepäck und die Kranken sind auf einem Wagen, den man doch noch aufgetrieben hat, hergeschafft worden.

Jetzt heißt es einsteigen. Abteilung für Abteilung bezieht einen Wagen nach dem anderen. Die bisherigen Insassen des Lazarett's erhalten einen Wagen dritter Klasse, in dem gleichfalls die Schwester Platz findet. Den älteren Herren aus der Revaler Gruppe wird ein Wagen dritter Klasse zugeweiht; wir stehen noch immer in Reihen zu fünf auf dem Bahnsteig. Da sehen wir, daß der eine Wagen dritter Klasse von unseren Wächtern besetzt wird. Doch noch ist ein Wagen vorhanden. Warum dürfen wir nicht einsteigen? Vor diesem Wagen wird heftig gesprochen. Endlich kommt Herr Zeunert zu uns und sagt, der noch unbefetzte Wagen sei verdorben und könne nicht benutzt werden, wir müßten doch auch in Heizwagen fahren. Es sei nichts zu machen. Nun schön ist das nicht. Ich hatte ein sehr ausgeprägtes Vorurteil gegen diese Wagen. Schmutzig, zugig sind sie, seine Bedürfnisse kann man nur draußen befriedigen und wenn man nun gar einen Platz auf den unteren Brettern erhält, dann ist man auch vom Licht abgesperrt. Einfach scheußlich!

Doch was half's. Die Wache, die sich in ihrem Wagen bequem eingerichtet hatte, drängte jetzt zum Einsteigen, ja einige von ihnen ließen schon

recht unfreundliche Redensarten hören, von den Baronen, die wer weiß was verlangen und denen man lehren müsse, bescheiden zu sein. Herr Zennert läßt uns eine Schwenkung machen und vorwärts geht es den Zug entlang zu den vordersten Wagen, in denen unsere zwei Gruppen einsteigen. Wir sind dreiundzwanzig, doch hat sich noch ein vierundzwanzigster, dem es in seiner Gesellschaft nicht gefällt, dazu gefunden.

Mehrere Herren und Damen hatten auf dem Bahnsteig gestanden, dieselben die so freundlich für uns gesorgt hatten, und die jetzt von den ihnen persönlich Bekannten Abschied nehmen wollten. Wie wir im Wagen waren, der von einem Licht notdürftig erleuchtet wurde, kam Herr Zennert noch einmal an unsere Türe. Er verabschiedete sich kurz aber herzlich, wir dankten ihm, dann sagte er noch: „Einen Rat gebe ich Ihnen, stellen Sie sich mit Ihrer Wachmannschaft gut!“ Dann schloß er die Türe. Bald darauf setzte der Zug sich in Bewegung. Es war 4 Uhr morgens.

Ich hatte einen Platz auf den oberen Brettern gefunden, breitete meine Decke aus und rief auch meinen Bruder zu mir, da die Decke so breit war, daß auch für ihn reichlich Raum blieb und auch er keine Unterlage hatte. Es war doch recht eng, als wir zu sechsen dort oben lagen.

Am anderen Morgen wurde vor allem der Herr, ein Revaler, der fälschlich zu uns geraten war, in seinen richtigen Wagen gebracht. Er wollte durchaus nicht gehen, da er sich in seiner eigentlichen Gesellschaft nicht wohl fühlte, doch mußte es sein, wir waren schon so zu viele. Einigermaßen bequem konnte man nur 20 unterbringen. Dann wurde die Platzfrage geregelt. Ich wollte mit meinem Bruder gern den bereits benutzten Platz

oben behalten, doch ein Herr, der ihn unter einem nichtigen Grunde, als ihm rechtmäßig zukommend beanspruchte, war sehr dringend und so überließ ich ihn ihm und bequeme mich mit meinem Bruder auf eine untere Britsche. Bald darauf hatte sich der Herr übrigens anders besonnen und wollte jetzt hinunter. Da riß uns allen aber die Geduld, er bekam einige Zurechtweisungen zu hören, und mußte bleiben wo er war.

Auf dem ersten Haltepunkt, den wir erreichten, nachdem es Morgen geworden war, erschienen einige Herren bei uns, um mit Baron Stadelberg einer besonderen Sache wegen zu verhandeln. Nachdem der Zug sich in der Nacht in Bewegung gesetzt hatte, war im Lazarettwagen unvermutet ein Herr unter der einen Bank herausgetrochen, der allen gänzlich unbekannt war. Erst war die Verwunderung ja wohl auch der Schreck groß gewesen, doch die Sache klärte sich dann auf, als der Eindringling nun Folgendes erzählte:

Er ist deutscher Offizier und Kriegsgefangener, heißt Steinle. Er hat bisher im Kriegsgefangenenlager in Kraßnojarsk gelebt, war dort in den letzten Wochen mit Herrn von Sivers, der, als er Kraßnojarsk hatte verlassen müssen, mit einem Umweg ins Kriegsgefangenenlager gekommen war und dort gelebt hatte, bekannt geworden. Später war Herr Steinle dann in die Stadt übersiedelt und hatte der Schwester bei den Einkäufen für uns geholfen. Bei dieser Gelegenheit war ihm seine Briefftasche mit seinen Ausweisen abhanden gekommen und da er nicht als paßlos aufgegriffen werden wollte, benutzte er auf Rat von Herrn von Sivers und Herrn Zeunert jetzt unseren Zug um nach Hause zu gelangen.

Schon um 11 Uhr hat ihn Herr Zeunert in den

für uns bereit gestellten Zug hinein gelassen, er hat sich dann in einem Wagen III. Klasse unter die Bank gelegt, um unsere Ankunft und den Abgang des Zuges zu erwarten. Sein Schreck mag groß gewesen sein, als unsere Wache gerade diesen Wagen, in dem er lag, sich zu ihrem Aufenthaltssorte auswählte und begann sich in ihm häuslich einzurichten. Doch bald entdeckte Einer daß ein anderer Wagen noch besser sei und sie zogen wieder aus.

Herr Zeunert hatte den Insassen des Wagens, in dem Herr Steinle lag, wohl gesagt, sie sollten nicht erschrecken, wenn nach Abgang des Zuges sich noch jemand bei ihnen einfinden sollte. Sie hatten das aber nicht viel beachtet und waren nachher doch recht verwundert.

Nun ergab sich aber eine Schwierigkeit, wir waren abgezählt und unsere Namen aufgeschrieben. Daß Herr Steinle keinen Ausweis seiner Person hatte, störte nicht, da wir ja alle ohne jeden Ausweis waren, aber irgend wie mußte er doch bei einer möglichen Durchsicht sich ausweisen können. Und um das zu besprechen, waren die Herren in unseren Wagen gekommen.

Zuerst wurde vorgeschlagen, ihn Baron Stadelberg zu nennen, denn es waren im ganzen 17 von der Familie im Zuge und es wäre unserem Kommissar leicht vorzutäuschen, man hätte sich beim Aufstellen der Listen um einen versehen. Doch da kam man auf einen anderen Ausweg. Thomson war doch in Omsk geflohen und seine Flucht möglicher Weise nicht bemerkt worden, also könnte doch Herr Steinle als Thomson bei uns eingeführt werden. Wenn den Leuten aber die Flucht von Thomson doch bekannt sein sollte, dann konnte er doch wieder zu uns zurückgekehrt sein. — Und dabei

blieb es. Herr Leutnant Steinle fährt jetzt als Herr Thomson, Direktor des städtischen Elektrizitätswerkes in Dorpat mit uns.

Auf einer der nächsten Haltestellen verhandelte Baron Stadelberg mit den Revalern und erreichte, daß mehrere von uns, die ältesten und kränklichen doch noch in ihrem Wagen dritter Klasse untergebracht werden. Auch der unentschlossene Herr kam dorthin und so blieben nur 10 in unserem Wagen zurück. Jetzt hatten wir genügend Raum. Trotzdem uns Plätze oben angeboten wurden, blieben mein Bruder und ich unten und zwar als Einzige, die andern acht hatten oben alle reichlich bequeme Lagerstätten. Auch Baron Stadelberg war fortgegangen, so daß fortan Dr. Seraphim unser Abteilungsältester war.

Unsere Abteilung von zehn Personen stimmte jetzt gut zusammen, alle störenden Elemente waren ausgeschieden. Die Meisten kannten sich untereinander gut und hatten sich gern. Außer Dr. Seraphim aus Riga waren es noch folgende Personen: Baron Oskar Engelhardt aus Dorpat, Georg von Schmidt aus Desel, Jeaunot von Vhsander aus Kurland, die Brüder Barone Robert und Bill Stadelberg aus Kurland, die Studenten: August Schwab aus den Wolga-Kolonien und Erhard Thomson aus Reval, mein Bruder Leonhard von Strhl aus Südlivland und ich aus Dorpat, also der Herkunft nach ein recht buntes Gemisch, das uns aber weiter nicht störte. Zu unserer früher erwähnten eigenen Wache gehörten unter der Leitung meines Bruders die beiden Studenten.

Unterdessen ist auch in Bezug auf unseren Eisenbahnzug eine gewisse Ordnung eingeführt. Als erster Wagen nach der Lokomotive kommt der Proviantwagen, von den Schweden mit allerhand Le-

bensmitteln gefüllt. Dann folgt der Wagen, in dem die Verteilung der Lebensmittel vor sich geht. In diesem Wagen leben nur wenige Personen, da dort viel freier Raum nötig ist. Hier befindet sich auch der „Schwede“ Herr von Sivers, der aber um nicht erkannt zu werden, seine Papiere auf den Namen Sezberg hat ausstellen lassen. Er macht als verstände er kein Deutsch und spricht mit uns nur russisch. Der nächste Wagen ist der unsere. In der Mitte des Zuges sind die Personenwagen, die die Kranken und Alten beherbergen. Im ersten von ihnen, dem sogenannten Lazarettwagen, sind auch die Schwestern; denn außer der Schwester Lia von Stryl hat sich noch eine zweite uns angeschlossen, Schwester Luther. Sie ist gekommen um ihrem aus Keval verschleppten Schwager zu helfen und für den Fall, daß wir in Krasnojarsk „angesiedelt“ würden, d. h. daß wir eigene Wohnungen haben dürften, zu ihm zu ziehen, und am letzten Tage unseres KrasnojarskerAusenthaltes dort eingetroffen. Die Briefe, die wir von Hause erhielten, hat sie mitgebracht.

Die Schwester Luther erzählte mir, daß sie Roman Tiefenhausen gesprochen habe. Er ist wohl und munter und ihm ist nichts geschehen. Für Geld und gute Worte hat er einen Pelz erhalten und sich anfangs zu Fuß, dann dazwischen im Eisenbahnzuge bis Omsk durchgeschlagen. Von hier aus ist er dann nach Petersburg gefahren und befindet sich jetzt wohl schon in der Heimat.

Hinter den Personenwagen ist ein Wagen mit einer Abteilung unserer Wachmannschaft, d. h. nicht Roter Garde, die sind ja in dem einen Personenwagen, sondern von der Wache, die wir uns selbst gebildet haben. Dann folgt der „Kommandanten-Wagen“, in dem unser jetziger Vorstand

sich befindet. Dieser Vorstand besteht aus den Herren: Heinrich von Brümmer und Alfred von Roth von der Dorpater und Adam von Gernet und Alfred von Stryl von der Revaler Gruppe. Weiter folgt dann noch ein Wagen mit unserer Wache und dann noch eine Anzahl gewöhnlicher Wagen. Im ganzen besteht der Zug aus 22 Wagen.

Unser Doktor, der Student Westphalen hatte anfangs auch zu unserer Gesellschaft gehört, mußte aber in den Wagen für alte Herren übersiedeln, um dort zur Hand zu sein. Nun fühlte er sich mehr zu uns hingezogen und auch wir alle hatten ihn gern und so stellte er denn in Aussicht, häufig in unseren Wagen zu kommen. Und er hat auch täglich bei uns vorgesprochen. Wenn er mit seinem Apothekerkorb, wie der Mediziner der Indianer, auf den Stationen den Zug entlang lief, um sich nach dem Befinden der Gesellschaft zu erkundigen und Diesem und Jenem ein Mittelchen zu geben, dann machte er stets für ein oder zwei Stationen bei uns halt, trank einen Krug Tee oder später Kaffee und plauderte in seiner gemüthlichen Art.

## 16. Die Rückreise bis Perm.

Um 10 Uhr Morgens treffen wir in Ntshiusk ein. Einer von uns will aus dem Wagen und fragt den Wächter, der in der Nähe steht, ob er es dürfe. Der erwiedert lachend: „Warum denn nicht, Sie sind ja jetzt alle frei!“ Wir stehen lange hier und man benützt das schöne Wetter, um auf dem Bahnsteig spazieren zu gehen. Zum ersten Male sind wir alle, Dorpater und Revaler, zusammen und können ungezwungen und unbeengt mit einander verkehren. Erst um 4 Uhr geht es weiter.

Auf allen Stationen tritt die Wache, wie auf der Hinfahrt, vor die Wagen, freilich sind es ihrer nicht so viele, wie damals. Sie haben jetzt die Pflicht, uns vor möglichen Angriffen der örtlichen Bevölkerung zu schützen und uns wohlbehalten zunächst in Moskau abzuliefern. Unter der Wache sind auch Esten und Letten, was nicht erfreulich ist.

Um 12 Uhr Nachts gelangen wir nach Mariinsk, wo wir eine schöne dicke Kohlsuppe erhalten, die von den Schweden für uns vorausbestellt worden ist, es heißt, wir sollen später einen eigenen Küchenwagen bekommen, so daß wir dann nicht mehr darauf angewiesen sind, dann unsere Mittagssuppe zu erhalten, wenn wir zufällig die dazu bestimmte Station erreichen, so wie jetzt eben, wo wir um Mitternacht zu Mittag speisen. Aber geschmeckt hat es doch.

Morgens um 1 Uhr am 30ten März verlassen wir Mariinsk. Ich strecke mich wohligh auf die weiche dicke Decke aus und schlafe einige Stunden. Bei Hellem sitze ich gelegentlich auf den oberen Bänken am Fenster um auch von der Gegend etwas zu sehen. Der Schnee ist zum großen Teil geschmolzen. Das Wetter ist schön und auf der einen Seite des Wagens wird die Thür geöffnet.

Um 10 Uhr sind wir auf der Station Taiga. Hier zweigt die Bahn zur sibirischen Universitätsstadt Tomsk ab. Der Bahnhof ist groß, mit vielen Nebengeleisen. Der bisher mitgeführte schadhafte Wagen dritter Klasse wird hier gegen einen vierter Klasse ausgewechselt, die Insassen der anderen Personenwagen werden breiter untergebracht und auch sonst noch einige in den neuen Wagen gelassen. Unser Bestand bleibt der gleiche. Ich habe mich jetzt so an den Heizwagen gewöhnt, daß ich nicht gerne in einen anderen Wagen übergehen würde. Das Wetter ist schön, so daß es jedenfalls am Tage nicht kalt ist, wenn es auch in der Nacht wärmer sein könnte. Wohl ist der Wagen entsetzlich schmutzig von Kohlenstaub, wir sehen alle wie die Schmiede aus; doch ist reichlich Platz vorhanden und der Wagen durchaus angenehm. Schlimm ist es nur, daß man, um sich zu entleeren hinaus muß. Morgens hoct alles in langer Reihe halb unter den Wagen. Ein netter Anblick!

In unserem Kommandantenwagen ist im Einverständnis mit dem uns begleitenden Kommissar eine Verordnung ausgearbeitet worden, die jetzt in allen Wagen bekannt gegeben wird, und die eine Anzahl wichtiger Fragen regelt. Um unliebsamen Zusammenstößen mit dem Volke vorzubeugen, wird angeordnet, daß auch von uns aus auf den Stationen regelmäßig Wachen am Zuge

aufgestellt werden. Erst wenn die Wachen auf ihren Posten stehen, dürfen auch die übrigen Insassen den Wagen verlassen, um ihre Notdurft zu verrichten. Durch die Wachen sind auch Nachrichten von einem Wagen zum anderen zu übermitteln.

Ferner wird das Einkaufen von Lebensmitteln und anderen Dingen geregelt. Unsere Versorgung erhalten wir von den „Schweden“, doch ist es wünschenswert, daß wir für die Gegenden, durch die wir kommen werden, in denen Hungersnot herrscht, für alle Fälle auch etwas Vorräte haben. Aus jedem Wagen sollen darum bestimmte Personen diese Einkäufe für den Wagen machen und sie dürfen auch auf Wunsch für Einzelpersonen Einkäufe besorgen. Sonst ist das Kaufen von Waren, die von der örtlichen Bevölkerung angeboten werden, nur auf der von der Station abgewandten Seite des Zuges durch die Wagentüren gestattet. Auf der Vorderseite sollen die Türen wenn möglich, ganz geschlossen bleiben.

Das Besuchen der Wirtschaften auf den Bahnhöfen und die Unterhaltung mit dem Publikum auf den Bahnsteigen ist strengstens untersagt. Regelmäßige Spaziergänge sind vorgesehen, doch soll niemand ohne Erlaubnis des Wagenältesten den Wagen verlassen.

Hier in Taiga erfahren wir aus den Zeitungen, daß Paris auf 120 Kilometer von den Deutschen beschossen sein soll! Das scheint eine richtige Zeitungssente zu sein, aber es wird ganz ernsthaft behauptet. Um 12 Uhr geht es weiter. Bei Tutalskaja ist ein breites, tiefes Flußthal, in das die Stadt malerisch eingebettet liegt. Wozu der Mensch doch alles kommt, um seine Freude und seine Gesinnung zu äußern. Eben fahren wir an einem Düngewagen vorüber; auf dem Krummholz die-

ses Gefährtes ist eine rote Fahne angebracht, die lustig im Winde flattert!

Daß wir über Moskau fahren müssen, hängt wohl damit zusammen, was heute in der Zeitung steht, daß nämlich zwischen Wologda und Petersburg auf der Eisenbahn Verkehrsstörungen sein sollen.

Am Nachmittag wird das Wetter kalt, es stürmt und wird früh dunkel. Wir fahren jetzt gerade auf der Strecke, wo wir damals beraubt wurden, unwillkürlich gedenkt man dessen.

Um 9 Uhr Abends sind wir in Nowo-Nikolajewsk, wo uns wieder eine warme Suppe erwartet. Wenn wohl ein Nachtmahl als einzige warme Speise am Tage immerhin willkommen ist, schöner wärs doch, wenn man die Suppe früher bekäme und sich abends rechtzeitig schlafen legen könnte, denn schon um 5 Uhr morgens ist volles Leben im Wagen, so daß dann an Schlafen nicht mehr zu denken ist.

Ostersonntag, den 31ten März, sind wir um 3 Uhr Morgens aus Nowo-Nikolajewsk abgereist. Die Nacht war eisig kalt, aber schon am Vormittage ist es schön. Auf einer kleineren Station wird Butter eingekauft, so daß jeder von uns im Wagen ein Pfund als eisernen Bestand für kommende schwere Zeiten behält.

Ich benutze einen kurzen Halt, um in den Lazarettwagen zu gehen, um meine beiden alten Onkel und meine Cousine zu besuchen. Bis auf einige kurze Worte habe ich sie bisher noch nicht gesprochen, sie war zu sehr beschäftigt. Dort im Wagen haben sie es recht gemütlich, doch sehr eng. Ich muß sagen, daß ich mich mit meinem Heizwagen immer mehr und mehr auszuföhnen beginne. Der einzige wirklich große Uebelstand ist der Schmutz und

Staub. Der hat seinen Ursprung hauptsächlich darin, daß wir zur Heizung unseres Ofens Kohlen haben, für die kein Rasten vorhanden ist, sondern die auf der Diele vor dem Ofen mehr oder weniger verstreut und vertreten herumliegen. Das gibt dann natürlich eine Menge Staub.

Unser Wasser, kaltes und warmes, bekommen wir auf den Stationen. Zwei Eimer sind vorhanden, einer gehört zum Wagen, ein anderer ist einer von denen, die auf der Hinfahrt gekauft wurden. Dies Wasser dient uns zunächst zum Bereiten von Tee, doch auch als Waschwasser, doch muß man damit sparsam sein. Wir sind doch immerhin 10 Personen und verfügen über kein Waschbecken. Das Waschen besorgt man auf die Weise, daß in der halboffenen Thüre einer einem in kleinen Mengen Wasser aus einem Becher auf die Hand gießt und man sich dann wäscht. Raum hat man sich aber gewaschen, so ist man doch wieder so schmutzig, wie man war. Die Kleider sind mit Kohlenstaub bedeckt. Wenn man mit der reingewaschenen Hand über den Rockärmel streicht, ist die Hand schwarz.

Im Lazarettwagen haben sie es in der Beziehung viel besser. Meine beiden alten Onkel hatten sich leidlich eingelebt, und besonders der ältere war in guter Stimmung. Mir wurde Kasse angeboten, den ich auch nicht ablehnte. Der erste seit dem Ausbruch aus Dorpat, wo ich doch noch zuweilen welchen von Hause geschickt erhalten hatte. Meine Cousine konnte ich kaum sprechen, sie hatte immerfort zu tun, ist sie doch Hausfrau in diesem Wagen.

Mein Onkel erzählt mir einen heiteren Zwischenfall, der sich in ihrem Wagen zugetragen hat und für den Beteiligten doch recht traurig war.

Die Schwester Luther hatte aus Petersburg von

einer Dame Geld mitbekommen, um in Krasnojarsk für einen ihr bekannten Herren irgendein Geschenk zu kaufen, das ihm Freude machen könnte. Sie besprach sich mit der Schwester Lia und beide kauften je eine Dose Kaviar, der dort gut und nicht teuer war. Schwester Lia gab ihre Dose ihrem Vater, Schwester Luther die andere gemäß dem Auftrage der Petersburger Dame, dem Herren. Wie dieser den Kaviar erhält, mißverstehet er die Schwester, glaubt, der Kaviar käme aus Petersburg, von wo sie vor über einem Monat ausgefahren war, nimmt an, daß er mithin schlecht sein müsse, und wirft ihn, als ihn die Schwester kaum verlassen hat, kurzerhand zum Fenster hinaus.

Die andere Dose hat meinen Onkeln und einigen anderen Herren, die sie gemeinsam verzehrten, sehr gut geschmeckt.

Den ganzen Nachmittag von 3 bis 8 Uhr sitzen wir in Kainsk. Dort erhalten wir auch unsere Suppe. Unsere Fahrgeschwindigkeit ist nicht viel größer, als auf der Herfahrt, wenn das so weiter geht, brauchen wir schon über zwei Wochen um nach Hause zu kommen. Abends wird wieder gesungen und zwar werden Vaterlandslieder geübt: „Heil Dir im Siegerkranz“, „Deutschland, Deutschland über alles“; „Deutsche Worte hör ich wieder“ und „Die Wacht am Rhein“. Es ist besprochen worden, daß von Narwa oder von Pleskau aus, wo wir die deutsche Grenze überschreiten, ein Telegramm an den Kaiser gesandt wird, in dem wir unseren Dank ihm gegenüber zum Ausdruck bringen, für die Hilfe, die er uns hat zuteil werden lassen. Natürlich wurde über diese Sache viel geredet. Einige meinten, wir dürften uns nicht ohne Mittelsperson an den Kaiser wenden, worauf erwiedert wurde, das sei ja wohl in

Rußland so gewesen, aber in Deutschland sei das anders. Auch daß wir in keiner Weise als Verein oder Körperschaft zusammengeschlossen seien, wurde besprochen und einige Schwierigkeit lag in dem Umstande, daß es nicht leicht war zu bestimmen, wer das Telegramm unterschreiben solle. Schließlich einigte man sich dahin, daß das Telegramm dem deutschen Offizier oder Beamten, der uns, was wir doch voraussetzten, an der Grenze empfangen wird, mit der Bitte übergeben, es weiter zu befördern. Falls wir in Marwa über die Grenze kommen, solle das der estländische Landrat Baron Stadelberg tun, falls in Pleskau, der livländische, Herr von Wulff. Nach der Übergabe der Adresse sollen dann die Lieder gesungen werden.

Um 7 Uhr Morgens, den 1ten April kommen wir in Dmsk an. Die Nacht war wieder kalt, wenn auch weniger als die vorige. Auf der unteren Liegestatt ist es sehr viel kälter als oben, doch dabei ist nichts mehr zu machen. Hier werden uns eine Menge Vorräte gebracht, die im Proviantwagen verstaut werden. Auch ein geschlachtetes Rind ist darunter, da wir ja nächstens eine eigene Küche erhalten sollen. Der Wagen hierfür ist schon an den Zug, zwischen die Lokomotive und den Proviantwagen, gehängt, jetzt heißt es nur irgendwo eine Feldküche auftreiben. Für unseren Wagen erhalten wir noch einen Deckessel und ein Beil. Wir haben jetzt außer Kohlen auch Holz und brauchen daher das Beil notwendig. Bald werden die Kohlen wohl ganz aufhören, wenn wir uns weiter von den Gebieten entfernen, in denen Kohlengruben sind. Auch einen Besen erhalten wir, mit dem wir den Schmutz hoffentlich etwas werden beseitigen können.

Da die Schnelligkeit unserer Reise davon ab-

hängt, daß wir auf den Mittagsstationen nicht unnütz aufgehalten werden, haben wir beschlossen, die Mittagssuppe abzubestellen, bald werden wir ja doch im Zuge selbst unser Mittagessen kochen können. Hier in Omsk sind viele Kriegsgefangene, meist Österreicher, aber auch Deutsche. Sie scheinen sich hier sehr wohl zu fühlen. Sie leben außerhalb der Stadt in einem Gefangenenlager und haben sich, wie es scheint, in alle Verhältnisse hier gesunden. Sie geben sogar eine deutsche Zeitung heraus „Die Wahrheit“. Die letzte Nummer dieses Blattes ist auch in unseren Wagen gekommen. Sie ist auf braunem Packpapier gedruckt und ganz im bolschewistischen Geiste gehalten.

Die Gefangenen haben auch hier einen Rat gebildet, der die Zeitung herausgibt, die vom ersten bis zum letzten Wort nur die schamlosesten Hekereien, Majestätsbeleidigungen und ähnliches enthält. Und dabei haben die Herausgeber und die Verfasser der einzelnen Aufsätze die Unverfrorenheit, sich mit ihrem vollen Namen zu unterzeichnen. Einer von uns, der das Schandblatt gekauft hatte, nimmt es mit, um es daheim einem höheren Offizier zuzustellen. Wenn diese Dunkelmänner es wagen sollten, nach ihrer Freilassung in ihre Heimat zurückzukehren, dann mögen ihnen ihre schriftstellerischen Leistungen reichlich bezahlt werden.

Aus Petersburg werden zehntausend hungernde Kinder aus den Familien fortgenommen und nach Sibirien gebracht, um hier beköstigt zu werden, denn hier ist noch kein Mangel. Gleichzeitig soll dann die gute Gelegenheit benutzt werden, diese Kinder zu recht überzeugten Bolschewiken zu erziehen. Uns sind auch schon solche Züge mit Kin-

dern jeden Alters begegnet. Erwachsene waren nur wenige mit ihnen. Wir erfahren, daß wir von hier aus eine andere Linie einschlagen, als wir gekommen waren und damit ist es auch entschieden, daß wir nicht über Saratow nach Moskau fahren, sondern über Wologda. Wir werden jetzt über Tjumen auf der nördlichen Linie nach Zekaterinenburg fahren, während die Bahn nach Saratow von der südlichen Strecke zwischen Omsk und Zekaterinenburg bei Tscheljabinsk abzweigt.

Hier ist es viel winterlicher, als es weiter östlich war. Doch sieht man jetzt, wie schön der Boden hier ist. Das ist Land, das eine Zukunft hat; wenn es aber tatsächlich der Kultur erschlossen sein wird, ist noch eine offene Frage. Um 11 Uhr verlassen wir Omsk. Der Irtschik ist noch unter seiner Eisdecke, ebenso wie es der Ob war, den wir bei Nowo-Nikolajewsk überschritten.

Bald nach Omsk hält der Zug plötzlich an. Weswegen, können wir nicht erfahren.

Am Morgen, den 2ten April, befinden wir uns im tiefsten Winter, alles weiß von Schnee, nachdem wir doch schon lange durch ganz frühjahrmäßiges Gelände gefahren sind. Um 12 Uhr geht es über den Tschim und bald darauf halten wir auf der Station gleichen Namens. Unsere Wächter erzählen, daß heute Nacht, bald nach der Überfahrt über den Irtschik ein Überfall auf uns hätte ausgeführt werden sollen. Der Zug sei von Banden angehalten worden und mit Mühe sei es ihnen gelungen, die Weiterfahrt durchzusetzen. Was an der Erzählung wahr ist, ist schwer zu entscheiden. Das unerwartete Anhalten ist uns gestern Abend allen aufgefallen.

Nach Tschim kommen wir an einem heiteren Birkenwäldchen vorüber. Die weißen Stämme mit

den feinen weißen Ästen und den rötlichen Zweigen geben ein allerliebstes Bild. Dann geht es vorüber an einem Dorf, das auf ziemlicher Höhe über der Eisenbahn gelegen ist und das sich durch sechs Windmühlen auszeichnet, bei denen man fast den Eindruck hat, als müsse eine der anderen den Wind vorweg nehmen.

Gegen Mittag um  $\frac{1}{2}$  12 Uhr erreichen wir am 3ten April Tjumen. Es ist heute ein prachtvolles Frühlingswetter. Schon vor Tjumen zeigen sich Höhenzüge, nähern wir uns doch schon dem Ural. Hier erwartet uns eine erfreuliche Abwechslung in unserer Ernährung, wir erhalten Kaffee. In den letzten Tagen haben wir manchmal Kakao getrunken, auch ein seltener Genuß. Baron Bill Stadelberg hatte einen Paken von Bekannten in Kraßnojarsk erhalten, der aber erst unterwegs in seine Hände gelangte. In diesem Paken befand sich auch Kakao, den er freundlicher Weise mit uns teilte. Die zu dem Getränke nötige Milch konnten wir auf den Stationen kaufen und so haben wir uns einige Male an diesem Getränk erfreut. An Milch war überhaupt bisher kein Mangel, ebensowenig an Butter. Auf einer Station vor Omsk kaufte ich 2 Pfund, um sie nach Hause zu bringen und verwahre sie jetzt in der äußersten Ecke des Wagens auf dem Fußboden, wo es am kältesten ist.

Aber jetzt gibt es reichlich Kaffee, so daß wir damit rechnen können, zweimal täglich das gewohnte Getränk zu genießen. Zucker ist auch, wenn auch knapp, vorhanden. Ich selbst habe mir freilich den Zucker zu Kaffee und Tee in den letzten Jahren ganz abgewöhnt. Um den Kaffee zu kochen wird uns der herdartige Ofen gute Dienste leisten. Wir haben jetzt auch Kartoffeln, die wir auf der

Herdplatte rösten und dann mit Butter essen. Zur Abwechslung braten wir uns auch einmal ein Stück Speck über dem offenen Feuer am Spieß. Wir heizen jetzt zur Hälfte mit Holz und ich habe mir aus einem guten Stück sibirischen Pappelholzes einen viereckigen Teller geschnitzt, der beim Zerschneiden des Schinkens und des Speckes gute Dienste leistet.

Da das Holzfeuer stets Aufsicht verlangt, haben wir es jetzt so eingerichtet, daß Tag und Nacht je einer von uns die Pflicht hat, für den Ofen zu sorgen. Wer das Feuer ausgehen läßt, hat außer der Mühe, es wieder in Brand zu bringen, den Spott der Anderen zu gewärtigen. Doch leben wir in bester Eintracht mit einander und haben unsere Gesellschaft „Harmonie“ genannt. Täglich besucht uns der Doktor, von allen gern gesehen.

Nachmittags um  $\frac{1}{2}$  4 Uhr verlassen wir Tjumen. Jetzt beginnt eine landschaftlich schöne Gegend. Das Wetter ist gut, in der Sonne ist es warm. Wir öffnen auf der Sonnenseite die Türe, legen ein Brett auf die beiden unteren Bänke und setzen uns an die offene Türe. Schmucke Dörfer zeigen sich, im Hintergrunde sieht man Höhen, dann wieder geht es durch Wald. Endlich kommt ein schöner alter Kiefernwald. Die Stämme sind mächtig dick, doch kurz, aber der schöne geschlossene Wald macht einen solch anheimelnden Eindruck. Noch fährt man im Walde, da geht es über Weiden, dann tritt der Wald etwas zurück und man sieht eine malerische Stadt und schon hält der Zug auf dem Bahnhof von Kamüischlow.

Mir ist der Name des Orts sehr bekannt, obgleich ich noch nie in diesen östlichen Gegenden gewesen bin. Kamüischlow ist die erste Stadt auf europäischem Boden, d. h. politisch gerechnet. Von hier

aus mußten die Dorpater Reichsdeutschen im Juni 1915 eigentlich zu Fuß, durch die Hilfe ihres Ausschusses aber mit Wagen die Reise nach Irbit antreten, wo sie sich eben noch befinden. Der Student Schwab, der mit uns fährt, erzählte mir eben von dem Leben der Leute dort, er ist als Begleitung einer alten Dame, die auch ausgewiesen war, dorthin gekommen.

Wir haben einen neuen Wagengenossen erhalten. Baron Hans Tiesenhausen, derselbe der mit mir in einem Hause verhaftet wurde, ist zu uns übergesiedelt, weil es ihm hier besser gefällt. Da er ein guter Kamerad ist, haben wir ihn alle gern angenommen.

Auch auf der Weiterfahrt von Kamüischlow ist der Blick aus dem Wagen schön. Es zeigen sich in der Entfernung Berge. Dann wieder Wald, darin eine Menge Sommerhäuser, die Grundstücke umzäunt. Die Häuser sind unschön, aber prunkvoll gebaut. Dann um 1<sup>1</sup>/<sub>2</sub>7 Uhr Abends halten wir auf dem großen Bahnhof von Jekaterinenburg.

Den ganzen Abend liegen wir hier auf diesem Bahnhofs. Der hiesige schwedische Konsul kommt zum Zuge uns zu begrüßen, und wir erhalten vom schwedischen roten Kreuz eine gute Suppe. Auch Pfannen werden allen Wagen zugeteilt und unser Vorstand und die Schweden unterhandeln lange inbetreff der Feldküche, die wir erhalten sollen. Endlich wird beschlossen, von der Küche ganz abzusehen, doch das ruft einige Mißstimmung bei unserer Wache hervor, die sehr an der warmen Suppe hängt. Doch scheint es wirklich nicht möglich zu sein, eine Küche zu erhalten.

Auch der Morgen des 4ten März findet uns noch in Jekaterinenburg. Es heißt, es sei keine Volo-

motive für uns aufzutreiben. Doch auch unsere Wache hat es eilig. Sie verlangen, daß von einem Expreszüge, der auch auf dem Bahnhofe liegt, die Maschine abgehakt und uns gegeben werde. Und es gelingt ihnen, das durchzusetzen. Um 6 Uhr wird uns gesagt, um  $\frac{1}{2}$  8 würde die Lokomotive kommen, um 8 würden wir weiterfahren, und Punkt  $\frac{1}{2}$  8 fährt die Maschine mit einem starken Ruck an unseren Zug heran und um 8 Uhr pfeift sie und unser Zug setzt sich in Bewegung. Mit der Lokomotive sind aber an unseren Zug noch eine Menge Wagen angehängt worden, die Lebensmittel für Petersburg und Moskau enthalten.

Tiefenhausen, dem seine alte Wagengesellschaft keine Ruhe gelassen hat, ist wieder fortgegangen.

Der Schwede hat erzählt, die 160 Südlivländer, und in seinen bisherigen Wagen zurückgekehrt, die bis Zekaterinenburg gekommen waren, und Perm gekommen, von dort hat man sie dann wieder nach Zekaterinenburg beordert. Von hier sind sie auch erst vor wenigen Tagen nach Hause von hier zurückgeschickt worden sind, sind nur bis schickt worden. Wir glaubten sie schon lange glücklich heimgekehrt und nun erweist es sich, daß sie wohl auch heute noch unterwegs sind. Es sind auch Damen unter ihnen.

Da das Holz, das uns zum Heizen gegeben wird, etwas knapp ist, scheint es notwendig, den Vorrat zu vergrößern. Die bolschewistische Zeit muß doch eine gewisse Ansteckungsgefahr in sich geborgen haben, jedenfalls, wie sich eine günstige Gelegenheit bietet, springe ich aus dem Wagen und kehre mit einigen guten Scheiten wieder zurück. Der Student Thomson folgt meinem Beispiel und so haben wir für einige Zeit etwas reichlicheres Heizmaterial.

Auf einer kleinen Station kommt Paul von Mühlendahl aus einem Revaler Wagen zu uns und liest uns einen Teil seiner Aufzeichnungen über die Verhaftung, den Aufenthalt in Reval und die Reise nach Krasnojarsk vor. Sie haben wohl unendlich mehr Schweres erlebt, als wir, wofür ja auch schon die Tatsache spricht, daß von ihnen drei gestorben sind, ohne den einen, der in ihrer Mitte ermordet wurde.

Die Gegend hier ist sehr schön. Zu beiden Seiten sind mäßige Hügel, die fast alle mit dunklen Nadelholzwäldern bedeckt sind und dazwischen ziehen sich Täler und Schluchten. Um 4 Uhr sind wir in Schalja; auf dem Geleise neben uns steht wieder ein Zug mit Petersburger Kindern. Die größeren unter ihnen gehen an unserem Zuge entlang und schimpfen auf uns als „Burschuis“. Es heißt, daß dieser Zug allein unterwegs 50 Kinder verloren habe, die sich teils verlaufen haben, teils gestorben sind.

Währenddessen kommt eine Abordnung unserer Wache in den „Schwedewagen“ und überreicht ein Papier mit folgendem Inhalt: „Protokoll der Versammlung der Begleitmannschaft der Verhafteten. Die Versammlung beschließt im Hinblick auf die Not der aus Petersburg und Moskau nach Sibirien gebrachten Kinder, die eine Folge des Imperialismus der finnländischen Bourgeoisie und ihrer gegenrevolutionären Machenschaften sind, von dieser finnländischen Bourgeoisie, d. h. von den verhafteten Fürsten, Grafen, Baronen und sonstigen Edelleuten eine Kontribution im Betrage von 500 Rubeln und einem Pud Exportbutter zu erheben. (Erwachsene mögen hungern.) Diese Auflage ist von den im Zuge Befindlichen sofort zu bezahlen.“ Es folgen einige Unterschrif-

ten. Dieses amtliche Schriftstück wird Herrn Seeberg (v. Sivers) mit der Drohung übergeben: „Wir bitten nicht, sondern wir fordern!“ und Herr von Sivers wird bedeutet, daß er das Geld sofort aus der schwedischen Kasse auszahlen solle, es aber dann von allen Gefangenen sich zurückzahlen lassen müsse.

Das Geld wurde bezahlt und Butter, sogar  $1\frac{1}{2}$  Pud, freilich bereits verdorbene Butter, ihnen ausgehändigt. Unterdessen war die Schwester Lia Stryl im Zuge gewesen und hatte einigen kleineren Kindern etwas Zwieback gegeben, doch war ihnen der sofort weggenommen worden, niemand dürfe etwas vor den Anderen voraus haben.

Dies Erlebnis ist ein deutlicher Beweis für die Freiheit, in der wir uns befinden. Ueberhaupt zeigt sich allmählig, daß wir fast genau so als Gefangene behandelt werden, wie auf dem Hinwege. Da uns unsere Wache heil und unversehrt in der vollen Anzahl in Moskau abliefern muß, meinen sie, die Verantwortung für uns nur tragen zu können, wenn sie uns vollkommen unter ihrer Aufsicht hätten. Wir dürfen keinen Schritt ohne ihre Erlaubnis tun und die am ersten Tage gefallene Aeußerung: „Sie sind doch frei, sie können tun, was Sie wollen“, hat schon lange keine Gültigkeit mehr.

Am Abend um 11 Uhr kommen wir nach Kungur und bleiben hier die ganze Nacht. Erst am 5ten um 6 Uhr Morgens fahren wir weiter. Thomson hat die Gelegenheit benutzt, unseren Holzvorrat zu ergänzen. Daß wir in Kungur so lange liegen mußten, erklärt sich daraus, daß unsere Wache sich immer noch nach einer Feldküche umsieht. Wenn auch wir keine wünschen, so verlangen doch sie eine, schon. und es auf der Rückfahrt einigermaßen be-

quem zu haben. Auch soll in Kungur wieder um das Fehlen der Lokomotive mit dazu beigetragen haben, unseren Aufenthalt zu verlängern.

Nach Perm gelangen wir um  $1\frac{1}{2}$  10 Uhr Morgens und haben bis dahin dursten müssen, da wir auf allen Stationen nur kurze Zeit hielten, jedenfalls zu kurz, als daß wir uns aus den oft weit entfernten Wasserbehältern versorgen konnten.“

## 17. Von Perm bis Moskau.

Perm verließen wir um 12 Uhr Mittags. Die gewaltige Kama, über die wir auf einer mächtigen Brücke fuhren, war noch mit Eis bedeckt. Um 6 Uhr Nachmittags waren wir in Wereschtschagino zwischen 4 anderen Zügen hineingeschoben, in denen sich Soldaten, nach Sibirien bestimmte Ansiedler, Kinder und eine Menge beschädigter Kraftwagen aus Keval befanden. Dann ging's weiter in flotter Fahrt. Eine Strecke von 2½ Stunden legten wir ohne anzuhalten zurück. Wir kamen durch eine nette fruchtbare Landschaft mit Gutshöfen und Kirchen und einer sich viele Werst weit hinziehende uralte Birkenallee.

Diese Allee ist, wie viele andere an großen Landstraßen in Rußland von Katharina der Großen angepflanzt und besteht aus 4 Reihen Bäumen, so daß der Fußgänger in vollem, dichtem Schatten zu beiden Seiten der Straße seinen Pfad findet. Auf der Straße, an der wir entlang fuhren, sind im Laufe der Zeiten unendlich viele Verbrecher und Unschuldige den öden Eiszüsten Sibiriens zugeführt worden, die meisten, um nie wiederzukehren, um dort zu sterben und zu verderben, oder um mit ihrer Nachkommenschaft das weite, in einzelnen Theilen reiche Land zu bevölkern.

Hier ist noch tiefer Winter. Alles fährt im Schlitten. Auf der Landstraße, die sich mit ihren

schönen alten Baumreihen immer noch zur Seite der Eisenbahn hinzieht, ist eine große Menge Fuhrn, ich zähle über 50 Schlitten, in langem Zuge, die wohl Korn geladen haben mögen, das vermutlich zur nächsten Eisenbahnstation gebracht wird, um dem hungernden Petersburg zugeführt zu werden. An einer Überfahrt über die Bahn halten die vordersten Schlitten. Die Pferde sind noch ganz gut im Stande, so weit man das unter den vielen breiten, mit Messing beschlagenen, russischen Geschirren sehen kann. Mehrere Bauern mit langen, ehrwürdigen Bärten in große Pelze gehüllt, die Pelzmütze auf dem Kopfe, stehen in einer Gruppe zusammen und unterhalten sich eifrig. Wovon sie wohl sprechen mögen? Von Politik? — Wohl kaum. Der Bauer weiß davon nicht viel, das ist die Sache der Städter. Er weiß nur soviel, daß er jetzt keinen Zaren mehr hat, sondern eine Zarin, die heißt „Respublika“.

Die Landstraße mit den Baumreihen führt jetzt einen Hügel hinan, den eine Kirche mit bunten Kuppeln krönt. Daneben ist der Pfarrhof unter alten schönen Bäumen gemütlich gelegen. Nicht weit davon ist ein Bahnhof, an dem wir ohne anzuhalten vorüberfliegen. Wir haben Eile, es geht jetzt mächtig vorwärts, in 3 Tagen können wir schon zu Hause sein, wenn es über Petersburg geht. Noch scheint unser Reisetweg nicht festzustehen, in Wologda soll es sich entscheiden. Über Moskau ist es etwa 600 Werst weiter.

Den 6ten April um 9 Uhr Morgens halten wir auf der Station Sujewka. Hier gibt es Paphros. Alles drängt sich an die Wagentüren, um welche zu erhalten, denn der Tabak, den die Schweden uns lieferten, war nicht schön. Besseres gab es eben in Westsibirien nicht. Viel ist auch hier nicht zu

erhalten, aber jetzt hat ja wohl die Not ein Ende, jetzt wird man auf allen Haltepunkten etwas Rauchwerk bekommen können. Auch Milch wird angeboten, was uns zu unserem Morgenkaffee sehr willkommen ist, da wir gestern nur wenig erhalten konnten, und für heute Morgen nichts übrig blieb. Wir kaufen eine Flasche. Der Preis ist im Vergleich zu dem in Sibirien schon auf mehr als das Doppelte gestiegen. Wir haben gerade die Flasche in Empfang genommen und dem Mädchen, das uns die Milch lieferte, das Geld eingehändigt, als einer von unserer Roten Garde, ein kleiner, stets unfreundlicher Estenjunge von vielleicht 18 Jahren uns anfährt: „Was fällt Euch ein, Milch zu kaufen. Wißt Ihr nicht, daß das Kaufen den Einzelnen verboten ist? Wenn ich noch so etwas sehe, dann schieße ich Euch nieder, wie Ihr es verdient habt!“ Schimpfend geht er weiter.

Wir schließen die Thür und besprechen den Fall, der uns doch etwas in Aufregung versetzt hat. Wir haben ganz ordnungsgemäß an der, von der Station abgewandten Seite des Wagens gekauft, in nichts also die Vorschrift verletzt. Unser Wagenältester bespricht dann die Sache im Kommandantenzwagen und da ergibt sich nun zweierlei. Erstens beginnt die Milch jetzt, je weiter wir nach Westen kommen, seltener zu werden, und unsere Wache fürchtet, selbst ohne zu bleiben, und ist darum sehr dabei, uns am Einkaufen zu hindern. Dann wird sie aber in letzter Zeit immer unfreundlicher gegen uns. Besonders 3 oder 4 Letten und Esten, die zu ihr gehören, versuchen wo sie können, uns zu beeinträchtigen, schimpfen, ja werden sogar tötlich. Ist doch kürzlich einer der Herren, der gerade draußen, wie das ja nicht anders möglich ist, sein Geschäft verrichtet,

für diese „Unmanierlichkeit“ von solch einem jungen Bengel erst zurechtgewiesen und dann geschlagen worden. Diesen Leuten ist seit dem glücklichen Raubzug in Kungur, wo sie die 500 Rubel und die Butter erhielten, der Kamm sehr geschwollen, besonders nachdem es ihnen gelang, ihre schriftliche Forderung von Herrn von Sivers zurück zu erhalten. Es ist jetzt auch bekannt geworden, daß wir in Perm drei Tage halten aufgehalten werden sollen, und daß uns dort wieder einmal alles Geld abgenommen werden sollte.

In Perm ist auch zwischen unserem Vorstande und der Wache die Frage unserer Belöstigung verhandelt worden. Da wir uns mehr und mehr den Gegenden nähern, in denen Hungersnot herrscht, hat die Wache alles Einkaufen von Lebensmitteln unterwegs verboten, indem sie darauf hinwies, daß wir ja selbst Proviant mitführten. Nur das Einkaufen von Milch ist noch erlaubt, aber nicht durch die Einzelnen, sondern nur durch die Schwestern, die täglich 90 Stof für die „Kranken“ kaufen dürfen. Diese Milch soll dann gleichmäßig an alle, Kranke und Gesunde, verteilt werden, so daß man den nötigen Zusatz zum Kaffee erhält. Diese Vereinbarung war uns leider nicht gleich mitgeteilt worden, sonst hätte der unerfreuliche Zwischenfall nicht stattgefunden. Was unsere Vorräte betrifft, so sind sie zwar vorhanden, doch wissen wir nicht, wie lange wir werden unterwegs sein müssen und wenn wir jetzt ganz auf sie angewiesen sind, kanns schon leicht geschehen, daß uns die Lebensmittel ausgehen, ehe unsere Reise beendet ist.

Nach Sujewka kam die Schwester für eine Weile in unseren Wagen und erzählte mir viel von ihrer Hinreise und dem Aufenthalt in Straßnojarsk. Sie

alle drei, Herr Hahn, Herr von Sivers und sie hätten in Smolny amtliche Beglaubigungen mit der Unterschrift der Volkskommissare Bontsch-Brusjewitsch und Bystroumow erhalten, auf Grund deren sie uns bis zum Bestimmungsort begleiten und unterwegs für unseren Unterhalt und nöthigenfalls für Pflege sorgen durften. Jedoch die Wache, unter der Leitung des Revaler Kommissar Fickser, sei von Anfang an sehr mißtrauisch ihnen gegenüber gewesen, sie habe ihnen zwar das Mitfahren erlaubt, und ihnen Plätze im Wagen der Wachmannschaft angewiesen, jedoch verboten, mit den Gefangenen in irgend einen Verkehr zu treten, ja nicht einmal gestattet, ihnen Lebensmittel zukommen zu lassen. Später seien sie dann verhaftet, ihnen unter Drohen und Schimpfen alle möglichen Verdächtigungen vorgeworfen und sie endlich alle drei in der beleidigendsten Form einer eingehenden Durchsuchung unterworfen. Dabei wurden ihnen alle Papiere und Ausweise, desgleichen auch das persönlich ihnen gehörende Geld fortgenommen. Die Summe von 20 000 Rubeln, die sie von der schwedischen Gesandtschaft für unsere Verpflegung erhalten hatten, ließ man ihnen nach einigem Hin und Her.

In Wologda übernahm der Kommissar Paul Radtschischewskij die Leitung. Er war scheinbar nicht unfreundlich gegen uns und gestattete den „Schweden“ und uns manche Vergünstigungen, doch bald war es der Schwester, die ja mit der Wache den Wagen teilte, klar geworden daß er nur ins Gesicht entgegenkommend war, hinter dem Rücken aber gerade er die Wache aufhetzte. So hatte er sich bei den Raubüberfällen zwar persönlich vollkommen zurückgehalten, in der That aber war er ihr Urheber gewesen. Die Möglichkeit überhaupt

zu uns zu gelangen, habe sie und Doktor Mirbach nur dem zu verdanken, daß sie, als einer von der Wache unter den Zug gefallen war, ihm Hilfe geleistet hätten und sich so ein gewisses Ansehen bei den Leuten erworben hätten.

In Krasnojarsk hätten dann Herr Hahn und Herr von Sivers sich durch ihre Unterschrift verpflichten müssen, binnen 24 Stunden die Stadt zu verlassen. Herr Hahn sei auch nach Petersburg gefahren, Herr von Sivers aber nach kurzer Zeit, als auch unsere Begleitmannschaft Krasnojarsk verlassen hatte, wieder zurückgekehrt, und habe sich im Lager der kriegsgefangenen Offiziere einquartiert, von wo aus er der Schwester dann mit Herrn Steinle zusammen bei den Einkäufen geholfen habe. Sie selbst habe in Krasnojarsk in einer russischen Familie ein Zimmer gemietet, sei aber in engstem Verkehr mit den dortigen Deutschen gewesen, besonders mit der Familie des Pastor Reichwald, des Oberlehrer Jäger und eines Herrn von Brümmer. Oft habe sie dort mit dem Soldaten- und Arbeiterrat verhandeln müssen, dessen Vorsitzender, der Jude Maibaum, sich in der schroffsten Weise ihr gegenüber in Bezug auf uns geäußert habe. Sie hat überhaupt eine entsetzlich schwere Zeit durchlebt, wußte sie doch fast all das Schlimme, das uns drohte, während wir das Meiste erst hinterher erfahren haben. Wenn wir auch von mancher Gefahr, der wir ausgesetzt waren, hörten, war doch das immer mehr oder weniger ein Gerücht, dessen Richtigkeit wir nicht zu prüfen vermochten, sie aber vernahm meist aus erster Hand alles, was man mit uns vorhatte.

Um 5 Uhr Nachmittags halten wir auf dem Bahnhof von Wjatka, wo damals der Wagenwechsel stattfand. Wenns auch jetzt der Heimat entgegen-

geht, unsere Lage ist doch bis jetzt nur wenig besser, als sie damals war. Noch sind wir in gleicher Weise unseren Wächtern überantwortet, die mit uns so ziemlich machen können, was ihnen beliebt.

Um das Rindfleisch, das wir in Voraussicht eines Küchentagens in unseren Vorratswagen aufgenommen hatten, zu verwerten, wird in die Wagen, wo solches gewünscht wird, Fleisch gegeben. Wir erhalten einen Hinterschenkel und ich übernehme es für unsere Gesellschaft, das Fleisch zu braten. Mit meinem Taschenmesser löse ich zunächst das weiche Fleisch nach allen Regeln der Anatomie vom Knochen, befreie es von Sehnen und Häuten und zerschneide es in Stücke von geeigneter Größe, die während ich weiter am Zerteilen arbeite, von Dr. Seraphim mit einem Holzklöß weich geklopft werden. Dann brate ich sie auf unserer Pfanne, die leider für den kleinen Ofen viel zu groß ist, in Speck und Butter und würze sie, nachdem sie gut gesalzen sind, mit Zwiebeln, die uns auch aus dem Vorratswagen geliefert wurden. Nach so vielen Wochen schmeckt uns allen der Zwiebelklops prächtig und der Rest der Soße wird mit Brot eifrig vertilgt.

Unterdessen haben wir um  $\frac{1}{2}$  8 Wjatka verlassen. Sonntag morgen, den 7ten April, sind wir in Scharja, wo wir auf der Hinreise die ersten Lebensmittel kaufen konnten. Weit ist es nicht mehr bis nach Hause. Am Nachmittag erhalten wir von der Schwester, die von meinen Kochkünsten gehört hat, eine kleinere Pfanne, die besser auf unseren Ofen paßt und ich betätige mich wieder als Koch und verbrauche den Rest unserer Rinderkeule. Wie gestern, wird mir auch heute reichlich Lob gespendet, doch glaube ich, dieses mehr der seltenen Speise, als meinen Künsten zuschreiben zu müssen. Um 6 Uhr

sind wir in Nikola Paloma und erreichen um 11 Uhr Abends Galitsch.

Den 8ten April halten wir um 8 Uhr Morgens in Tufanowo, einer Station nur wenige Werst von Wologda. Von hier aus sind es nur noch etwa 900 Werst nach Dorpat. Doch heißt es, wir sollen doch über Moskau reisen, denn unser Reiseausweis des Kraßnojarsker Soldaten- und Arbeiterrates hat den Inhalt, „daß 357 verhaftete Geiseln in Moskau dem Rat der Volkskommissare zu übergeben seien“. Wir sind die letzte Nacht hindurch mit besonderer Schnelligkeit gefahren und müssen jetzt hier liegen, um darauf zu warten, daß wir über die einzuschlagende Richtung Bescheid erhalten. Es ist noch nicht ganz ausgeschlossen, daß wir doch Moskau nicht berühren, denn wir wollen auf möglichst kurzem Wege nach Hause kommen und auch unserem Kommissar liegt aus Gründen der Eitelkeit daran, uns nicht dem Volkskommissar, sondern persönlich dem deutschen Vertreter zu übergeben. Aus diesem Grunde ist Herr von Sivers und unser Kommissar nach Wologda vorausgefahren, während unser Zug hier in Tufanowo stehen blieb, denn hier zweigt die Bahn ab, die über Jaroslaw nach Moskau führt, doch kann man von hier aus auch über Rjbinsk nach Bologoe an der Linie Moskau—Petersburg und Moskau—Pleskau kommen. Wenn wir durchaus nicht Petersburg berühren sollen, wären immerhin unsere und des Kommissars Wünsche so ziemlich erfüllt, wenn wir über Rjbinsk und Bologoe nach Pleskau führen. Um nun dieses zu betreiben, sind die Beiden vorausgefahren und wir müssen jetzt hier auf sie warten.

Das Wetter ist schön und da wir wieder etwas mehr Freiheit haben, sind wir fast beständig drau-

ßen. Das Bahnhofsgebäude ist weit, wir stehen auf einem Nebengeleis, wie ja meist auf unserer Reise.

Herr von Sivers ist zurückgekommen. Er hat nichts erreicht. Wir sollen doch über Moskau fahren, aber der Kommissar will noch einen letzten Versuch machen und von Jaroslaw aus mit dem betreffenden Volkskommissar durch den Fernsprecher verhandeln. Bald nachdem Herr von Sivers zurückgekehrt ist, setzt der Zug sich auch wieder in Bewegung. Es ist  $\frac{1}{2}$  2 Uhr.

Wir fahren jetzt auf einer entsetzlich schlechten Eisenbahn, auf der Eisenbahnunglücke zu den Alltäglichkeiten gehören. Schon gleich fällt es auf, daß die Brücken, auch über große Flüsse, aus Holz gebaut sind. Die Schnelligkeit, mit der wir fahren, ist kaum größer, als die von guten Pferden. Auf allen Stationen ist langer Aufenthalt. Die Gegend, durch die wir kommen, macht einen ärmlichen Eindruck. In den Dörfern sind die Häuser eng und klein und ohne Schornsteine, man sollte kaum glauben, daß es menschliche Wohnungen sind.

Auf einer Zwischenstation kommt einer von den Revaler reichsdeutschen Kriegsgefangenen, der hier im Zuge den Namen Krause führt, da der falsche Paß, den er besaß, auf diesen Namen lautete, der aber in Wirklichkeit Zopf heißt, in unseren Wagen. Herr Krause-Zopf ist in seinem Zivilberuf Redakteur einer gewerkschaftlichen Zeitung und erzählt uns mit großer Geläufigkeit von der Zielen und Erfolgen der Gewerkschaftsbewegung. Schließlich erweist es sich, daß er berufsmäßiger Agitationsredner ist, so kann man sich über seinen reizenden Redestrom nicht weiter wundern. Sein kurzer Aufenthalt in Reval und seine lange Reise mit den Gefangenen haben ihm einiges Verständnis für

unsere baltischen Zustände gegeben, daß er nach seiner Rückkehr nach Hause wohl auch in seiner Presse wird verwerten und so in diesen Kreisen manches falsche Vorurteil wird beseitigen können.

Nachher erzählt er uns sehr fesselnd aus der Zeit seiner Gefangenschaft in Rußland und von seiner abenteuerlichen und zum Teil lebensgefährlichen Flucht. Herr Krause erzählt mit solch einem Eifer und ist wohl von seinem Berufe her so an eine schriftliche Wiedergabe seiner Gedanken gewöhnt, daß es ihm unterläuft, im Strome seiner Rede zu sagen: „Die Feder sträubt sich wiederzugeben, was ich dort erlebte . . .“ Die Zeit vergeht uns bei seiner lebhaften Erzählung recht schnell und wir merken kaum, daß wir nur sehr langsam vorwärts kommen. Um 8 Uhr Abends sind wir in Britschistaja, um 12 Uhr in Danilow, an beiden Orten haben wir langen Aufenthalt.

Endlich um 8 Uhr Morgens am 9ten April kommen wir nach Jaroslaw. Wir halten erst auf einem Bahnhof bei einer Vorstadt, dann geht es über die Wolga, schon hier ein stattlicher Strom, doch leider auch noch unter einer Eisdecke. Bei der Überfahrt über die Wolga hat man einen schönen Blick auf die Stadt mit ihren vielen Türmen und öffentlichen Gebäuden. Wie bei allen größeren Städten, durch die wir bei der Rückkehr gekommen sind, finden wir auch hier gleich das große, weiße, etwas abseits gelegene Gefängnisgebäude heraus. Sie erinnern doch alle sehr aneinander und wir kennen sie ja jetzt zur Genüge.

Von Wologda nach Jaroslaw sind es 170 Werst und wir haben zur Fahrt 18½ Stunden gebraucht, also weniger als 10 Werst in der Stunde zurückgelegt. Die Ursache unserer schlechten Fahrt soll übrigens gewesen sein, daß die Eisenbahner, als

Gegner der bolschewistischen Regierung streifen und darum die Beförderung auf große Hindernisse stößt. Die Angestellten der Eisenbahn sind Sozial-Revolutionäre, die mit den Bolschewiken auf sehr gespanntem Fuße leben.

Auf dem Bahnhof in Jaroslaw besuchen uns einige dort lebende Balten, die von der Ankunft unseres Zuges gehört haben. Auch der mir noch von unserer gemeinsamen Schulzeit her gut bekannte Professor B. Frese vom Lyceum ist gekommen. Da diese Anstalt jetzt von der Regierung, die keine Juristen mehr braucht, geschlossen ist, hat er seine Beschäftigung verloren.

Jetzt sind wir bald in Moskau und sollen dann dem Volkskommissar übergeben werden. Gestern Abend war in jeden Wagen ein Gardist gekommen und hatte alle Insassen überzählt, nachdem schon vor einigen Tagen ein anderer bei einem längeren Aufenthalt in jedem Wagen die Namen, das Alter usw. aller Zugehörigen aufgeschrieben hatte. Nun hatte sich herausgestellt, daß im Zuge einer mehr sei, als aus dem Krasnojarsker Gefängnis ausgerückt waren, — der falsche Thomson!

Unsere Wächter sind in der größten Aufregung. Alle Wagenältesten werden zusammen berufen und ihnen wird mit viel Geschrei von dem Familienzuwachs berichtet, den wir erhalten haben. Der Kommissar droht, alle Ältesten in besondere Haft zu nehmen, bis die Sache sich geklärt habe. Endlich glückt es Herrn von Brümmer, die Leute wenigstens fürs Erste zu beruhigen. In den Händen des Kommissars befindet sich nämlich in einem versiegelten Umschlage die Liste mit unseren Namen. Diese Liste ist aber, das weiß Herr von Brümmer, falsch. Sie ist in Dorpat zusammengestellt und enthält auch die Namen von vielen,

die sich schon in Dorpat durch die Flucht der Verschleppung entzogen hatten. Er sagt nun dem Kommissar, er solle mit der weiteren Untersuchung warten, bis er an der Hand der Listen einen Namensaufruf bewerkstelligen könne, dann werde sich ja der Fehler ergeben. Natürlich wird durch den Namensaufruf die Sache ganz verworren werden, aber unseren A. Thomson II können wir doch immer irgendwie unterschieben. Damit beruhigt sich auch der Kommissar für dieses Mal, doch bin ich gespannt, wie die Sache sich weiter entwickeln wird.

Unterdessen ist es auch entschieden, daß wir doch über Moskau fahren werden. Um 4 Uhr Nachmittags setzt sich unser Zug endlich in Bewegung, wir fahren um einen großen Teil der Stadt herum und dann geht es weiter nach Süden.

Am Nachmittag fahren wir an Kotoroßl vorüber. Diese Stadt hat eine schöne Barockkirche, die man vom Zuge aus gut sehen kann mit einem nadelspizigen, leuchtend goldenen Turmhelm. Vor einer anderen Kirche steht ein schiefer Glockenturm, ein Seitenstück zu dem von Pisa.

Wie wir weiterfahren und bei dem schönen Wetter die Türe offen halten, hören wir ein eigenartliches Pfeifen, das unentwegt anhält und immer stärker wird. Allmählig wirds uns klar, daß das Pfeifen von einer trockengelassenen Achse herührt und bald sehen wir auch bei einem Wagen vor uns erst Rauch, schließlich aber eine helle Flamme herausschlagen. Zum Glück gelangen wir bald auf eine Station, wo der Schaden wieder gut gemacht werden kann.

Nachdem schon vor mehreren Tagen für einen unbemittelten lungenkranken Mitgefangenen eine Geldsammlung gemacht worden war, um ihm nach

der Heimkehr die Möglichkeit zu bieten, einen längeren Aufenthalt in einem günstigeren Klima zu suchen, und diese Sammlung einen guten Erfolg gehabt hatte, wurde heute wiederum eine Sammlung veranstaltet, um allen denen, die sich in so selbstloser Weise bemüht haben, größere oder kleinere Ehrengaben als Erinnerung zukommen zu lassen. Die Zeichnungen ergaben die Summe von 7000 Rubeln und 13 000 Mark, über deren Verteilung und Verwendung unser Vorstand entscheidet.

Den 10ten April. Als ich heute Nacht die Wache hatte und mit meinem Bruder gemütlich plaudernd sitze, will ich mir Tee bereiten. In dem Augenblick, wo ich das kochende Wasser aus der Kanne auf den Teeextrakt in meinen Becher zu gießen im Begriffe stehe, zieht gerade der Zug, der auf einer kleinen Station hielt, an, und das kochende Wasser überspült beide Hände. Besonders an den beiden letzten Fingern der rechten Hand und am linken Unterarm dicht über dem Handgelenk hat es gründlich gebrannt, und als ich mich schlafen legte, hatte ich arge Schmerzen, doch konnte ich einschlafen. Heute Morgen sind die Schmerzen geringer, doch brennt der Arm noch recht empfindlich und am Ringfinger und kleinen Finger der rechten Hand sind große Brandblasen.

Auf der ganzen Strecke von Wologda an sieht man immerfort Trümmer von entgleisten Zügen, Wagen und Lokomotiven zu beiden Seiten des Fahrdammes liegen, als ein Zeichen für die Sicherheit des Verkehrs auf dieser Eisenbahnlinie.

Um 8 Uhr Morgens fahren wir vorüber an dem so bekannten Troizko-Sergiewskischen Kloster, in dem das berühmte Heiligenbild zu Hause ist, das der Höchstkommmandierende, Großfürst Nikolai Ni-

Iolajewitsch nach der bei Tannenberg verlorenen Schlacht als sicherstes Mittel für den allendlichen Sieg an die Front bringen ließ. Hier war es auch, wo das Zarenpaar den Heiligen anflehte, ihnen zu einem Sohne zu verhelfen; und der Heilige erfüllte ihre Bitte, nach weniger als Jahresfrist ward der Thronfolger Alexei geboren. Die schöne Kirche des Klosters, die burgartigen Mauern und Türme sind von der Bahn aus gut zu sehen.

Jetzt heißt es, wir sollen in Moskau vom Justizkommissaren Steinberg empfangen und gleich in Freiheit gesetzt werden. — Nun allmählig stumpft man gegen alle solche Gerüchte ab. Bald sind wir ja in Moskau, dann muß sich ja erweisen, was mit uns wird.

Wir fahren wieder durch Wald, bald zeigen sich Sommerhäuser, die in echt russischem Geschmaç in den buntesten schreiendsten Farben und mit ihren prozigen, Steinbauten nachahmenden Formen, die ernste Ruhe des Waldes beleidigen. Dann folgt wieder einsamer, schöner Wald. Auch heute pfeift ein Wagen, in Folge eines Achsenbrandes. Das ganze rollende Material der russischen Eisenbahnen scheint sich in einem recht aufgelösten Zustande zu befinden. Wir haben bei Gelegenheit die Wagen unseres Zuges genauer gesehen. Da war auch nicht einer, der nicht größere oder kleinere Schäden aufwies. Bolzen und Schrauben fehlten und waren zum Teil durch Holzplöcke ersetzt, die Puffer waren verbogen, Trittbretter zerschlagen, wer beschreibt all die vielen Schäden, die wir fanden. Die beiden Achsenbrände waren übrigens nicht an Wagen, die von uns benutzt wurden, sondern an den mit uns beförderten Güterwagen.

Nach einer Weile zeigen sich wieder Landhäuser im Walde an der Bahn. Die Bahn ist ziemlich tief

in den Boden eingeschnitten, so daß die Häuser und der Wald viel höher liegen. Stiegen mit hölzernen Stufen führen zum Bahndamm herab. Wenn die Bemalung der Häuser und Zäune auch in schreienden Farben prangt, das ganze Bild ist doch durch sie belebt.

In der Voraussicht, daß wir heute nach Moskau gelangen werden, wo ich die Familie meines Schwagers, oder wenigstens ihn selbst zu sehen hoffe, beschließe ich mich äußerlich etwas menschlicher zu gestalten. Ich wasche mich so gründlich, als das bei unserer unvollkommenen Waschgelegenheit nur möglich ist, ziehe ein reines Hemd an und lege einen neuen Kragen um. Wie sehen Hemd und Kragen, die ich ablege, aus! Das läßt sich nicht beschreiben.

## 18. Von Moskau bis Orscha.

Um 11 Uhr Morgens halten wir auf einer Station 10 Werst vor Moskau, Soseno-Ostrowsky. Die Türen der Wagen werden von der Wache von außen geschlossen, wir sind ganz auf den dunkeln unsaubereren Innenraum angewiesen. Der Kommissar, heißt es, sei nach Moskau hinein gefahren, um sich von dort Weisung zu erbitten. Unterdessen wird der Zug hin- und hergefahren und die Frachtwagen von den unseren getrennt. Um 3 Uhr Nachmittags fahren wir wieder ein Stückchen weiter und endlich um 8 Uhr Abends gelangen wir auf ein Nebengeleis des Jaroslauer Bahnhofes in Moskau.

Unser Kommissar ist zurückgekommen und hat erzählt, daß die Linie Bologoe-Pleskau nicht befahren werden könne und daß wir darum von Moskau nach Toßna bei Petersburg und von dort nach Pleskau müßten, da auch zwischen Gatschina und Narwa Störungen seien. Angenehme Aussicht! Pleskau ist von Moskau näher als Toßna, und dann erhalten wir die ganze Strecke Toßna-Gatschina-Pleskau als Extrazugabe.

Unsere Wagen sind indessen wieder geöffnet, doch ist es allgemach Nacht geworden und wir begeben uns zur Ruhe. Statt heute Vormittag waren wir erst am Abend nach Moskau

gelaugt, von meinem Besuch bei den Geschwistern wurde nichts, mein letztes reines Hemd hatte ich wohl umsonst geopfert.

Der Morgen des 11ten April ist regnerisch. Wir haben uns vor einigen Tagen verabredet, daß man bis 7 Uhr Morgens sich im Wagen ruhig verhalten solle, da sonst diejenigen, die Nachtwache gehabt haben, kaum zum Schlafen kommen. Ost fühlte sich schon der Eine oder Andere um  $\frac{1}{2}$  6 Uhr veranlaßt, die eine Türe weit aufzuschieben, um seine Morgenwäsche vorzunehmen, wobei er sich mit dem, der ihm hierbei behilflich war, mit lauter Stimme unterhielt. Das sollte abgestellt werden und vor 7 Uhr sollten weder die Türen geöffnet, noch auch laut gesprochen werden dürfen. Die ersten Tage nach der Verabredung war es auch eingehalten worden, doch heute ist es wieder von vor 6 Uhr vollkommen Tag. Dazu kommt, daß das Wetter infolge des Regens recht frisch ist. Gerade mein Platz auf der unteren Reihe ist überhaupt nicht warm und so leide ich unter dem Zufließen der kalten Luft durch die weit geöffnete Türe empfindlich. Wozu mögen Abmachungen vorhanden sein, wenn sie nicht eingehalten werden?

Der Regen hat allmählig nachgelassen. Es sind „Schweden“ an unseren Zug herangekommen, die sich mit unseren Führern besprechen. Heute wird ja wohl unsere Übergabe an den Volkskommissar erfolgen. Die Schweden sind natürlich Balten, auch mein Schwager selbst ist hier. Wir erhalten eben die Weisung, alle Erkennungszeichen zu vermeiden. Ich habe meinen Schwager mit einem anderen Herrn zusammen von weitem gesehen. — Wir sollen alle aussteigen und unsere Trinkgeschirre mitnehmen, da hier für uns Kaffee bereit ist.

Alles eilte nun zu einer Baracke, die ihrer Zeit zur Beköstigung von durchziehendem Militär gebaut worden war. Dort war in großen, eingemauerten Kesseln von deutschen Kriegsgefangenen auf Weisung der schwedischen Mission für uns Kaffee gekocht worden. Man setzte sich auf Bänke an langen Tischen und ließ sich das erfrischende Getränk köstlich munden. Wer genug hatte, räumte seinen Platz einem Anderen ein, der erst später hingekommen war. Als ich getrunken hatte, traf ich auch mit meinem Schwager zusammen, der mich und einige andere von uns, die ihm näher bekannt waren, aufforderte, zu ihm nach Hause zu kommen.

Bald machten wir uns denn auch auf. Ich fuhr mit meinem Schwager Engelhardt zusammen in einer Droschke. In der Stadt sah man noch deutliche Zeichen des Kampfes, der hier getobt hatte. Viele Häuser waren bis auf die Mauern eingeäschert, die großen Spiegelscheiben der Schaufenster waren zum Teil von Kugeln durchlöchert wie die Siebe, die hindurch gedrungen waren. — Durch das berühmte Rote Thor fuhren wir vorüber an der Chinesen-Stadt mit ihrer eigentümlich gezackten Mauer, dann am Kreml, durch dessen eines Thor wir im Vorüberfahren einen nur flüchtigen Einblick in eine der Kremlstraßen hatten.

Im Hause meines Schwagers waren wir die Ersten, die ankamen. Auch der Hausherr war noch nicht zurückgekehrt. Es war so ungewohnt, aber sehr angenehm, wieder einmal sich in einem wohl eingerichteten Hause zu befinden. Wie lange hatten wir nicht einmal mehr auf einem Stuhle gesessen!

Meine Schwägerin erzählte, daß ihr Mann gestern vergebens versucht habe an unseren Zug

heranzukommen. Wir hatten die letzte Nacht bei ihnen schlafen sollen, unsere Betten waren bereit, ja selbst das Bad wartete auf uns. Doch war er mit der Drohung, es werde geschossen werden, vom Zuge zurückgedrängt worden.

Ein lange entbehrter Genuß war es dann, sich wenn auch nicht in der Badewanne, dazu mangelte die Zeit, so doch am Waschtisch gründlich zu säubern. Mit vollen Händen Wasser zu schöpfen und es über Kopf und Brust zu schütten, diese sonst alltägliche Erfrischung empfanden wir, nachdem wir sie so lange entmißt hatten, als ein eignes Vergnügen. Aber wie sah meine reine Wäsche von gestern aus! — Ich konnte mir nicht anders helfen, als daß ich den „weißen“ Kragen unter dem Kragen der wollenen Jacke verbarg, um nicht geradezu schmutzig bei Tisch zu erscheinen.

Unterdessen waren auch die Anderen angekommen und hatten sich gesäubert. Wir waren im Ganzen sieben. Auch mein Schwager lehrte nun bald zurück und man setzte sich zu Tisch. Auch daß war eine lang entmißte Freude, am gedeckten Tische zu speisen. Jeder hatte einen Teller, jeder hatte Messer und Gabel und gar eine Serviette! Ich glaube, wer nicht längere Zeit hindurch diese gewohnten, meist kaum beachteten Gegenstände entbehrt hat, kann sich gar nicht in uns hineindenken, wie wir uns an dem Gebrauch dieser Dinge erfreuten. Auch den Speisen schenkten wir volle Anerkennung. Braten mit Salat, Chokoladencreme, Rotwein — lauter Genüsse, die fast aus dem Märchenland zu stammen schienen. Und nach Tisch saßen wir bei Kaffee (echtem) und Likör gemütlich beisammen. — Ich glaube, wir alle haben wohl selten ein Mittagessen so genossen, wie dieses.

Mein Schwager Kautensfeld ist von der schwedischen Gesandtschaft angestellt zur Leitung des Abtransportes der Kriegsgefangenen und der Flüchtlinge aus Ostpreußen und den, von den Deutschen besetzten Gebieten in Polen, Littauen, Kurland u. a. Er arbeitet mit mehreren Herren zusammen, theils reichsdeutschen, theils Balten, unter diesen zwei Vettern von ihm, ein Herr von Kautensfeld und ein Herr von Brackel. Alle hatten sie voll zu thun, um den durch Moskau kommenden die Wege zu ebnen. Zwei Tage vor uns sind die 150 Damen und Herren, die in Wenden gefangen wurden, durch Moskau gekommen, wir glaubten sie schon lange zu Hause.

Wir sollen weder über Peterssburg, noch über Pleskau fahren, weil diese beiden Strecken unsicher sind. Zwischen Jamburg und Narwa ist in einer Entfernung von 25 Werst die Bahn vollkommen zerstört, so daß man nur im Wagen oder zu Fuß die Strecke zurücklegen kann. In der Nähe beider Übergänge treiben sich Banden der Roten Garde herum, die die Durchreisenden im Zuge oder auf der Landstraße überfallen und ausplündern. Wir sollen, um dem zu entgehen, über Orscha geschickt werden, das ist von Moskau der nächste Punkt, der in deutschen Händen ist. Allerdings müssen wir dann weiter noch einen großen Umweg über Minsk und Moledejschno machen, um nach Wilna zu kommen, da auf dem geraden Wege dorthin eine Brücke über die Beresina zerstört ist. —

Bald nach dem Essen mußten wir uns aufmachen, da der Zug um 4 Uhr vom Nikolai-Bahnhof, auf dem er sich befand, weiter fahren sollte, um auf den Alexanderbahnhof übergeführt zu werden. Wohlversorgt mit Papyrus, Schokolade

und Biskuits, machen wir uns auf den Weg. An der nächsten Haltestelle der elektrischen Straßenbahn machen wir Halt, um unseren Wagen zu erwarten. Wie er ankommt, ist er voll besetzt. Nur mir gelingt es, einzusteigen, die anderen bleiben zurück. Ich fahre fast den gleichen Weg, den ich in der Droschke hinfuhr. Wie ich in der Nähe des Bahnhofs ausgestiegen bin und mir eine Paphros anzünden will, entdecke ich, daß mir unterwegs aus der inneren Rocktasche, unter dem Pelz, meine Paphrostasche gestohlen worden ist. Das ist recht ärgerlich, doch jetzt ist nichts mehr zu machen. Nach einer Weile kommen auch die Andern in Droschken angefahren. Dann geht es im Kraftwagen meines Schwagers, der auch, nachdem er noch in unserer Angelegenheit eine Fahrt gemacht hatte, zu uns gestoßen war, vom Eingangstor des Bahnhofs zu unserem Zuge, der recht weit abseits steht.

Nun erzählen wir unseren zurückgebliebenen Genossen von den Freuden des heutigen Tages und mancher scheint uns doch zu beneiden, einer wird ganz wild und ruft: „Hören Sie doch auf, ich kann es nicht mehr mitanhören!“ Nach einer Weile, wie der Kraftwagen schon lange wieder fortgefahren ist, erweist es sich, daß der Packen mit Biskuits in ihm vergessen, und so für uns verloren ist. Doch Paphros und Schokolade können wir unter unsere Freunde verteilen. Ubrigens ist am Rauchwerk kein Mangel mehr, denn alle haben Gelegenheit gehabt, sich Vorrat einzukaufen. Außer uns sind noch viele in der Stadt gewesen, einige haben sich in Gasthäusern gütlich getan. Für alle aber war in der Baracke unter Leitung von zwei barmherzigen Schwestern, Damen aus Riga, ein gutes Mittagessen bereitet worden, be-

stehend aus Suppe, Reisbrot und Kaffee. Auch viele Bekannte, die zur Zeit in Moskau wohnen, hatten sich im Laufe des Tages am Bahnhof eingefunden, um die Durchreisenden zu begrüßen.

Bis 7 Uhr abends bleiben wir doch noch auf dem Bahnhofs liegen, dann setzt der Zug sich in Bewegung und schiebt sich langsam, mit vielem Aufenthalt, auf den Alexander-Bahnhof, wo wir um 9 Uhr ankommen und wieder lange Zeit stehen. Endlich um 12 Uhr Nachts geht es weiter.

Schon bei meiner Rückkehr aus der Stadt waren vereinzelt Schüsse zu hören gewesen; auch in der vorigen Nacht konnten wir von der Stadt her Schießen hören. Gegen Abend aber steigerte sich das Schießen, ja es war zeitweilig gar das Geknatter von Maschinengewehren zu vernehmen. Was in der Stadt vorging, konnten wir nicht erfahren, doch braucht es nichts besonders gewesen zu sein, da, wie meine Geschwister erzählten, das Schießen in der Stadt ein durchaus alltäglicher Vorgang ist.

So liegt denn nun Moskau auch hinter uns. Eine Übergabe an den Kommissar hat nicht stattgefunden, eine Eröffnung des versiegelten Umschlages mit der Liste und erneuter Namensaufruf ebenso wenig. Wohl aber hat es einige wichtige Neuerungen gegeben: Die schwedische Gesandtschaft hat Herrn von Brümmer eine Vollmacht ausgestellt, laut der ihm von ihr die Leitung des ganzen Transportes bis an die Grenze übertragen ist. Unsere Wache fährt wohl noch mit, nachdem unsere drei oder vier estnisch-lettischen ausgesprochenen Widersacher ausgeschieden und in Moskau zurückgeblieben sind. Unser Kommissar aber will sich nicht nehmen lassen uns persönlich den Deutschen zu übergeben. Die Wache aber hat nur im

Falle dringender Not uns zu verteidigen, darf aber nicht mehr, wie bisher, auf den Bahnhöfen uns durch ihre Verbote belästigen. Selbstverständlich bleiben die Verordnungen unseres eigenen Vorstandes nach wie vor bestehen.

Groß ist unsere Überraschung, als wir am nächsten Morgen erfahren, daß unser ehemaliger Begleiter Weggis, der uns im Zuge beraubt hatte, das uns abgenommene Geld mit einer genauen Liste derer, denen es abgenommen war, durch den Rat der Volkskommissare an die schwedische Gesandtschaft hat gelangen lassen. Jetzt wird es uns zurückgezahlt. Allerdings ist es nur ungefähr die Hälfte des Geraubten und alle anderen Gegenstände fehlen gänzlich. Herr von Brümmer bekommt die 3000 Rubel ohne Abzug zurück. Einem Herrn waren mehrere Silberrubel fortgenommen worden. Ihm werden zwar ebenso viele Rubel ausgezahlt, aber natürlich nicht in Metall — sondern in Papiergeld. Weggis oder der Rat der Volkskommissare mag in Bezug auf unsere Beraubung doch wohl Gewissensbisse bekommen haben.

Am 12ten April gelangen wir um 1 Uhr Mittags nach Wjasma. Hier merkt man die Hungersnot schon recht deutlich. Immer wieder kommen Leute an den Zug, die Brot kaufen oder erbetteln wollen. Nach kurzem Aufenthalt geht es weiter.

Die Schwester, Lia von Stryl, ist zu uns in den Wagen gekommen. Sie hat mit Backpulver einen schönen Kuchenteig angerührt, den sie für die Herren im Krankenwagen ausbacken wollte, doch diese fürchteten, daß die Luft im Wagen durch das Backen zu schlecht würde und da fragte sie mich, ob wir die Kuchen haben wollten. Natürlich hat ich darum, war ich doch der Zusage meiner Reise-

gefährten von vorn herein gewiß. Und ich hatte mich auch nicht getäuscht. Als die Schwester mit der Teigschüssel zu uns kam, wurde sie mit hellem Jubel empfangen. Um die Kuchen schmackhafter zu machen, wurde Speck in kleine Stücke geschnitten und in den Teig gerührt. Bald füllte sich unser Wagen mit dem angenehmen Duft backender Kuchen, so daß wohl allen das Wasser im Munde zusammen lief. Und geschmeckt haben sie auch vorzüglich. An diesen Dingen sieht man aber doch, wie materiell der Mensch werden kann, wenn er auf fast alles, was das Leben an Annehmlichkeiten bietet, eine längere Zeit hat verzichten müssen. Wie die Kinder freuten wir uns über den Genuß von Speckkuchen! — Unser Thomson stiehlt zum letzten Male in seinem Leben noch einen genügenden Holzvorrat für unseren Wagen.

Um 7 Uhr Abends fahren wir auf einer großen Brücke über den Dnepr, der schon hier ein stattlicher Fluß ist. Das Land ringsum ist, so scheint es, stark besiedelt. Man sieht Gutshöfe unter alten, hohen Bäumen, Dörfer mit bunten Kirchen. Wir fahren in die dämmernde Nacht hinein, die letzte Nacht, die wir in Rußland verbringen, für die Meisten von uns und hoffentlich auch für mich. Unwillkürlich beschäftigen sich die Gedanken mit der Vergangenheit. Was hat uns Balten, was hat mir Rußland gegeben. Es ist wenig genug. Das Beste, was es geben konnte, gab es uns, wenn es unser Land sich selbst überließ. Mit feiner Scheinkultur, die wohl alle Laster der Zivilisation begierig in sich aufgesogen hat, konnte es uns nichts von bleibendem Wert übermitteln und so habe ich auch stets die Herrschaft Rußlands über uns als einen vorübergehenden Zustand in der Geschichte der Baltenlande aufgefaßt.

Und diese Episode ist jetzt endgültig vorbei. Jetzt, wo das deutsche Reich wieder zu Macht gekommen ist, jetzt mußte es, das war während des ganzen Krieges meine feste Zuversicht, auch seine älteste Kolonie wieder mit sich vereinigen. Und wenns auch lange, sehr lange den Anschein hatte, als wollten die maßgebenden Politiker von einer Angliederung Livlands und Estlands nichts wissen, schließlich ist es doch dazu gekommen. Die Weltgeschichte geht eben ihren Gang. Der Wille des Einzelnen vermag wohl viel, aber er wird doch unter dem ehernen Zwang der Gesetzmäßigkeit in der Entwicklung der Menschheit gebeugt, es treten Ereignisse ein, die die festesten vorgefaßten Absichten erschütteru. Und so mußte unsere Verschleppung erfolgen, um zu erzwingen, daß unsere Heimat vom deutschen Heere besetzt und dadurch befreit wurde. Für uns alle aber, die wir leiden durften, um die Erlösung unserer Heimat zu veranlassen, uns ist es eine Ehre gewesen, die größer war, als alle Leiden, die wir erduldet. Und nicht genug können wir Gott danken, der uns würdig erachtet, mit beitragen zu dürfen, daß das Hoffen und Sehnen der baltischen Deutschen erhört wurde.

Um 1/2 12 Uhr Morgens, den 13ten April, kommen wir nach Smolensk. Auf dem Dnepr ist Eisgang. Die Schollen tanzen in wildem Ringelreihen auf dem schäumenden Wasser der Freiheit, wie sie meinen, in der That aber ihrer Auflösung entgegen. Erst um 5 Uhr geht es weiter durch fruchtbares Land. Die Bahn folgt dem Lauf des Dnepr, den man mehrfach sieht. Auf den Stationen ist immer langer Aufenthalt, es ist, als ob unsere Geduld noch am letzten Tage ganz besonders auf die Probe gestellt werden solle.

Um 10 Uhr kommen wir auf der Station Ossinowka an. Hier werden hart gekochte Eier zum Verkaufe angeboten. Alles versorgt sich mit dieser willkommenen, so lange entbehrten Speise. — Das Warten hier will gar kein Ende nehmen und wir sind doch nur noch 28 Werst von Orscha entfernt, wo alle Qual, alles Leiden ein Ende haben wird. Mit offenen Armen wird man uns Heimkehrende dort empfangen, ist doch von unseren „Schweden“ auf zwei Wegen: über Stockholm und Berlin und durch Vermittlung der russischen Eisenbahnverwaltung in Orscha, an die deutsche Kommandantur dort durch Drahtnachricht mitgeteilt worden, daß wir heute eintreffen werden. Herrgott, wird das eine Freude sein!

Endlich um 1 Uhr beginnt unser Zug wieder vorwärts zu gehen. Der letzte Aufenthalt ist überwunden. Wir fahren rasch durch das schon frühlingsmäßige Land. Dann um 2 Uhr halten wir auf einem großen Bahnhof auf einem Nebengeleis, nicht weit vom Bahnsteig. Wir sind in Orscha.

Uns dem Zuge darf niemand aussteigen. Unsere Rote Garde erscheint zum letzten Male zur Seite des Zuges, wie sie es bis Moskau getan hatte, und bewacht die Wagen. Uns droht noch eine Revision. Ob wir unsere Vorräte an Lebensmitteln, besonders die in Sibirien für daheim gekaufte Butter, die sich übrigens auf dem Boden des Wagens vorzüglich gehalten hat, werden behalten dürfen, ist noch fraglich. Auch Geld kann uns vielleicht abgenommen werden, viele sind recht ängstlich, wiewohl eine Verraubung jetzt in nächster Nähe der Deutschen nicht gut denkbar ist.

Der Personenbahnhof in Orscha ist noch in russischen Händen, der etwa 2 Werst von ihm entfernte Warenbahnhof aber in deutschen. Die Stadt selbst

ist einige Werst seitwärts gelegen, man sieht die goldenen Kuppeln einer russischen Kirche aus dem Tale herüber leuchten.

In Moskau sind wir gewarnt worden handschriftliche Aufzeichnungen, Briefe, Tagebücher und ähnliches mitzunehmen. Eine Gesellschaft, die durch Vermittelung der Schweden über Finnland nach Deutschland reiste, hat große Unannehmlichkeiten und einen langen Aufenthalt dadurch gehabt, daß man Handschriftliches bei ihnen gefunden hatte. Man konnte alle seine derartigen Sachen in Moskau dem schwedischen Vertreter übergeben, der sie bei der ersten sich bietenden sicheren Gelegenheit einem nachzusenden versprach. Viele trennten sich, wenn auch ungern, von ihren Blättern. Andere gaben sie Herrn von Brümmer, als unserem „schwedischem Vertreter“, zur Aufbewahrung. Wieder andere verbargen sie an kaum auffindbaren Orten, so hatte ich mein Tagebuch, d. h. ein Schulheft und einige Bogen Briefpapier, in den Armel meines Pelzes, zwischen das Fell und den Überzug gesteckt. Nach all den Durchsuchungen, die wir bisher erlebt hatten, schien mir dieser Ort sicher zu sein.

Herr von Brümmer ist unterdessen in eifrigem Gespräch mit unserem Kommissar. Sie verhandeln wohl über die Durchsuchung.

Endlich ruft er: „Alle nehmen ihre Sachen und steigen aus dem Wagen und stellen sich vor diesen in geschlossenen Gruppen auf.“ — Das Gepäc ist schon lange vorbereitet und in kürzester Frist sind wir alle vor unseren Wagen aufgestellt. Nur einer von uns, Herr von Uhsander, der vor kurzem in Moskau gewohnt hatte, und die Gelegenheit benutzen wollte, hatte von dort seine Sachen in unseren Wagen gebracht und mühte sich jetzt

mit drei großen Reiseförben. Bei einer Untersuchung waren diese Körbe für uns eine große Gefahr, da sie außer Wäsche, Kleidern, Büchern und ähnlichem, zwei Flinten enthielten.

Nachdem wir uns aufgestellt haben, ertönt wieder das Kommando, man solle seine Sachen aufnehmen und gruppenweise abmarschieren. Zuerst geht es den Zug entlang, dann über Geleise, über einen Graben und endlich auf einer breiten Straße. Große Gepäckstücke können auf Wagen geladen werden. Bald umfängt uns schöner, alter Kiefernwald. Die Luft ist so erfrischend nach der langen Eisenbahnfahrt, Frühlingsstimmung liegt in der ganzen Natur. Wenn auch das Wachstum der Pflanzen kaum noch begonnen hat, — nur einige Leberblümchen sah man unter dem Unterholz — so belebten doch schon Vogelstimmen die ernste Ruhe des Waldes.

Ich trug recht schwer an meinem Gepäck, doch empfand ich's kaum, ging's doch durch den Frühlingswald dem Frühling auch in unserem Leben daheim entgegen. Der kalte Winter, der den Menschen sich einhüllen läßt in dichte Pelze, um ihn unempfindlich zu machen gegen die Unbill der Außenwelt, er ist gewichen, man kann sich hinfort frei und ungezwungen geben, wie man ist, sagen, was man denkt und fühlt, ohne fürchten zu müssen, von den Gendarmen der zarischen Regierung oder von den Bolschewiken als Vaterlandsverräter als Deutschenfreund angesehen und dementsprechend gemäßregelt zu werden.

Wahrlich der Gang unter den alten Baumriesen des Waldes bei Orscha hat eine sinnbildliche Bedeutung für uns alle gewonnen. Wie seine Tiefe undurchdringlich erscheint, so legt sich zwischen unsere Zukunft und unsere Vergangenheit eine

festen Scheidewand. Von heute ab ist Rußland für uns ein fremder Begriff, nichts teilen wir mehr mit dem Staat und dem Volk, dem unsere Vorfahren noch bis vor einem Menschenalter in deutscher Treue anhängen nach dem alten Bibelgebot, daß man gehorchen solle nicht nur den gerechten, sondern auch den wunderlichen Herren. Man hatte es bisher hingenommen, wenn die Herrscher in Mißachtung feierlicher Zusagen, die von Peter dem Großen für sich und seine Nachfolger für ewige Zeiten gemacht und die bis auf die beiden letzten alle persönlich erneuert hatten, sich von ihren deutschfeindlichen Ratgebern hatten verleiten lassen, die baltischen Rechte mit Füßen zu treten und war der treue Untertan geblieben, ja man fühlte sich, — vielleicht weil es dem Deutschen so gegeben ist, sich einem Landesherren in Treue hingegeben zu fühlen — zur Person des Herrschers trotz allem hingezogen.

Nikolai der Erste, der die evangelische Kirche vergewaltigte und ungezählte Gemeindeglieder und Seelsorger in die entsetzlichste Gewissensnot drängte, blieb der gütige Kaiser für uns, weil er die Mitterlichkeit, die treue Zuverlässigkeit der Balten anerkannte. Und Alexander der Zweite, dieses schwankende Rohr, das sich von den Parteien hin- und hertreiben ließ und wenn auch ohne zu wollen, doch die Schwäche hatte den Deutschenhassern bis zu einem gewissen, recht weitem Maße freie Hand zu lassen, — man liebte, man verehrte ihn, weil er wiederholt und aus vollem Herzen gesagt hatte, er liebe die Balten und wisse, daß er ihnen ganz vertrauen könne.

Alexander der Dritte, der aus seiner Abneigung gegen uns nie ein Hehl gemacht, der uns fast alles genommen, was wir noch hatten, auch in

ihm sahen wir mit Ehrfurcht unseren Herrn, unsere Obrigkeit, die uns von Gott verordnet war. Und seinen Sohn, Nikolai den Zweiten, wie entschuldigte man ihn immer wieder mit dem Umstande, daß so vieles geschähe und geschehen müsse, was er nicht übersehen könne. Trotzdem er z. B. Finnland gegenüber, durch das Mißachten ihrer beschworenen Verfassung, eidbrüchig geworden war, wie jubelte man ihm zu, als er im Sommer 1910, zur Feier der 200jährigen Zugehörigkeit Liv- und Estlands zum russischen Reiche, Riga und Reval besuchte.

Ja der Deutsche ist großer Treue fähig, so groß, daß der Russe das nicht begreifen kann. Da er weiß, daß der Deutsche klug ist und er die Treue nicht als aus Dummheit entstanden ansehen kann, hält er sie für gemacht, für unwahr, und indem er von sich auf uns schließt, hält er jeden Deutschen russischer Staatsangehörigkeit von vornherein für einen Verräter.

Solche Gedanken hatten mich in den letzten Tagen und auf dem Marsch durch den Wald von Orscha beschäftigt, da es nun galt für immer Abschied zu nehmen vom zweiköpfigen, zweizüngigen Adler. Mag er die Hälse recken, mich sieht er nicht wieder und vor allem ich nicht ihn. Wir sind fertig miteinander für alle Zeit, und meinen Kindern blüht eine lichte Zukunft als vollwertige Glieder des edelsten Volkes, dessen Genossen zu sein Gott uns als ein Geschenk in die Wiege gegeben hat.

## 19. Unter deutschem Schutz.

Der Wald beginnt sich zu lichten, die Straße wird breiter, freier. Ein paar Damen begegnen uns. Eine redet mich freundlich an und fragt, woher wir kämen. Es ist eine ältliche Dame mit gewinnendem Gesichtsausdruck. Wie heimatlich muten einen die trauten Laute der Muttersprache an. Ich sage, wir kämen aus Krasnojarsk in Sibirien. Sie erwidert, das ist ja schrecklich weit her, und fort geht sie eilends in den Wald. Ich habe nur erst wenige Schritte getan, so ist sie und ihre Begleiterin wieder bei uns und sie geben jedem einige Leberblümchen, die wir festlich ins Knopfloch des Pelzes stecken.

Wer sie sind, wir wissen das nicht, wie sie herkommen, in diesen östlichsten, erst seit kurzem von den Deutschen besetzten Ort, ist uns unbekannt geblieben. Das ist auch gleich. Thatsache bleibt, daß, ehe wir wirklich unter deutschen Schutz kamen, deutsche Frauen uns mit den ersten duftenden Frühlingsboten geschmückt haben, deutsche Frauen, die uns stets das höchste Irdische gewesen sind, was wir kannten. Wir dankten und und weiter ging's.

Die Bahugeleise zu unserer Linken mehren sich. Man sieht Güterwagen, auf denen die russischen Aufschriften dick durchstrichen sind und von denen

uns die Buchstaben „G. E. D. Warchau“ (General-Eisenbahn-Direktion) entgegenlachen. Dann sehen wir die ersten Feldgrauen, die wir freudig begrüßen. Trainwagen mit 4 wohlgenährten Rossen in knappem, sauberem Ausspann begegnen uns in flottem Trabe, der Fahrer knallt mit der langen Peitsche. Wie anders sieht das aus, als die halbverhungerten russischen Mähren, die unter dem schweren, plumpen Geschirr mühsam ihre Karren vorwärts schleppten.

Wie uns alles so heimatfroh, so traut anmutet. Und wir kommen ja auch nach Hause, wir, um deren Freiheit das Deutsche Reich einen besonderen Nachspruch tat, um die Trägheit und Widerspenstigkeit der Russen in der Erfüllung ihrer Pflichten zu brechen.

Unsere Rote Garde ist zurückgeblieben. Wie ein Traum entschwindet all das Gräßliche, es liegt hinter uns und wir sind erwacht, befinden uns im Elternhause unter lieben Brüdern, die die von gefahrenreicher Fahrt glücklich Heimgekehrten jubelnd und mit offenen Armen empfangen werden, die sich bemühen werden, all das Unrecht, das uns widerfahren, all Not und Plage, Hunger und Durst, Gefahr und Qual, durch liebevolle Vorsorge auszugleichen, so daß wir es auch körperlich merken sollen, daß wirs nicht mehr mit unseren Feinden, sondern mit unseren Freunden, nein — mit unseren Brüdern, des deutschen Volkes Söhnen gleich uns, zu tun haben.

Auf der Straße und am Bahndamm ist viel Volk versammelt. Alle haben sie ihre Barden und Bündel bei sich. Es sind aus Rußland heimkehrende Flüchtlinge: Deutsche aus Ostpreußen, die von den russischen Soldatenhorden von Haus und Herd und von den Ihrigen vertrieben worden

waren, die armseligen Reste der Massen, die in die Ode Rußlands verschleppt, dort elend zu Grunde gingen. Dann aber auch Polen, Litauer, Letten, die vor dem Feinde, der als ihr Erlöser kam, hatten fliehen müssen, durch Kosaken-Anstalten von ihren Höfen vertrieben, durch Fanatismus der Russen zu Bettlern gemacht, hatten auch sie in Kummer und Elend Jahre der bittersten Bedrängnis durchlebt.

Sie lagerten meist an dem Graben, der den Bahnkörper von der Landstraße trennt. Wir gehen an ihnen vorüber, bis uns an einer freien Stelle von den Soldaten gesagt wird, wir sollten dort halten und dort warten. Bald entledigt man sich des schweren Gepäcks und tritt in Gruppen zusammen, auch beginnt das Gespräch mit den Soldaten. Ihnen fällt auf, daß wir Rückwanderer anderer Art seien, als die sie bisher hatten durchziehen sehen. Sie fragen uns, woher wir kämen, wir erzählen von unserer Verschleppung, vom Aufenthalt in Sibiriens Kerker und vom Nachwort Deutschlands, auf das hin wir unserer Haft entlassen und hierher gebracht wurden. Sie zeigen viel Theilnahme und sagen, der Hauptmann werde wohl bald kommen, um sich unserer anzunehmen.

Wir suchen unsere mitgebrachten Lebensmittel hervor, man setzt sich auf Rasenhänge und bald ist man, frohe Hoffnung im Herzen, eifrig damit beschäftigt, den Hunger zu stillen. Es hatten sich unterdessen viele der Rückwanderer in unsere Reihen hereingedrängt, unter ihnen auch 4 katholische Priester, die sichtlich das Bestreben hatten, sich vom übrigen Volk gesondert zu halten. Da kommt ein Leutnant, sieht die Unordnung und indem er dem Unteroffizier eine scharfe Zurechtweisung zukommen läßt, ordnet er eine Trennung

zwischen den „Rückwanderern“ und uns an. Auch die Priester sollen fort, doch sie tun, als ob sie nicht Deutsch verstünden, und bleiben in nächster Nähe von uns.

Auch der Leutnant hat unsere Geschichte erfahren und auch er sagt, der Hauptmann werde bald kommen. Dann kommt wieder ein Offizier, der mit lauter Stimme ruft: „Sind Sie die aus Riga verschleppten Herren?“ Ich stehe gerade in der Nähe und gehe zu ihm und erzähle ihm, wer wir sind. Er fragt darauf: „Sind hier keine Herren aus Riga?“ Ich erwidere, daß wohl einige hier seien und auf seine Bitte, einen zu ihm zu rufen, suche ich Dr. Seraphim, den ich zu ihm geleite. Der Offizier wünschte nun persönliche Auskunft über einen ihm bekannten Reichsdeutschen, der zu Beginn des Krieges in Riga gelebt hatte. Dr. Seraphim konnte ihm einiges über den seiner Zeit auch ausgewiesenen Herrn mitteilen. Dann unterhalten wir uns weiter mit dem Herrn und erfahren, daß der livländische und estländische Landesrat Kaiser Wilhelm gebeten habe, in Personalunion mit Preußen unser Landesherr zu werden. Freude malt sich auf allen Gesichtern, auch wir sollen unter das Szepter der Hohenzollern kommen. Der Kaiser soll auch unser Landesvater werden. Zwar habe er noch nicht zugesagt, wohl aber erwidert, daß die Bitte mit Wohlwollen geprüft werden solle.

Von den Soldaten hören wir, daß sie es jetzt viel knapper hätten, als im ersten Kriegsjahre. „Aber“, sagt Einer stolz, „trotzdem sind wir viel frischer, wir sind gesunder und können mehr ertragen, als anfangs und Mangel leiden wir nicht!“ Von diesen Soldaten hören wir auch, daß die Nachricht von der Fernbeschießung von Paris

auf 120 Kilometer Stimme und staunen über dies neue Wunder deutscher Kriegstechnik.

Unterdessen hat sich unsere bisherige treue, aufopfernde Begleiterin, die Schwester, von uns verabschiedet. Sie will von hier aus nach Petersburg fahren, wo sie ihr Amt im dortigen Alexanderhospital, das von der schwedischen Gesandtschaft geleitet wird, hat. Auch ihr Bruder ist dort mit seiner Familie, dem will sie, bis auch er sich dort lösen kann, um in die befreite Heimat zurückzukehren, beistehen, und auch all ihre Habe ist ja dort. Lange hat sie geschwankt, ob sie mit uns weiterfahren sollte, oder nach Petersburg, bis sie sich endlich doch zu letzterem entschloß. Sie muß die Nacht hier bleiben, am Morgen früh geht ein Zug, mit dem sie in 23 Stunden hin kommt.

Von allen nimmt sie Abschied, jeder dankt ihr, wohl aus innerstem Herzen, ist sie doch, ganz abgesehen von der großen Hilfe, die sie uns in Krasnojarsk war, und von all dem Schweren, das sie um unseretwillen freiwillig erduldet, nur allein durch ihre Gegenwart eine Hilfe und Stütze gewesen. Das Bewußtsein, daß sie da war, hat viel dazu beigetragen, uns das Schwere leichter werden zu lassen. Mit aufrichtigen Segenswünschen haben wir sie ziehen sehen in die Unruhe und Gefahr des von Parteikämpfen zerrissenen, unter der Hungersnot schwer leidenden Petersburg.

Es dauert lange, bis der Hauptmann erscheint, es war schon über 5 Uhr, als er ankam und uns anwies, unsere Sachen aufzunehmen und zu dem für uns bereitstehenden Zuge zu gehen. Auch die Priester versuchten sich uns anzuschließen, jedoch da wir gebeten wurden, darauf zu achten, daß keine Fremden sich eindrängten, wurden sie bald

auf unsere Anzeige hin genötigt zurückzubleiben. Dann kommen wir an den Zug. Unterdessen hat der Hauptmann uns mitgeteilt, daß er leider keine genaue Nachricht von unserer Ankunft erhalten habe und uns erst morgen erwartete; insolgedessen sei der für uns bestimmte Zug noch nicht hier und wir müßten uns zunächst begnügen, in 7 Frachtwagen weiterzureisen, die er für uns habe bereitstellen lassen, um uns, die wir doch nach Hanse eilen, nicht länger aufzuhalten.

Sieben Wagen für über 350 Personen, also mehr als 50 in jeden, das ist wohl etwas eng, doch werden wir ja unserem Zuge unterwegs begegnen. Auch wird uns in Aussicht gestellt, daß wir auf einem der nächsten Haltepunkte noch 2 Wagen werden bekommen können. Wir verteilen uns nun ohne auf frühere Verbände zu achten, wie sich gerade trifft, zu 50 oder 51 in jeden Wagen. Es sind einfache Frachtwagen ohne jede Sitz- oder Liegegelegenheit und starren inwendig von Schmutz. Da uns Eile gemacht wird, muß das Gepäck hinein, ehe wir die Wagen säubern können, und erst, nachdem alles und alle darin sind, können wir uns ans Auslehren der Diele machen, was natürlich jetzt doppelt schwierig ist. Dann sucht man mit Benutzung von solchen Gepäckstücken, die einen Druck vertragen, wenigstens für die älteren Herren eine Sitzmöglichkeit zu schaffen. Unter diesen Arbeiten setzt der Zug sich in Bewegung. Es ist 6 Uhr.

Wir sind allerdings in einer Weise untergebracht, die jeder Beschreibung spottet. In den Heizwagen, die die gleiche Größe der anderen Frachtwagen haben, gehen 24 Personen mit leidlicher Bequemlichkeit hinein, sonst rechnet man bei Massenüberführungen 40 Mann, doch haben

diese Wagen an jedem Ende 2 über einander befindliche Britschen, so daß die Bodenfläche sich dadurch um zwei Drittel vergrößert. Wenn man also diesen Maßstab anlegt, so könnten in unserem Wagen höchstens 24 Personen Platz finden, wir sind aber 51 und viele sind alt, einige krank. Die Fenster sind ohne Glasscheiben und draußen ist es schon finster und kalt und Licht gibt es nicht.

So fahren wir denn in die Nacht hinaus, immer hoffend, der für uns bestimmte Zug müsse uns doch begegnen und uns aus der Enge erlösen. Stunde auf Stunde verrinnt, endlich sind wir um 11 Uhr Abends, nach fünfstündiger Fahrt, in Mohilew. Dort werden uns dann noch 2 Wagen zugeteilt. Jetzt sind wir nur noch 40 im Wagen. Man richtet sich so gut es geht ein. Sitzen können die Wenigsten, weil fast keine Gepäckstücke vorhanden sind, auf die man sich setzen kann. Liegen kann man nicht, es fehlt der Raum dafür, nachdem man einem Kranken und zwei alten Herren den nötigen Platz beschafft hat, sich auszustrecken. Stehen kann man auch nicht, dazu rütteln die Wagen zu sehr. Man kann nur irgendwie hocken und muß darauf achten, das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Ich habe meine zusammengepackte Decke unter mich genommen, mich an die eine Seitenwand gelehnt und versuche so hingekauert die Reise zu machen.

Um 1 Uhr nachts des 14ten April fahren wir weiter. Meine langen Beine, ich messe 181 Zentimeter, haben immerfort Zusammenstöße mit denen meiner Nachbarn rechts und links und gegenüber. Ich kann die Lage, in der ich mich befinde, nicht länger aushalten; in den Beinen kribbelt es. Der Zug hält gerade auf einer kleinen Station. Ich erhebe mich, um meine Beine etwas auszustrecken,

an ein Vertreten ist bei der Enge und Finsterniß nicht zu denken. Da ruckt der Zug an, ich taumele und falle auf einen Herrn neben mir, doch kann ich mich noch so weit an der Wand halten, daß ich nicht mit vollem Gewicht auf ihn niedersause. Er schläft und läßt sich nicht stören.

Der Zug rattert und schüttelt, ich sehe, mit dem Stehen auf enger Grundfläche geht es nicht und lauere wieder nieder; dann beginnt der lang ersehnte Schlaf zu kommen. Ich bin gerade im Zustand zwischen Wachen und Schlafen, da hält der Zug plötzlich, und jetzt taumelt einer mit ziemlicher Wucht auf mich. Es ist derselbe Herr, der mir jetzt ahnungslos den gleichen Liebesdienst erweist, wie vorhin ich ihm. Er hat von meinem Überfall nichts gemerkt und macht seinerseits Entschuldigung. Mit dem Schlafen ist es vorbei.

Draußen beginnt es zu dämmern, die frische Morgenluft verscheucht die Müdigkeit und man macht sich ans Essen, wiewohl kein Getränk vorhanden ist. Später treiben wir doch auf einer Haltestelle heißes Wasser auf; Tee haben wir noch in unseren Vorräten. Um 6 Uhr fahren wir über einen großen Fluß, einen Nebenfluß der Beresina, der von Frühlingswassern mächtig angeschwollen, unter der Brücke dahinschießt.

Um 10 Uhr Vormittags treffen wir in Schlobin ein. Die Stadt ist hübsch in freundlicher Umgebung gelegen, die Häuser scharen sich um eine gothische Kirche. Auf dem Bahnhof können wir uns einiges an Lebensmitteln, Wurst, Eier und dergl. kaufen. Auch lasse ich mir mit vielen Anderen in der Wirtschaft eine warme Fleischspeise geben. Es ist angenehm, wieder einmal etwas Kräftiges in den Magen zu bekommen. Nach 40 Minuten geht es weiter.

In unserem Zuge befinden sich mehrere Blattformwagen, auf denen Kraftwagen verschiedener Art, Lazarett- und Lastwagen befördert werden. Einige aus unserer Gesellschaft haben die vorige Nacht trotz der Kälte in ihre Pelze gehüllt auf den Bänken dieser Kraftwagen zugebracht und besser dort geschlafen, als wohl irgend einer von uns in dem überfüllten Eisenbahnwagen.

Hier in Schlobin erkletterte ich mit vielen anderen auch einen von diesen Kraftwagen. Es sitzt sich gut in der schönen, frischen Frühlingluft hier draußen unter freiem Himmel. Mein Frühstück habe ich mitgenommen und verzehre es hier. So ist es doch ein anderes Fahren, als in der Qual des engen Wagens, wo einer über des anderen Beine stolpert.

Um  $\frac{1}{2}$  Uhr fahren wir über die Beresina, mit ihrem Frühjahrswasser ein gewaltiger Strom, bald darauf halten wir auf dem Bahnhof von Bobruisk. Der Bahnhofskommandant ist gegen uns sehr liebenswürdig, doch an eine Vergrößerung unseres Raumes ist nicht zu denken. Der Zug, der uns aus Orscha abholen sollte, ist wohl gar nicht abgeschickt worden, sonst hätte er uns schon begegnen müssen. Nun, wir trösten uns: morgen nachmittag sind wir in Moledetschno, dort fängt das engere deutsche Geleise an, von da an werden wir es besser haben. Freilich wissen wir noch nicht, wie lange wir dort werden Quarantäne halten müssen. Man spricht von 3 Tagen, aber auch von 23. Das wird bitter sein.

Auf dieser Strecke fahren täglich viele Züge mit Rückwanderern, wie wir sie in Orscha gesehen haben, der verlassenen Heimat zu. Es ist ein großer Verkehr und auf uns kann keine Rücksicht genommen werden. Wir sind ebensolche Rückwan-

derer, wie die anderen. Wenn die Bahnhofskommandanten unsere Geschichte gehört haben, dann sind sie stets liebenswürdig und zuvorkommend, aber in Bezug auf die Beförderung ist eine Veränderung nicht möglich, darin kann mit uns keine Ausnahme gemacht werden.

Es ist manches so ganz anders gekommen, als wir es uns vorgestellt hatten. Ein Empfang seitens eines deutschen Vertreters hat nicht stattgefunden, Reden wurden nicht gehalten, die gut einstudierten vaterländischen Lieder nicht gesungen, der Dank an den Kaiser noch nicht abgeschickt, da der Telegraph uns Rückwanderern nicht zur Verfügung steht.

Schon auf den letzten Stationen und auch hier sahen wir Soldaten der neuen polnischen Armee, die in ihrer schmutzen Kleidung sich gut ausnahmen. Der weiße Adler leuchtete auf ihren Mützen.

Gegen 3 Uhr gehts weiter. Man fährt meist durch Wald. Die Luft ist frisch und frühlingmäßig. Ich sitze mit einem guten Freunde auf dem Kraftwagen, wir gedenken vergangener Zeiten und vertiefen uns in ernste wissenschaftliche Gespräche. Hinter uns auf dem Wagen sitzen mehrere österreichische Soldaten. Sie beginnen zu singen. Volkslieder, alte bekannte, stets gern gehörte Weisen, übertönen das Geratter des Zuges. Das „Haideröschchen“ und der „Lindenbaum“, auch der „gute Kamerad“ mit der Einlage „Gloria, Viktoria!“ wurden vorgetragen und dann schallt es mächtig in unserem Rücken: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall!“ Wie eigen gut klang uns Balten dieses urdeutsche Lied von österreichischen Kriegern gesungen! Es lag soviel Stimmung in dieser Abendsahrt, daß ich die Dämmerung und

mit ihr die Kühle nur sehr ungern nahen fühlte; da ich die Nacht nicht draußen zubringen wollte, mußte ich mich schon wieder in den Wagen begeben.

Aber schon um 9 Uhr abends treffen wir in Minsl ein. Wir erfahren, daß unser Zug hier lange, jedenfalls bis zum nächsten Morgen werde halten müssen, da er anders zusammengestellt werden solle. Die Plattformen mit den Kraftwagen werden abgehakt, dafür aber sollen Wagen mit anderen Rückwanderern unserem Zuge angefügt werden. Mein Bruder und ich besprechen uns, wir wollen den Anderen im Wagen mehr Raum geben und uns selbst auch einen bequemeren Aufenthaltort auffuchen und beschließen, die Nacht auf dem Bahnhof zu verbringen. Unser Zug hält weit draußen auf einem Nebengeleise und wir wandern mit einigen anderen Herren zusammen dem Bahnhofe zu.

Dort finden wir schon eine große Gesellschaft versammelt. Man trinkt Kaffee und ein furchtbares Gebräu, das Bier genannt wird. Auch Kuchen gibt es. Viele Soldaten sind auf dem Bahnhof, mit denen wir bald ins Gespräch kommen. Wenn auch diese Nacht schlaflos verbracht wird, angenehmer als die vorige ist sie doch, haben wir doch volle Bewegungsfreiheit. Am Morgen mandern wir zu unserm Zuge zurück, der auf ein anderes Geleis übergeführt ist. Ein Herr aus unserem Wagen meint, wohl aus Neid, es sei rücksichtslos von uns gewesen, die Nacht über fort zu bleiben, in Erwartung unserer Rückkehr habe er die ganze Nacht nicht schlafen können. Seine Schlaflosigkeit dürfte eher dadurch entstanden sein, daß nicht noch einige von den Herren den Aufenthalt auf dem Bahnhof dem im Wagen vorzogen. Ein paar Herren haben übrigens diese

Nacht im Gasthaus in Mohilew zugebracht. Mein Bruder machte noch am frühen Morgen einen Gang durch die Stadt, die recht hübsch sein soll und hatte dabei Gelegenheit, für uns beide etwas schönes, frisches, noch warmes Weißbrot mitzubringen.

Am 15ten April gings erst um 12 Uhr Mittags weiter, nachdem wir noch einige Zeit auf einem anderen Bahnhof in Mohilew gehalten hatten. Jetzt war die Fahrt ja nicht mehr lang und man behalt sich so gut oder so schlecht es eben ging in dem engen Wagen. Endlich um 5 Uhr abends ist Moledeßchno erreicht.

Moledeßchno hat ein großes von den Russen erbautes Barackenlager, in dem sich jetzt die Quarantänestation für die aus Rußland zurückkehrenden Flüchtlinge befindet. Auch wir werden hier untergebracht, können aber nicht erfahren, wie lange unser Aufenthalt währen wird, und ob wir einer Untersuchung, einer Beobachtung oder einer Reinigung unterworfen werden sollen. Am wahrscheinlichsten scheint es zu sein, daß wir drei Tage hier werden verbringen und in dieser Zeit eine gründliche Säuberung werden durchmachen müssen. Das wäre, wenn nicht wieder ein so langer Aufenthalt damit verbunden wäre, so unerwünscht nicht, und 3 Tage sind immerhin besser als 23, die uns auch drohen.

Vom Bahnhof kommend, nähern wir uns dem Lager. Man sieht langgestreckte Dächer aus wallartig aufgeworfener, mit Rasen belegter Erde hervorragen. Das Ganze ist mit Stacheldrahtzäunen umgeben. Am Eingangstor empfangen uns mehrere von den aus Benden verschleppten Herren und Damen, die schon zwei Tage hier sind. Freudig begrüßt man sich. Alte Bekannte und Ver-

wandte sehen sich wieder, neue Bekanntschaften werden geschlossen. Das Gespräch beschäftigt sich gleich, durch unser Fragen veranlaßt, mit der voraussichtlichen Dauer unseres Aufenthaltes hier. Ich unterhalte mich mit zwei jungen Damen und äußere: „Vielleicht fahren wir noch zuletzt alle zusammen in einem Zuge nach Hause.“ Doch die erwidern auf das Entschiedenste: „Das ist nicht möglich. Sie müssen mindestens drei Tage hier bleiben, unterdessen sind wir schon lange über alle Berge.“

Wir werden in die für uns bestimmten Häuser gebracht. Es sind lange, schmale Räume, die uns zur Verfügung gestellt werden. Durch den ganzen Raum zieht sich der Länge nach ein Gang, zu dessen beiden Seiten Lagerstätten sich befinden, d. h. es ziehen sich gleichfalls in der ganzen Länge des Hauses Bretterdielen, die jetzt mit Holzwolle bedeckt sind, hin. An das hintere Ende dieser Britschen schließt sich sogleich das Bretterdach an. An einigen Stellen befinden sich im Gang Tische, deren Füße in den Boden eingelassen sind.

Nachdem jeder sich seinen Schlafplatz gewählt und das Gepäck abgelegt hat, geht es über den weiten, freien Hofplatz in den Speiseraum, ein eigenes Gebäude. Dieses ist größer, breiter. Dort sitzt man an langen Tischen, nachdem man sich vorher am Eingang einen Napf Suppe hat geben lassen. Mit gutem Appetit verzehrt man dann die in reichlicher Menge gegebene kräftige, wohlschmeckende Reissuppe. Nachher gibt es noch Kaffee. Unterdessen ist es dunkel geworden. Ein Weilchen steht man noch auf dem Hof im schönen Frühlingewetter und läßt sich von den älteren Eingefessenen des Lagers von den Freuden erzählen, die unserer hier harren. Vor dem Lager be-

finden sich Kantinen, in denen alles mögliche zu nicht allzuhohen Preisen zu haben ist, Wein, Zigarren usw. Auch Lichtspiele sind vorhanden und ein Theater, in dem auch die weiblichen Rollen von Soldaten gegeben werden. Um aus dem Lager zu gelangen, bedarf es eines Erlaubnissscheines vom Kommandanten, der stets mit der größten Freundlichkeit ausgereicht wird. Kurz, an Abwechslung und Vergnügen fehlt es nicht.

Wir hören jetzt auch Ausführliches über die Geschichte der aus Wenden Verschleppten. In Jekaterinenburg waren sie eine Woche erst im Gefängnis untergebracht gewesen, bis ihnen mitgeteilt wurde, daß sie auf Grund der Friedensbedingungen frei seien. Dann wurden sie, da kein Zug zur Verfügung stand, in ein Lazarett gebracht, wo sie 2 Tage blieben, bis sie abreisen konnten. Sie fuhren auf einer weiteren Strecke, als sie gekommen, durch den Ural nach Perm zu, wurden aber unterwegs angehalten und in eine andere Richtung beordert. Schließlich haben sie eine Woche lang auf einem kleinen Bahnhof im Zuge verbringen müssen. Freiheit haben sie auf der Hin- und Rückreise mehr gehabt als wir und so haben sie auch auf dieser Station, die in schöner, bergiger Lage im Ural sich befand, weite Spaziergänge machen können. Endlich konnten sie dann ihre Reise fortsetzen und gelangten ohne weiteren Aufenthalt über Perm und Moskau nach Mologdetchno.

Wir sind aber alle viel zu müde, um heute noch irgend etwas zu unternehmen, die nächsten Tage oder gar Wochen werden ja dazu Zeit die Fülle bieten. Wir gehen in unsere Parade und die Meisten legen sich zur Ruhe. Meine schöne, dicke

Dede breite ich auf die Holzwolle und strecke mich aus. Wie schön liegt sichs auf dem weichen Lager nach der Bretterunterlage früher und gar nach den beiden durchwachten letzten Nächten. Neben mir unterhält sich ein Herr mit seinem Gegenüber, der eine im ganzen Lande bekannte, laute, durchdringende Stimme hat, doch mich störts nicht. Im Augenblick bin ich eingeschlafen.

## 20. Die Heimkehr.

Am folgenden Morgen, am 16ten April, erwache ich schon um 5 Uhr früh. Ich habe, wenn auch nicht lange, doch prächtig geschlafen. Immerhin habe ich die ganze Zeit über seit meiner Verhaftung kein einziges Mal sonst 6 Stunden im Verlaufe eines Tages, geschweige denn im Zusammenhang geschlafen. In unserer Barade ist schon volles Leben. Da man an die Waschgelegenheit nicht herankommt, trinke ich zuerst meinen Morgenkaffee. In der Speisehalle und im ganzen riesengroßen Hof sind außer uns viele Hunderte, wohl Tausende heimkehrender Flüchtlinge zu sehen. Auch die vier Priester sind glücklich angekommen. Es ist ein Leben und Treiben, das eigen wirkt. Halb entblößte Männer waschen sich am Brunnen oder hinter einer Hausede, wenn sie nämlich über Eimer verfügten, um sich das Wasser dorthin zu bringen. Eine sonstige Waschgelegenheit gibt es nicht. In wenigstens 7 Sprachen tönt die Unterhaltung durcheinander.

Nachdem ich mich am Kaffee erquidt habe, sehe ich mich nach einer Möglichkeit um, mich zu säubern. Da begegnet mir unser kleiner Reisegefährte, der Student Thomson, und sagt: „Die Estländer werden schon heute morgen abgeschickt, und da ich aus Reval bin, schließe ich mich an.“ — „Sie

Glücklicher," sage ich, denke aber dabei, daß ist doch merkwürdig, warum sollen die Estländer solch einen Vorzug vor uns genießen. Gleich darauf begegnet mir mein Bruder. Der raunt mir zu: „Im Zuge für die Estländer ist noch Platz. Wer rasch macht, kommt noch mit,“ und er ergreift unauffällig seine Sachen und geht hinaus. Nun aber schnell, denke ich, nehme auch meine Habseligkeiten zusammen, stopfe in den Beutel, was ich zur Nacht herausgenommen, und schnüre die Decke zusammen.

Da sehe ich auch schon, daß fast alle in unserer Baracke das gleiche tun. Sowie ich fertig bin, eile ich hinaus, dem Bahnsteige zu und dort zeigt sich schon ein langer Pilgerzug von uns allen: Wendener, Revaler und Dorpater in buntem Durcheinander, die mit ihren Sachen zum Zuge hasten. In der Nähe des Bahnsteiges werden wir angewiesen, uns zu vieren aufzustellen. Dann wird uns gesagt, daß außer den Wendener auch die Estländer abreisen können. Auf unsere verwunderte Frage: „Warum nur die Estländer?“, erhalten wir zur Antwort: „Nun, der Zug geht ja über Riga nach Hinzenberg, von da an ist andere Spurweite, dann werden Sie einen anderen Zug bekommen. Da können eben die Estländer mitfahren.“ Also es scheint wieder einmal eine Verwechslung zu sein zwischen Estländern und den Bewohnern des estnischen Theiles des Baltenlandes. Unter uns entsteht ein lebhaftes Hin und Her der Meinungen, ob wir Dorpater fahren dürften oder nicht, das Gleiche ist mit den Fellinern der Fall. Doch sind die Meisten fest entschlossen mitzufahren, es sei denn, daß sie zurückgewiesen würden. Auch ich bleibe im Verbande stehen und erwarte, was weiter geschehen werde.

Allmählig werden die vordersten Reihen in Bewegung gesetzt und gehen zum bereitstehenden Zuge. Und dann wieder andere Reihen. Endlich kommen wir auch daran: es ist mittlerweile schon ungefähr 7 Uhr geworden. Wir werden zu einem Wagen dritter Klasse, auf dem uns das sächsische Wappen entgegenleuchtet, geführt und dann zu sieben in einen Abteil gewiesen. Dann wird die Thür hinter uns geschlossen. Der Wagen ist sauber und jeder hat seinen bequemen, breiten Sitzplatz, auch für unsere wenigen Habseligkeiten ist oben genügend Raum vorhanden. Zwei der Decken sind bei uns und geben eine angenehme Polsterung auf den sonst für die Dauer doch wohl etwas harten Bänken.

Hinter uns geht das Unterbringen der Mitreisenden indessen immer weiter. Unsere ganze Gesellschaft betrug nunmehr durch das Hinzukommen der Wendener über 500 Personen. Die alle unterzubringen ist eine zeitraubende Arbeit. Dem Offizier, der die Sache leitet, wirds auch endlich zu viel und im Abteil neben uns, wo eine Dame sich den Anordnungen nicht ohne Weiteres fügen will, ruft er mit lauter, scheltender Stimme zu: „Sie glauben wohl, daß Sie es mit einem russischen Offizier zu tun haben, mit dem Sie alles machen können, was Sie wollen. Hier gibt es das nicht. Merken Sie sich das gefälligst, oder ich lasse Sie hinaussetzen!“

Endlich sind alle untergebracht, die Thüren geschlossen, die Lokomotive pfeift und der Zug setzt sich in Bewegung.

Im Vorüberfahren sehen wir noch einige Zurückgebliebene am Bahndamm stehen, wann sie wohl nachfolgen werden? Auch unser Mediziner Westphalen ist unter ihnen. Dann erfahren

wir, etwa 40 Personen, meist Felliner, doch auch einige Revaler und Dorpater, sind zurückgeblieben, weil nicht genügend Raum vorhanden war. Sie werden wohl mit dem nächsten Zuge abgefertigt werden. Der „Schwede“, Herr von Sivers, ist bei ihnen geblieben, um ihnen mit seinem Reisegelde behilflich zu sein. Auch Westphalen ist absichtlich nicht mitgefahren, weil er sie nicht ohne ärztliche Hilfe lassen wollte.

Wir werden noch mehrmals hin und her geschoben, endlich um  $\frac{1}{2}$ 10 Uhr fahren wir wirklich ab. Es ist schönes, klares Frühlingswetter, aber das Land ringsherum sieht traurig aus. Hier haben heftige Kämpfe getobt. Laufgräben, Drahtverhaue sieht man, Trichter der Geschosse haben den Boden zerwühlt, viele Häuser sind zerschossen, verbrannt. Auf einzelnen Stationen sind unübersehbare Mengen von erbeuteten Trainwagen, Kanonen, Maschinengewehren zusammengefahren. Große Berge von Stacheldrahtrollen türmen sich auf.

Um  $\frac{1}{2}$ 12 Uhr fahren wir an Smorgon vorüber. Da ist kein heiles Haus vorhanden. Mäkte, teils zersplitterte Mauern ragen gen Himmel. Nicht ein Dach ist zu sehen. Es macht den Eindruck, als hätte die Stadt mehr durch Feuerbrunst, als durch Geschosse gelitten. Es zeigen sich immer weniger Spuren des Krieges. Das Gelände wird hügelig. Wir fahren über zwei malerische Flüsse, die Wilija und die Wileika, die zwischen zum Teil bewaldeten Ufern jetzt in stillem Abendfrieden dahinfließen. Auf einer der Zwischenstationen spreche ich mit den Damen, die gestern gemeint hatten, daß wir noch lange in Molo-detschno warten müssen, und sage ihnen, mein gestriger Wunsch, daß wir alle zusammen fahren würden, sei doch in Erfüllung gegangen. Darauf

erzählen die mir, daß sie das gestern schon gewußt hätten, daß auch wir heute fahren würden, doch hatten sie davon nicht sprechen dürfen.

Es ist 7 Uhr, wie wir die Stadt Wilna erreichen. Der Zug fährt am Bahnhofsgelände weit vorbei und hält auf einem Geleise des Warenbahnhofs. Der Wilnaer Bahnhof und seine einst gute Wirtschaft ist uns fast allen von früher gut bekannt, berührte man doch diese Stadt meist, wenn man ins „Ausland“, d. h. nach Deutschland reiste. Wie alle aber plötzlich dringendes Verlangen nach warmer Speise. Wir erkundigen uns, ob wir nicht in die Wirtschaft gehen können, um uns etwas geben zu lassen, da der Zug 5 Stunden hier halten soll, doch werden wir abgewiesen. „Rückwanderer dürfen ohne Entlassungsschein nicht in das Bahnhofsgelände. Auch ist für Sie in Landwardo, eine Stunde von hier, Essen bestellt. Bis dahin müssen Sie sich schon gedulden.“ So werden wir abgefertigt. Es hilft nichts, daß wir sagen, wer wir sind und woher wir kommen. Der Kommandant mit seiner strengen Amtsmiene bleibt unerbittlich. Es ist jetzt 7 Uhr und frühestens um 1 Uhr Nachts werden wir zu Essen bekommen. Unsere Vorräte schwinden auch schon stark dahin. Etwas Schinken, Butter und Brot ist wohl noch vorhanden, auch die eiserne Ration, eine Büchse mit Fleisch; doch wir müssen damit rechnen, daß wir nicht auf regelmäßige Belästigung hoffen dürfen. Doch es ist nichts zu machen.

Eine Anzahl von uns, 8 Herren, entschließen sich kurz, wir wollen in die Stadt gehen und suchen, ob wir nicht dort etwas zu essen finden. Der Wachtposten am Ausgang des Warenbahnhofs hat nichts dagegen einzuwenden, daß wir fortgehen, ja, er weist uns den Weg zur Stadt.

Die Straße, in die wir kommen, ist eine traurige Vorstadtstraße. Wir fragen nach einem Gasthaus, man weist uns weiter in die Stadt hinein. Endlich finden wir in einem Eckhaus einen jüdischen Laden, in dem Wurst und Eier verkauft werden. Einige wollen hier bleiben, sich Eier ablocken und Tee machen lassen und in der Hinterstube, einem elenden, schmutzigen Raum, der nach Zwiebeln und Tabakrauch riecht, zu Abend essen.

Unterdessen haben die, die auf der Straße geblieben sind, einen kriegsgefangenen russischen Militärarzt angeredet und ihn gefragt, ob er nicht eine gute Speisewirtschaft oder ein Kaffeehaus wüßte. Ja, das könne er zeigen. Auch wir sind indessen wieder auf die Straße gekommen und machen uns unter der Führung des Arztes auf den Weg. Er radebrecht ein recht mangelhaftes Deutsch und ist sehr froh, wie wir später auf russische Unterhaltung übergehen. Er lebt hier schon mehrere Jahre als Kriegsgefangener und hofft nun auch bald befreit zu werden.

Wir wandern unterdessen durch die Straßen. Es heimelt uns an, daß hier schon alle russischen Aufschriften entfernt sind. In unserer sonderbaren Kleidung, Pelzen und Fellmützen, auch hohen russischen Filztiefeln, fallen wir allen auf, die uns begegnen. Ich gehe mit meinem Vetter Hugo von Stryl allen voran. Da bleibt eine Dame vor uns stehen, sieht mich an und sagt in einem Tone, der fast klingt, als wären wir alte Bekannte, auf russisch: „Wo kommen Sie denn her?“ Ich erwidere: „Aus Sibirien.“ Darauf sagt sie: „Das ist ja sehr weit her“, und kopfschüttelnd geht sie weiter, nicht ohne vorher noch einen fragenden Blick auf unsere sonderbare Kleidung geworfen zu haben.

Recht weit sind wir schon gegangen, und der Arzt hat auf unsere Frage, obs noch weit wäre, immer nur die eine Antwort: „Nein, es ist hier ganz nahe.“ Bier von den Herren sind doch unruhig. Sie fürchten, den Rückweg nicht zu finden, oder gar sich zum Zuge zu verspäten, kurz sie beschlossen umzukehren. Endlich werden die Straßen besser, die Häuser stattlicher, wir kommen an einen Platz. Rechts erhebt sich ein großer Bau, ein Theater in griechischem Stil, mit Säulen, und gegenüber eine schöne alte Kokokirche. Nicht weit davon noch am Platze sind mehrere Wirtschaften. Der Doktor führt uns in ein Kaffeehaus, das ganz nett und leidlich sauber eingerichtet ist. Musik tönt uns entgegen, ein Trio, Geige, Cello und Klavier, unterhält die Gäste. Mit Mühe gelingt es uns, Waschwasser zu erhalten, um uns die Hände zu waschen.

Dann fragen wir, ob wir etwas zu essen bekommen könnten, doch gibt es nichts als Kuchen, Kaffee, Tee und ähnliche Getränke. Nun bleibt uns nichts übrig, als auch damit zufrieden zu sein. Wir bestellen uns Kaffee und Kuchen. Diese sind sehr gut, der Kaffee wenigstens leidlich. Infolge unseres großen Hungers vertilgen wir recht viel der schönen Kuchen. Nach etwa einer Stunde machen wir uns auf den Heimweg. Die Beche war merkwürdig klein, trotzdem doch der Doktor unser Gast gewesen war. Mit vielem Dank verabschieden wir uns, nachdem er uns noch ein Stückchen Wegs begleitet hat, und kommen ohne Irrungen zu unserem Zuge.

Den dort Zurückgebliebenen war es besser als uns ergangen. Der Bahnhofskommandant hatte schließlich doch ein Einsehen gehabt, und ihnen erlaubt zur Bahnhofswirtschaft zu gehen.

Dort hatten sie sich an Krebsuppe sattgeessen und an gutem deutschem Bier und Wein erlabt. Jetzt war es zu spät noch hinzugehen, auch war die Suppe alle. Auch das Telegramm an den Kaiser hatte endlich abgeschickt werden können. Es lag uns allen so sehr daran, unseren Dank für den machtvollen Schutz auszusprechen, den der Kaiser uns hatte angedeihen lassen. Die Zeitungen enthalten gute Nachrichten. Die große Schlacht in Flandern hat mit einem glänzenden Siege der Deutschen geendet. 120 000 Gefangene sind von der siegreichen Armee genommen worden. Gott sei Dank für diesen Gruß so nahe vor der Heimkehr.

Um 12 Uhr verlassen wir Wilna und um 1 Uhr sind wir in Landworowo, wo uns in der Verpflegungsanstalt gegen billiges Entgelt eine reichliche, gute Suppe, Brot, Büchsenfleisch und Marmelade gegeben werden. Der Kommandant, Major Schneider, mit ehrwürdigem, langem, weißem Bart steht inmitten des Raumes und freut sich über sein ganzes freundliches Gesicht über den Genuß, mit dem wir essen. Bald nach dem Essen geht es weiter.

Von 4 Uhr morgens des 17ten April bis 1/2 8 Uhr halten wir in Koschedari, von 8—9 Uhr in Janow. Die Ungeduld wächst. Was der Grund ist, daß wir so langsam fahren, bleibt uns unbekannt, doch stehen wir mehr, als wir vorwärtskommen. An Schlafen war diese Nacht nicht zu denken. Ausstrecken konnte man sich nicht, sondern mußte sitzend zu schlafen versuchen. Wohl hatte ich einen Eckplatz erhalten und war auch mehrfach im Begriff einzuschlafen, doch wurde ich stets wieder durch meinen Nachbar geweckt, der selbst im Einschlafen auf mich fiel. Ich schüttelte ihn ab, weil ich mit

dieser Belastung nicht schlafen konnte, doch war es dann jedesmal lange Zeit um meinen Schlaf geschehen.

Um 11 Uhr nähern wir uns Keidany. Schon eine Weile vor der Station hat man einen schönen Blick über den Fluß auf das Schloß, das inmitten eines weitläufigen, hügeligen Parkes liegt. Das Schloß gehört dem Grafen Todleben, dem Nachkommen des berühmten Verteidigers von Sewastopol und Eroberers von Plewna. In einem großen Bogen fährt man um den Park herum, bis man auf den Bahnhof gelangt. Diesem gegenüber, nur etwa einige hundert Schritte entfernt, erhebt sich aus den Bäumen der Anlage auf einem Hügel ein hoher Turm, eine Nachbildung der türkischen Minarets.

Viele von uns zerstreuen sich in den Park. Das Wetter ist schön warm, lachender Sonnenschein liegt auf dem Rasen, der schon zu grünen beginnt und den die ersten Frühlingsblumen, Leberblümchen und Anemonen, zieren. Auch zum Turm geht man. Die Tür ist offen. Mit noch zwei andern steige ich die steile Treppe hinan. Mehr als drei fänden auf der Plattform oben keinen Platz, sagen die, die schon hinauf gestiegen waren. Die Treppe ist so schmal, daß man auf ihr nicht aneinander vorüber gehen kann, darum darf niemand hinauf, solange welche oben sind. 77 Stufen führen hinauf. Oben ist ein offener Rundgang, von einer Brüstung umgeben. Man hat von hier eine schöne Aussicht über den Park, die Hügel der Umgehung, zwischen denen ein Fluß seine schimmernden Windungen zieht.

Nach einem Aufenthalt von mehr als einer Stunde verlassen wir Keidany und quälen uns in langsamer Fahrt und langen Aufenthalten auf

den unbedeutenden Stationen, bis wir um 5 Uhr nachmittags nach Radswilischki kommen. Auf einer der Zwischenstationen hatten wir uns gerade Kalbsbraten bestellt, als das Zeichen zur Abfahrt gegeben wurde. Alles stürzt zum Ausgang und verzichtet mit knurrendem Magen auf das gute Essen, doch da erweist es sich, daß es ein Versehen war und wir können uns ruhig wieder setzen und uns an dem inzwischen gebrachten Braten erfreuen.

In Radswilischki gabs guten Wein, den man frohen Herzens genoß. Freilich waren die Räume des Bahnhofes für uns alle viel zu klein und vor allem gabs nicht genug Stühle, so brachten sich denn einige ihre Flaschen in den Wagen und es begann ein munteres Zechen, bei dem mancher infolge der langen Zeit, die wir hier standen, in seiner Freude sich zu viel tat. Auch in meinem Wagenabteil gings munter her, als ich gegen Abend vom Bahnhof, wo ich mit meinem Bruder noch Platz gefunden hatte, zurückkehrte, auch waren alle Bänke von Gästen besetzt, sodaß ich mich für eine längere Weile in einem anderen Wagen einquartieren mußte.

Gegen Abend fährt ein anderer Zug auf das Geleise neben uns und zwar ein Zug, aus dessen Wagen lauter schneidige Soldatengesichter heraus schauen. Unsere Sänger, die bisher wegen Mangel an Zuhörern ihre Weisen nicht mehr hatten ertönen lassen, stimmten jetzt die schönen vaterländischen Lieder an und die Soldaten fielen in den Gesang ein, sodaß es weit in die Dämmerung klang: „Deutschland, Deutschland über alles!“

Am 18ten April um 1 Uhr morgens gings endlich weiter. In früher Morgenstunde kamen wir in das gänzlich vernichtete, verbrannte und zerstossene Schaulen, wo im Mai 1915 so furchtbare

Kämpfe gewüthet hatten und das mehrmals aus einer Hand in die andere gekommen war, bis es, ein Trümmerhaufen, bleibend von den Deutschen besetzt ward. Von Molodetschno aus bis hierher hatten wir 308 Werst zurückgelegt und dazu fast zweimal 24 Stunden gebraucht! Für unsere Ungeduld wohl viel zu viel Zeit.

In Schaulen kamen wir auf die neue Eisenbahn, die von den Deutschen nach Besetzung des Landes von hier aus nach Mitau gebaut worden ist. Um 10 Uhr etwa fahren wir in der Nähe der Station Maiten über die kurländische Grenze und befinden uns somit auf eigentlich heimatlichem Boden. Wie der Zug hält, werden wir aus allen Wagen hinausgebeten, und Professor Seesemann, selbst Kurländer, hält im schönen Frühlingsmorgen einen Dankgottesdienst, an dem alle mit übervollem Herzen teilnehmen. Gottes Macht hatte sich doch stärker erwiesen, als die Macht unserer Widersacher, in seiner Gnade hat er uns wieder in unsere Heimat zurückgeführt.

Das Land ringsum sieht traurig aus. Viele Felder sind unbestellt und was an Korn vorhanden ist, scheint wohl infolge mangelhafter Beackerung des Bodens nicht allzuviel zu versprechen. An dieser Bahn sind noch keine Bahnhofsgebäude errichtet, auch kommt man nur durch wenig besiedeltes Land. Gutshöfe und Kirchen sind nicht zu sehen, und nur wenige Bauernhöfe. Die alte Chaussee, die von Miga über Mitau und Tauroggen nach Tilsit führt, zeigt sich häufig in nächster Nähe der Eisenbahnlinie.

Nun nähern wir uns Mitau. Bei der Anfahrt sieht man zerschossene Fabrikgebäude und Wohnhäuser, dann aber, wie man näher zur eigentlichen Stadt kommt, macht es den Eindruck, als

ob hier die Zerstörung nicht so arg gewesen sei, wie in vielen anderen Städten, durch die wir gekommen sind. Um 1 Uhr halten wir vor dem Personen-Bahnhof, dessen einer Flügel ausgebrannt und noch nicht wieder hergestellt ist.

Eine Menge Damen und Herren sind auf dem Bahnhof versammelt, um uns zu begrüßen. Unter uns sind ja auch viele Kurländer, die vor bald drei Jahren nach Dorpat flüchteten. Deren Familien sind jetzt zum Teil schon wieder in die Heimat zurückgekehrt und so finden Begrüßungen zwischen Eheleuten, Vätern und Kindern statt. Mit Jubel umarmt man sich, tauscht Nachrichten aus. Mehrere Kurländer beschließen hier schon den Zug zu verlassen und holen ihr leichtes Gepäck aus den Wagen. Einer hatte sich übrigens schon in Radjwilischki von uns getrennt, da er von dort aus am schnellsten auf sein Gut, in der Nähe von Dünaburg, gelangen konnte.

Viele Bekannte treffe ich, Herren und besonders Damen, mit denen ich in den letzten Jahren in Dorpat mehrfach zusammen gewesen bin. Von allen Seiten wird gefragt, man will über unser Befinden, unsere Reise, die uns zu teil gewordene Behandlung Näheres erfahren und wir wieder wollen von den Zuständen zu Hause, vor allem von dem Befinden der Unseren Nachricht haben. Ich treffe niemanden, der in meinem Hause verkehrt, auch hatten ja fast alle diese Kurländer Dorpat schon vor vielen Wochen verlassen, so daß ich mich nur mit dem allgemeinen Bilde zufrieden geben muß, das uns vom neuen, deutschen Dorpat gemacht wird. Daheim sei eitel Freude, alles empfinde mit Dank die Befreiung vom Druck der russischen Gewaltherrschaft, die im Bolschewismus schließlich ihren Gipfelpunkt erreichte.

Außerlich auch biete die Stadt ein anderes Bild. Statt der schmierigen Soldaten und Roten Gardisten, statt der russischen Beamten und Studenten in ihren aufdringlichen Uniformen, sehe man jetzt deutsches Militär in ihrer strammen feldgrauen Kleidung. Das beste Einvernehmen herrsche zwischen der Bevölkerung, auch der estnischen, und ihnen. Mittags spiele auf dem Großen Markt die Musik.

Morgen früh, spätestens, rechnen wir, müssen wir ja auch daheim sein, und können uns an all dem Schönen freuen, können ausruhen von der ganzen Mühsal und Aufregung der Verschleppung und auch vergessen dessen, daß unsere Heimkehr unter deutschem Schutz körperlich mit der schwerste Teil der Reise war, und wie wirs empfanden, unterwegs als rückkehrende Flüchtlinge angesehen zu werden und nicht, wie wir erwartet hatten, als die freudig begrüßten heimkehrenden Geiseln.

Einige gingen auch hier in die Stadt, um etwas zu essen, wiewohl es eigentlich nicht gestattet war. Jedoch war auf dem Bahnhof das Speisen in der Wirtschaft ohne besonderen Schein verboten, und den erhielten wir nicht, da wir nach einer Weile hier unsere Mittagsuppe bekommen sollten. Nur schönes Bier, nach langer, sehr langer Zeit das erste gute Bier, konnten wir hier erhalten. Dann, nach dem Mittagessen, gehts weiter; es ist bereits 4 Uhr Nachmittags.

Vor der Abfahrt aus Mitau, erzählt mir mein Schwager, daß er von einem Bekannten gehört habe, daß unser gemeinsamer Schwiegervater vor etwa zwei Wochen gestorben sei. Er hatte die Kriegsjahre in Berlin verlebt, und war dann nach Besetzung Livlands, als er gehört hatte, daß wir beide verschleppt seien, nach Dorpat gefahren,

um seinen beiden Töchtern beizustehen. Auf der Rückreise sei er dann an einer Lungenentzündung erkrankt und nach kurzer Krankheit gestorben. Von seinen Nächsten habe niemand an sein Krankenlager nach Riga kommen können. Was muß meine arme, liebe Frau alles gelitten haben in der schweren Zeit, jetzt zu allem noch dieser schwere Verlust. Trotz allem Schweren, das wir durchleben mußten, scheint mir doch das Los der Zurückgebliebenen, zumal der nächsten Angehörigen, noch viel schlimmer gewesen zu sein. Die Ungewißheit, was aus uns geworden ist, muß furchtbar aufreibend gewirkt haben und alles persönliche Schwere muß in dieser Zeit doppelt empfindlich gewesen sein. Die Freude über die endliche Erlösung des Landes und die Wiederherstellung der Sicherheit muß doch für sie recht getrübt gewesen sein, beim Gedanken an unser ungewisses Schicksal.

Nachdem wir Mitau verlassen haben, geht es durch ein Gelände, das die traurigen Spuren jahrelangen Stellungskrieges zeigt. Die Wälder sind verwüstet, alle Häuser verbraunt, der Boden von Granattrichtern zermüht und von Laufgräben und Unterständen durchgraben. Soviel Verwüstung war nötig, um unser Land zu befreien, soviel Kulturarbeit mußte zerstört werden, um uns wirklich, bleibender Kultur zuzuführen!

Um 6 Uhr laufen wir auf dem Rigaer vorstädtischen Bahnhof in Lorensberg ein. In der Vorstadt kamen wir auch an manchem zerschossenen Gebäude, mancher zerstörten Fabrik vorbei, doch ist dieses Bild weniger schlimm, als was wir in Mitau gesehen. Oder hat man sich an die Greuel der Verwüstung allgemach gewöhnt?

Longe halten wir auf dem Lorensberger Bahnhof. Warum, weiß keiner. Die Zeit vergeht, und

unsere Ungeduld heimzukommen wächst. Endlich wohl nach einer Stunde, geht es weiter, auf der Brücke über die Düna. Neben uns sehen wir die Trümmer der alten Eisenbahnbrücke, die seit einigen Jahren dem Verkehr von Fuhrwerken und Personen diente. Auch die neue Eisenbahnbrücke ist beschädigt gewesen, doch soweit wieder hergestellt, daß sie gebrauchsfähig ist. Dann fahren wir in die Halle des Hauptbahnhofes. Doch niemand darf aussteigen, es giuge gleich weiter, heißt es, wir sollen auf den Bahnhof Kaiserwald gebracht werden, dort würden wir länger halten und dort würden auch verschiedene Rigaer uns begrüßen können.

Bald setzt sich unser Zug auch in Bewegung. Beim Bahnhof Alexanderpforte hält er wieder und wir erfahren, daß wir auf den Güterbahnhof fahren sollen, dort warteten viele auf uns zur Begrüßung. Und wieder fahren wir weiter. Dann aber nach kurzer Fahrt halten wir auf freiem Felde, etwa eine Werst vor dem Güterbahnhofe. Es wird uns gesagt, wir würden erst um 12 Uhr Nachts weiterfahren. Jetzt ist es halb sieben Uhr. Niemand ist hier uns zu begrüßen. Warum wir hier halten und nicht zum Bahnhof weiter fahren, wo man uns erwartet, bleibt eine ungelöste Frage, wie so vieles andere auch.

Dann sieht man, wie vom Güterbahnhofe aus, der sich im abendlichen Licht uns undeutlich zeigt, eine große Menge Menschen in der Richtung auf uns zu in Bewegung setzt. Sie kommen, all die lieben, vertrauten Heimatgenossen, die uns begrüßen wollen. Ich hatte meinem Bruder, der hier lebt und den ich fast vier Jahre nicht gesehen, von Wilna aus Nachricht geben wollen, daß mein jüngerer Bruder und ich uns auch im Zuge be-

fänden. Wie ich mich damals in Wilna bei unserem freundlichen Führer nach der Möglichkeit der Aufgabe von Drahtnachrichten erkundigte, erwies es sich, daß das so schwierig sei, daß ich es unterließ. Doch hoffe ich, daß er auch unter den vielen sein werde, die, man sieht es jetzt deutlich, zum Teil in vollem Lauf auf uns zu eilen.

Endlich kommen sie heran. Als erster geht ein Knabe durchs Ziel, ihn haben wohl seine jugendlichen Beine und das Verlangen, einen lieben Angehörigen zu begrüßen, zum Sieger gemacht. Ihm folgt als Zweite eine junge Dame. Und dann kommen sie in immer größeren Trupps. Und dann geht ein Händeschütteln, ein Umarmen an, dem man anmerkt, wie alle mit ganzem Herzen an unserem Schicksal teilgenommen haben. Generalsuperintendent Gaechtgen's ist da, um seinen Sohn zu begrüßen. Der Landmarschall Baron Pillar von Pilschau, der in Petersburg im Februar so eindringlich für unsere Befreiung, leider erfolglos, gearbeitet hat, bewillkommnet uns mit herzlichem Handschlag.

Eine Dame geht mit einem großen Korbe umher und verteilt an alle, die ihr begegnen, Bekannte und Fremde, kleine Päckchen, enthaltend einige Süßigkeiten; auch ich erhalte eins und verzehre den Inhalt voll Dank für die freundliche, unbekannte Geberin. Allmählig wird's dunkel. Da kommen mehrere Männer mit schweren Körben. Es sind belegte Brötchen für uns bestellt und werden allen angeboten. Doch leider ist der Vorrat nur klein. 600 Bröte, und wir sind fast 500 Personen. Gut schmecken sie zwar, doch erwecken sie den Wunsch nach mehr. So undankbar ist doch der Mensch! Auch Wein soll uns gebracht werden, ein Willkommenstrunk in der Heimat.

Mein Bruder ist nicht zu sehen, und ich höre von Bekannten, er sei garnicht in der Stadt, sondern in Pleskau, wo er am Beuteamt schon seit 6 Wochen arbeite.

Da zuckt ein Blitz in den dunklen Wolken, die sich unterdessen am südwestlichen Himmel zusammengezogen haben und mächtig rollt der Donner über die Stadt. Dann beginnt es zu regnen, der erste Gewitterguß in diesem Jahr. Man flüchtet in die Wagen. Viele der Besucher haben sich bereits auf den Heimweg gemacht, in der Nähe ist nirgends ein schützendes Dach.

Noch im strömenden Regen werde ich in einen anderen Wagen zu meinen beiden Onkeln gerufen, eine Cousine von mir, die in Riga lebt, ist noch herausgekommen und sitzt in deren Wagen. Sie ist kürzlich in Dorpat gewesen und kann mir erzählen, daß es den Meinigen gut gehe, auch der Kranke ist wieder hergestellt und kommt allmählig zu Kräften. Gott sei Dank für diese Nachricht! Ein Stein fällt mir vom Herzen; hatte ich doch die ganze Zeit über die Furcht nicht los werden können, daß mich zu Hause Schlimmes erwarte.

Eine halbe Stunde verging so unter frohem Geplauder. Im Mittelpunkt des Gespräches stand natürlich all das Neue, das unser in Stadt und Land wartet. Dann mußten wir uns verabschieden und um 12 Uhr fuhren wir in die Nacht hinaus in der Hoffnung morgen Vormittag bei unseren Liebsten zu sein, von denen uns jetzt nur noch 230 Werst trennten. Der versprochene und sehnlichst erwartete Wein war aber nicht gekommen. Wahrscheinlich ist er auf einen falschen Bahnhof gebracht worden. Schade, der heimatliche Willkommenstrunk hätte gut gemundet.

Um 3 Uhr Morgens des 19ten April gelangen wir nach Hinzenberg und kaum haben wir dort angehalten, so wird auch unsere Lokomotive abgehakt und fährt davon, zurück nach Riga. Wir sind alle verwundert. Warum das. Nur 33 Werst sind es noch bis Kamogly, bis wohin das engere deutsche Geleise führt, dort müssen wir schon so einen neuen Zug erhalten. Warum dieser zeitraubende Maschinenwechsel?

Dann erfahren wir: Erst kürzlich sei das Geleise umgelegt. Zu Molodetschno, wo wir unsere Lokomotive bekamen, sei das unbekannt gewesen, und so habe der Maschinist die Weisung erhalten, uns nach Hinzenberg zu bringen. Ein anderer Auftrag veranlaßte ihn dann sofort zurückzufahren.

Diese Erklärung hat wenig Tröstliches für uns: Wohl wird uns gesagt, es sei nach einer neuen Maschine durch den Draht verlangt worden, doch bis die Entscheidung aus Wilna und sie selbst aus Riga eintreffe, werde noch viel Zeit vergehen. Vor dem Nachmittage könnten wir nicht auf die Weiterfahrt rechnen. Also wieder unvorhergesehener Aufenthalt!

Nun, man meistert seine Ungeduld und findet sich so gut es geht in die Lage. Um 7 Uhr können wir Kaffee bekommen, jetzt ist in der Verpflegungsstelle noch völlige Nacht. Der Bahnhof ist niedergebrannt. Vom nächtlichen Regen ist der Boden naß und schweres Gewölk droht neue Güsse zu spenden. Hunger, Langeweile und Ungeduld treiben uns schon um 6 Uhr zur Versorgungsstelle und siehe da, ob im Anlaß unserer Ankunft, ob aus Zufall, jedenfalls duftet es dort schon angenehm und in kürzester Frist ist der Morgentrank richtig fertig.

Dann geht es zurück zum Zuge, denn der Regen hat wieder begonnen. Man sitzt auf den Bänken der Wagen. Später, als der Regen aufhört, geht man draußen auf und ab, einige wandern dem nahen Walde zu. Ich kann mich dazu nicht entschließen, die Unruhe hält mich am Wagen fest und zwingt mich immer wieder diesen und jenen zu fragen, was es an der Zeit sei. Sie rückt nur langsam vorwärts, doch verrinnt Stunde auf Stunde und schiebt unsere Heimkehr hinaus.

Dann um  $\frac{1}{2}$  12 Uhr fährt der Gilzug aus Riga vor. Zwischen unserem Geleise und dem Zuge steht ein Warenzug mit leeren Plattformen und ein anderer, auf dessen Plattformen Traintwagen verladen sind. Da heißt es plötzlich unter uns: irgend jemand habe gesagt, wer im Gilzuge Platz finde, könne mitfahren.

Nun rafft, wer kann, seine Sachen zusammen und es geht eine Hezjagd los. Das erste Hindernis, der leere Zug, wird in vollem Anlauf genommen. Der zweite Zug beginnt aber gerade sich in Bewegung zu setzen, ehe noch alle herüber sind. Mir glückt es noch gerade rechtzeitig abzuspringen, andere müssen warten, bis er vorbei gefahren ist. Der Gilzug ist recht voll, doch finden noch etwa 40 von uns Platz in ihm. Ich komme mit drei Anderen zusammen in ein Abteil dritter Klasse, das voll von Soldaten ist.

Bald geht's weiter. Der Zugführer hat Weisung, uns ohne Fahrkarte anzuerkennen. Nach zwei Stunden sind wir in Ramożky, wo wir den Zug verlassen und in einen russischen umsteigen müssen. Ich finde mit vielen Anderen in einem Wagen zweiter Klasse Unterkunft. Die obere Liegebank klappe ich auf und strecke mich endlich nach drei sitzend verbrachten Nächten behaglich aus.

Ich liege nach 10 Wochen zum erstenmal wieder auf einer Federmatratze, ein Genuß, den ich wohl zu würdigen weiß!

Wie wir nach einer Stunde in Wenden einfahren, ist der Bahnhof voll von Menschen, die aus Stadt und Umgegend gekommen sind, ihre Lieben zu empfangen. Militärmusik spielt bei unserer Anfahrt. Leider ist unter uns kaum jemand aus Wenden und wir müssen sie vertrösten, daß die Ihrigen wohl bald mit einem anderen Zuge kommen würden. — In der That kamen sie erst am nächsten Tage um 11 Uhr Vormittags. — Die von ihnen mitgebrachten Frühlingsblumen wurden nun uns zu Theil.

Nach kurzer Rast gehts weiter. Um  $\frac{1}{2}$ 7 Uhr sind wir in Wall, wo mehrere Bekannte zu uns in den Wagen steigen. Auf dem Bahnhof gelingt es uns, trotz großen Andrangs doch etwas zu essen zu bekommen. Unterdessen ist es schon dämmerig geworden. Gegen  $\frac{1}{2}$ 8 Uhr fahren wir weiter. Um 11 Uhr sollen wir in Dorpat sein. Ich habe mich wieder ausgestreckt und schlafe ein wenig. Vorwärts geht der Eilzug, doch für unsere Ungeduld viel zu langsam.

Endlich sieht man die ersten Lichter von Dorpat. Der Zug fährt in den Bahnhof und hält. Der Bahnsteig ist schwarz von Menschen. Beleuchtung gibt es kaum. Mit Mühe drängt man sich mit seinem Gepäck hinaus. Man kann kaum vorwärts kommen. Den schönen Schmuck von Kränzen am Bahnhof kann man kaum in der Dunkelheit sehen. Im Vorübergehen, oder eigentlich Geschobenwerden, sieht man Bekannte, liebe Freunde, kann sich aber doch nur kurz begrüßen. Meine Schwestern sehe ich, die mich bewillkommenen und

mir sagen, meine Frau und meine Söhne seien auch auf dem Bahnhofe.

Endlich, in der Vorhalle treffe ich sie. — Gott sei Dank, der uns wieder zusammengeführt hat!

Wir machen uns auf den Heimweg. Mein Gepäck nehmen meine Jungs und so geht es in fröhlichem Geplauder dem lang entmißten Heim entgegen.

## 21. Schlußwort.

Anderen Tages langten dann auch die in Hinzberg Zurückgebliebenen an. Erst sollte ihre Ankunft um  $1\frac{1}{2}$  Uhr erfolgen und eine große Menge hatte sich auf dem Bahnhofe versammelt. Doch dann wurde bekannt, daß der Zug erst um 6 Uhr Dorpat erreichen werde und so mußten denn der Ungeduld nochmals Zügel angelegt werden.

Indessen mehrte sich in und um den festlich geschmückten, bekränzten und bewimpelten Bahnhof die Menge. Hatte doch fast jeder aus der Stadt einen nahen Angehörigen, den er erwartete. Die Studentenverbindungen waren mit ihren Fahnen erschienen und hatten sich vor dem Bahnhof aufgestellt. Die Damen trugen, dank dem schönen Frühlingswetter, festlich helle Kleider. Es war ein frohes Bild, das der Bahnhof bot. Auch ich war dort, um meine lieben Reisegefährten zu begrüßen und mich von den durch Dorpat nur durchfahrenden Revalern zu verabschieden.

Dann fuhr endlich der Zug vor. Von Kamozky an hatten die Heimkehrenden wiederum Frachtwagen erhalten. Die Türen waren weit geöffnet und mit ihrem Gepäck beladen standen die Ankommenden im Wagen, um beim Anhalten rasch aussteigen zu können.

Und nun waren sie endlich alle da, die lang Erwarteten, um die so manches sorgenvolle Herz in Dorpat all die zehn Wochen gebangt hatte. Nur die, aus Dorpat sieben, in Molodetschno Zurückgebliebenen fehlten noch. Diese sind erst am 1. Mai heimgelehrt, es hatte sich bis dahin für sie immer keine Fahrgelegenheit gefunden.

Anderen Tags fand ein erhebend schöner Dankgottesdienst in der Universitätskirche statt, in dem Prof. Seesemann, der uns die ganze Zeit über mit dem Worte Gottes gestärkt und gestützt hatte, die Predigt hielt. An den Gottesdienst schloß sich noch eine Feier in der Aula der Universität, in der wir von verschiedenen Rednern begrüßt wurden.

So hatte denn dieser Zeitabschnitt sein Ende erreicht und das tätige Leben im neuen Baltenlande konnte auch für uns wieder beginnen. Die Arbeit macht jetzt doppelte Freude, tut man sie jetzt doch nicht nur in der alten Weise, um leben zu können, sondern um unserer Heimat eine neue, bleibende Form zu geben, die unserem innersten deutschen Wesen entsprechen soll.

Die Wochen der Gefahr für uns persönlich, die Jahre, ja Jahrhunderte der Gefahr für unser Volkstum sind dahingegangen, versunken in den Abgrund der Vergangenheit, aus dem sie nie wiederkehren mögen. Und wenn ich jetzt die letzten grauenvollen Wochen überblide, so kann ich nicht anders, als Gott danken, der uns beschützt und behütet hat, daß uns trotz aller drohenden Gefahr nichts wirklich Böses begegnet durfte.

Diese zehn Wochen schwebten wir stets zwischen Furcht und Hoffnung. Die Hoffnung hielt uns zwar aufrecht und sie hat uns auch nicht zu Schanden werden lassen, dennoch dürfen wir alle uns

dem nicht verschließen, daß wir in steter Lebensgefahr schwebten. Wer von uns, die wir einander wohl immer sagten, es werde uns nichts geschehen, konnte auch nur annähernd im Ernste voraussagen, wie die verschiedenen Räte, in deren Machtbereich wir uns nacheinander befanden, über uns beschließen würden?

Ein Menschenleben wiegt leicht in solch sturm- bewegter Zeit. Es war ein Kleines, uns alle oder doch viele von uns an eine Mauer stellen und uns niederschließen zu lassen. Aus dem einen Zuge, der aus Wall abfuhr, sind ja auch eine ganze Menge Leute erschossen worden.

Und dann ein Anderes. Wie leicht konnte durch Hestigkeit, durch das Auflehnen des Einen gegen eine unwürdige Behandlung, der wir stets ausgesetzt waren, die Wut unserer Peiniger gesteigert werden, daß sie ohne erst Meinung und Urtheil des Rates abzuwarten, ihre oft geäußerten Drohungen, den oder jenen niederzuknallen, wahr machten.

Ich selbst habe keine persönliche Beschimpfung erfahren, muß aber meine größte Anerkennung und meinen Dank allen denen aussprechen, die bei Beleidigungen mit den größten Worten, bei Schlägen und sonstigen Mißhandlungen stets die Ruhe bewahrten, alles über sich ergehen zu lassen, ohne sich aufzulehnen, und dadurch unübersehbares Unheil von uns allen abwandten. Es liegt in ihrem Verhalten eine innere Kraft, die ich bewundern muß.

Diese Zeit war reich an Enttäuschungen und Überraschungen. Es war merkwürdig, wie alles so ganz anders kam, als wir es vorher annahmen. Was wir an Gerüchten hörten, was wir auf Grund von Annahmen folgerten, fast nie erfüllte es sich.

Oft wurde unsere Geduld übermäßig beansprucht und dann wieder glättete und ebnete sich alles rascher und besser, als wir das je erwartet hatten. Auf unserer Reise und die erste Zeit in Kraßnojarsk erwarteten wir fast täglich unsere Befreiung und sie kam und kam nicht. Dann gelangten wir dazu, mit ihr nicht mehr als bald bevorstehend zu rechnen und siehe, da erfolgte sie gerade unmittelbar nachdem wir die so niederdrückenden Beilen der Schwester erhalten hatten, die uns das Schwärzeste ahnen ließen.

Und unsere Rückreise, die wir als freie Männer in kürzester Zeit zurückzulegen hofften, wie zog sie sich in die Länge. Hin waren wir 17 Tage gefahren mit mehrfachen langen Aufenthalten, weil über unser Schicksal entschieden werden mußte, und zurück brauchten wir 23 Tage! Und dabei waren wir, trotzdem uns vom schwedischen Vertreter und von unserer Wache anfangs gesagt worden war, wir seien frei und könnten machen, was wir wollten, dennoch die Gefangenen, die keinen Schritt ohne Erlaubnis tun durften und sich Drohungen und Schläge gefallen lassen mußten.

Dann endlich, wie wir voll froher Hoffnung, voll Zuversicht waren, als die langentmißten Heimkehrenden von Deutschland, das uns durch sein Machtwort befreit hatte, empfangen zu werden, als wir glaubten, daß für unsere schnelle Heimkehr schon im Voraus alle Wege geebnet sein würden, erwartete uns die bittere Enttäuschung, daß niemand wußte, wer wir waren, daß nichts zu unserer Weiterbeförderung veranlaßt war, daß wir noch im letzten Augenblick, in Hinzenberg, einen gänzlich unerwarteten Aufenthalt über uns ergehen lassen mußten.

Ja, das waren Enttäuschungen und Überraschungen. Was uns aber die ganze Zeit über aufrecht erhielt, das war das Bewußtsein, durch unser Leiden entscheidend mit beigetragen zu haben zu unserer Heimat Befreiung, daß all das Schwere, das wir erduldet und das die Daheimgebliebenen hatten ertragen müssen, nicht umsonst gewesen ist.

Und so schließe ich mit dem Dank gegen Gott, daß er auch mich gewürdigt hat, an dieser großen Sache mit beteiligt zu sein, die unsere Heimat für Kinder und Kindeskinde unserem Mutterlande Deutschland und dem deutschen Volkstum wiedergibt. Diese zehn Wochen möchte ich nicht aus meinem Leben gestrichen sehen.

## 22. Nachwort.

Seit ich den Zusatz zum Vorworte schrieb, sind wiederum fast 8 Monate verflossen, Monate, die in der Weltgeschichte, in der Geschichte Deutschlands und in der Geschichte des Baltenslandes stets zu den bedeutungsvollsten gehören werden. Was wir gehofft, es scheint unwiederbringlich dahin und Schwereres noch, als wir im Winter 1918 erlitten, haben die baltischen Lande in diesem Winter und Frühjahr erleiden müssen. Was uns damals drohte, ist jetzt zur Tat geworden. Tausende baltischer Männer, Frauen und Kinder haben die Gefängnisse der Bolschewiken gefüllt, viele hunderte sind hingemordet oder noch heute verschleppt. Und kein starkes Deutschland gibt es mehr, daß sie, wie einst uns, aus den Händen ihrer Peiniger erretten könnte.

Wo aber der Bolschewismus nicht herrscht, steht man im Baltenslande unter dem Druck völkischen Hasses. Daß der Deutsche dem einheimischen Esten und Letten die ganze Kultur, die er besitzt, gebracht hat, ist vergessen. Daß der Druck, unter dem er bisher gestanden, der gleiche war wie der, unter dem in all den Jahrhunderten auch der deutsche Bauer und Arbeiter unter deutscher Oberschicht stand, wird unberücksichtigt gelassen. Wir haben es im vergangenen Jahre erleben müssen, daß deutsche Offiziere und Soldaten uns

Balten immer wieder den Vorwurf machten, wir hätten als Deutsche den Fremdvölkern gegenüber gesündigt. Das ist eine Verkennung der Tatsachen, hergerufen durch den Umstand, daß bei uns die völkische und gesellschaftliche Scheidung zusammenfiel. — Die Willkür, die heute in Estland herrscht, erinnert an die ärgsten Zustände des vorigen Winters, sind doch die Deutschen unter Polizeiaufsicht gestellt, ist ihnen doch die Benutzung der Eisenbahn untersagt, werden sie doch immer wieder, ohne daß eine persönliche Anklage erhoben würde, in die Gefängnisse geworfen, wo sie Wochen, ja Monate schmachten müssen.

Um dem erneuten Einrücken der Bolschewiken in Dorpat zu entgehen, reiste ich am 20. Dezember nach Reval. Am 21., 12 Stunden nach meiner Abreise, war Dorpat in ihrer Hand. Von Reval wollte ich nach Deutschland. Am 20. Juli erst konnte ich endlich in Swinemünde landen, solange hatte die estnische Regierung durch Verweigerung der Pässe mich und meine beiden ältesten Söhne dort zurückgehalten. Meine Frau und meine drei jüngeren Söhne, die mit den abziehenden deutschen Truppen über Riga nach Deutschland wollten, waren dort geblieben und haben die Schreckensherrschaft der lettischen Bolschewiken dort erlebt und sind dort in den Gefängnissen gewesen. — Mancher meiner Reisekameraden von 1918 ist dem erneuten Ansturm zum Opfer gefallen, oder hat die Schrecken der Gewaltherrschaft über sich ergehen lassen müssen.

Den Gegensatz aber der Stimmung am 24. Februar 1918, da die siegreichen deutschen Truppen in Dorpat einzogen, und am 24. Februar 1919, da die Esten die erste große Feier ihrer Selbst-

ständigkeit begingen, habe ich an diesem letzten Tage, der uns ein wehmütiger Gedenktag bleiben wird, in folgende Verse gebracht:

24. Februar  
1918.

Aus dunkler Nacht, aus tiefster Hölle Qual,  
Befreit uns heut' der Deutschen kleine Zahl.  
Die Glocken, sie rufen ins weite Land hinaus:  
Die Leidenszeit ist vorüber, die Fremdherrschaft  
ist aus.

Drum preiset alle Gottes Macht  
Und voller Jubel singet und sagt:  
„Was wir seit Jugendtagen erhofft und nicht  
gelaunt,  
Wir haben einen Kaiser, wir haben ein  
Vaterland.“

Und 1919.

Die Säule, daran wir lehnten, zerbrach;  
Was voller Kraft wir wähten, erlag.  
Statt der deutschen Herrschaft im Land,  
Haben die Knechte die Macht in der Hand.  
Doch wir geben die Hoffnung nicht verloren,  
Es wird noch ein starkes Deutschland geboren.  
Gott segne und schirm' unser Vaterland,  
Das deutsche Land.

Berlin, den 31. Juli 1919.

Von demselben Verfasser sind im Verlage von Jonck und Poliewsky in Riga früher erschienen:

## Beiträge zur Oekonomie des Landbaues.

- I. Buchführung und Statistik.
- II. Das Wesen der landwirtschaftlichen  
Produktion.